

Natürliche Ressourcen und soziale Verhältnisse.
Ein Beitrag zu Gegenwart und Geschichte der Kari'ña
von Imataca (Venezuela)

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der Albert-Ludwigs-Universität
Freiburg i. Br.

vorgelegt von

Martina Grimmig
aus Oberkirch

WS 2004/2005

Erstgutachter: Prof. Dr. Ulrich Köhler

Zweitgutachter: Prof. Dr. Stefan Seitz

Vorsitzender des Promotionsausschusses
der Gemeinsamen Kommission der Philologischen,
Philosophischen und Wirtschafts- und
Verhaltenswissenschaftlichen Fakultät: Prof. Dr. Hermann Schwengel

Datum der Disputation: 22.06.05

Inhalt

I	EINLEITUNG: DIE KARI'ÑA UND DIE RESSOURCEN DER IMATACA.....	7
I.1.	Indigene im Tropenwald: Erzählfiguren und Bilder	8
I.2	Die Kari'ña von Imataca.....	11
I.2.1	Eine erste Besichtigung.....	14
I.2.2	Imataca im Kreuzfeuer externer Ansprüche	23
I.3	Überlegungen zur Herangehensweise.....	31
I.4	Zum Aufbau der Darstellung	39
II	ZENTRALE KAPITEL EINER RESSOURCENGESCHICHTE DER KARI'ÑA	46
II.1	Gold – der phantastische Reichtum.....	46
II.1.1	El Dorado: Koloniale Phantasien und Rivalitäten (16.-18. Jhd.).....	48
	<i>Konquistadoren, Kannibalen und Kirche</i>	<i>49</i>
	<i>Koloniale Fronten und Handelsbeziehungen.....</i>	<i>54</i>
	<i>Die Kari'ña als Handelspartner und Buschpolizei</i>	<i>57</i>
	<i>Die 'conquista caribe' in Guayana.....</i>	<i>62</i>
	<i>Der doppelte Tod des Kaziken</i>	<i>69</i>
II.1.2	Das postkoloniale El Dorado	74
	<i>Gold und die Kari'ña heute</i>	<i>77</i>
	<i>Zur Konfliktgeschichte von 'Fangol'</i>	<i>81</i>
	<i>Nachwehen des Erfolgs.....</i>	<i>84</i>
	<i>Gold als Agens des Wandels</i>	<i>86</i>
	<i>Indigene Strategien der Goldsuche.....</i>	<i>87</i>
II.2.	Gummi – die gescheiterte Kolonisierung	94
II.2.1	Annäherungen an Balata: die Rekonstruktion einer Leerstelle.....	98
II.2.2	Konzessionsprojekte im ausgehenden 19. Jahrhundert.....	101
	<i>Das Projekt Manoa: Die Konzessionspolitik des Guzmán Blanco.....</i>	<i>104</i>
	<i>Die gescheiterte Kolonisierung.....</i>	<i>112</i>
II.2.3	Boomzeiten: Imataca als Zentrum der Balatagewinnung (1895-1935)	114
	<i>Stationen und Akteure im Balatahandel.....</i>	<i>116</i>
	<i>'Raubbau am Walde': Gewinnungsmethoden von Balata.....</i>	<i>121</i>
II.2.4	Arbeitsbedingungen und Folgen für die indigene Bevölkerung	129
	<i>Der Skandal von Putumayo.....</i>	<i>133</i>
	<i>Die Ära Funes im Territorio Amazonas in Venezuela</i>	<i>135</i>
	<i>Die Situation der Kari'ña während des Balatabooms in Imataca</i>	<i>142</i>

II.3 Öl – die unvollständige Entwicklung	146
II.3.1 "Indios Petroleros": Ölrente und territoriale Ansprüche.....	147
II.3.2 Der "magische Staat" und die Eroberung des Südens.....	157
II.4 Holz – der nationalisierte Raum	165
II.4.1 Holz und die materielle Kultur der Kari'ña	168
<i>Häuser und Holzarbeiten</i>	170
<i>Flechtarbeiten und sonstige Gerätschaften der Subsistenz</i>	173
<i>Instrumente und ihr Gebrauch</i>	176
<i>Einige Bemerkungen über das Brennholz</i>	178
II.4.2 Kommerzielle Holznutzung	180
<i>Forstwirtschaft in Venezuela: Hintergründe und Konzepte</i>	181
<i>Zur Nutzungspraxis der Holzkonzessionäre</i>	183
<i>Die Kari'ña im Wirkungsfeld der Konzessionen</i>	192
<i>Forstwirtschaft und das Problem lokaler Entwicklung</i>	198
<i>Vom Erfolg erfolgloser Unternehmen</i>	201
II.4.3 Holznutzung und Geopolitik.....	211
<i>Internationale Kontexte: Dekolonialisierung und Aufstände</i>	216
<i>Der Rupununi-Aufstand</i>	218
<i>Grenzbewegungen und Migration: ein Beispiel</i>	221
<i>Nachwehen: Die Situation der Kari'ña im Essequibo</i>	227
II.5 Biodiversität – die globalisierte Umwelt	232
II.5.1 Die genutzte Vielfalt bei den Kari'ña	236
<i>Vielfalt der Pflanzen</i>	237
<i>Vielfalt der Tiere</i>	243
II.5.2 Globale Ordnung, lokales Wissen, nationale Rechte	246
<i>Gesetz über die biologische Vielfalt</i>	250
<i>Raumordnung: Ökologische Korridore und genetische Reserven</i>	252
 III SCHLUSS: ZUR KOPRODUKTION NATÜRLICHER RESSOURCEN UND SOZIALER VERHÄLTNISSE	 259
 IV LITERATUR	 274

VERZEICHNIS DER TABELLEN UND ABBILDUNGEN

Tab. 1: Missionsgründungen der katalanischen Kapuziner in Guayana, 1724-1767	67
Tab. 2: Ausfuhr von Balata aus Ciudad Bolívar (1896 bis 1935).....	116
Tab. 3: Forstreserven in Venezuela	183
Tab. 4: Holzkonzessionen in der Reserva Forestal Imataca	185
Tab. 5: Wichtigste angebaute Nutzpflanzen der Kari'ña in Botanamo.....	238
Tab. 6: Sorten der wichtigsten Grundnahrungspflanzen der Kari'ña in Botanamo	240
Tab. 7: Auswahl von Fischarten, die in Botanamo und Umgebung gefangen wurden	243
Tab. 8: Auswahl wichtiger Jagdtiere der Kari'ña.....	244
Abb. 1: Siedlungsgebiete der Kari'ña in den venezolanischen Bundesstaaten Monagas, Anzoátegui und Bolívar sowie im angrenzenden Guyana und Lage der Forstreserve Imataca.....	12
Abb. 2: Siedlungen ('comunidades') der Kari'ña im Untersuchungsgebiet	15
Abb. 3: Ausbreitung der Missionen und Handelsposten sowie Handelswege der Kariben im 18. Jahrhundert	65
Abb. 4: Lage und Ausdehnung der Konzession <i>Manoa</i>	108
Abb. 5: Lage der Erdöl-Förderregionen, der Forstreserve Imataca und der Siedlungsgebiete der Kari'ña	148
Abb. 6: Die Forstreserve Imataca, Konzessionen auf venezolanischer und guyanischer Seite sowie Kernsiedlungsraum der Kari'ña.....	186

I EINLEITUNG

"A place on the map is also a place in history."
Adrienne Rich (1986)

Der tropische Regenwald verkörpert heute mehr denn je den Ort, wo das Indianische sein eigentliches und letztes Refugium hat. Im Vergleich mit anderen Lebenswelten wird dem tropischen Regenwald in aktuellen Erzählungen über indigene Völker ein herausragender Platz eingeräumt. Ablesen lässt sich diese Stellung etwa an der enormen Zahl von Publikationen, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten über indigene Gruppen im Regenwald erschienen ist. Neben der Ethnologie haben längst auch andere Disziplinen begonnen, sich für diese Gruppen zu interessieren, darunter die Geographie, die Soziologie, die Forstwissenschaften und nicht zuletzt die Pharmakologie. Ein Blick in Fernsehen und Zeitschriften zeigt, dass indigene Regenwaldvölker zugleich auch ein beachtetes Thema des öffentlichen Diskurses geworden sind, ein Phänomen, das der Ethnologe Antonius Larenz (1992: 30) bereits vor einigen Jahren mit gewisser Sorge als "Renaissance der Naturvölker" gekennzeichnet hat. Im Blickpunkt der hiesigen Öffentlichkeit stehen dabei vor allem amazonische Regenwaldbewohner wie die Yanomami und die Kayapó, sowie die Penang aus dem malaysischen Sarawak, die sich allesamt inzwischen auch international großer Bekanntheit erfreuen.

Die Konjunktur dieser so genannten Naturvölker steht in engem Zusammenhang mit dem Aufstieg des Umweltthemas im Allgemeinen und des Tropenwaldproblems im Besonderen. Noch in den 1970er Jahren waren es beispielsweise vornehmlich die Kleinbauern der Zentralanden unter den Indigenen Südamerikas, auf die sich das über die Ethnologie hinausreichende öffentliche Interesse richtete und denen auch allfällige Solidaritätsbekundungen galten (Münzel 1991: 111). In den 1980er Jahren vollzog sich dann allmählich eine Verschiebung des Augenmerks auf die Amazonasindianer, wobei mit dem geographischen Wechsel ein thematischer einherging: Soziale Probleme wie Verelendung, Armutsmigration und Unterdrückung, die in der entwicklungspolitischen Diskussion über die Situation der Andenindianer noch im Mittelpunkt standen, wurden zunehmend durch ökologische Gesichtspunkte überlagert und schrittweise in den Hintergrund gedrängt. Die öffentliche Besorgnis galt bald mindestens so sehr dem tropischen Wald wie den dort lebenden indigenen Gruppen; beide sah man nicht nur gleichermaßen in ihrer Existenz bedroht, beider 'Schicksal' wurde – nach und nach – auch eine ähnliche, globale ökologische Tragweite zugesprochen.

Die Warnungen wissenschaftlicher Experten vor den negativen Folgen, die die fortschreitende Zerstörung tropischer Wälder für das globale Klima, für den Wasserhaushalt und neuerdings vor allem für die biologische Vielfalt der Erde mit sich bringt, sind heute ebenso wohlbekannt wie die Erkenntnis, dass die indigenen Bewohner jener gefährdeten Regionen über Kenntnisse und Praktiken verfügen, die zur Bewahrung der genannten Güter wichtig wären. Schon ein flüchtiger Blick in die einschlägige Literatur offenbart, wie

sehr sich in Kreisen der internationalen Umwelt- und Entwicklungspolitik der Gedanke etabliert hat, dass traditionelle Nutzungspraktiken und Wissensformen indigener Völker einen nützlichen Beitrag zum nachhaltigen Management ökologisch problematischer Zonen leisten können (Brush 1996; Banuri/Apfel-Marglin 1993; Jeintoft 2003; Lugo/Demartino 1992). Auch unter den wissenschaftlichen Publikationen zum Thema Tropenwald findet sich heute kaum noch eine, die nicht an irgendeiner Stelle explizit auf die besondere Rolle indigener Völker und deren Formen der Ressourcennutzung zu sprechen käme (Goldsmith 1998; Sponsel et al. 1996; Eghenter 2000, Polansky/Heermans 2004).

Gleiches gilt – zumindest dem Anspruch nach – auch für die politische Praxis der großen internationalen Finanz-, Entwicklungs-, und Umweltorganisationen wie der Weltbank, des *World Resources Institute* oder der *World Conservation Union*. Sie alle haben sich in den letzten Jahren verstärkt mit der Indigenenfrage auseinandergesetzt und dabei sehr ähnliche Grundsätze formuliert. Ihr gleichsinniger Tenor lautet, dass die Menschen, die in tropischen Wäldern leben, insbesondere wenn es sich um eingeborene Gemeinschaften mit traditionellen Lebensformen handelt, geachtet und gestärkt sowie aktiv in das Management der Wälder einbezogen werden sollen (vgl. Davis/Wali 1993; IUCN 1994; World Bank 1990).¹ Nicht zuletzt zeigt sich die politische Stoßkraft dieser Entwicklung in den wachsenden Artikulationsmöglichkeiten, die indigene Gruppen selbst für ihre Belange in Foren der internationalen Umweltpolitik gefunden haben. Der Tropenwald ist hier Anlass für vielfältige soziale und politische Mobilisierungsprozesse, so etwa für die 1992 im malaysischen Penang gegründete 'Globale Allianz der indigenen Völker der Tropenwälder' (s. Colchester et al. 1993: 61ff.), die über alle politischen, nationalen und kulturellen Grenzen hinweg ihre jeweilige Ortsgebundenheit und Beziehung zum Wald zum identitätsstiftenden Element und politischen Katalysator ihres Zusammenschlusses gemacht hat.

I.1 Indigene im Tropenwald: Erzählfiguren und Bilder

Einige Erzählfiguren und Bilder des Indigenen tauchen in den Debatten der Tropenwaldzerstörung mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit auf: Das Bild des leidenden Yanomami etwa, der einen stillen Überlebenskampf gegen Krankheit und ruchlose Goldgräber führt; oder der Topos des weisen amazonischen Waldökologen, mit dem Umweltgruppen, Wissenschaftler und Unternehmer gleichermaßen translokale und transnationale 'Partnerschaften' zum Schutz des Waldes und seiner biologischen Vielfalt auszuhandeln bestrebt sind; schließlich die Figur des Kayapóindianers aus Brasilien, der seine Stammesangehörigen

¹ Die Bedeutung, die den Indigenen in der Tropenwaldforschung heute zugesprochen wird, lässt sich schließlich auch an dem institutionellen Zusammenhang illustrieren, in dem die vorliegende Arbeit entstand. Im DFG-Graduiertenkolleg zur 'Sozio-Ökonomie der Waldnutzung in den Tropen und Subtropen' befassten sich zwei der insgesamt zwölf Dissertationen mit ethnologischen Fragestellungen (vgl. Bürgin 2001, 2002).

beim Protest gegen einen Staudamm filmt, aber auch Verträge mit Holzunternehmen abschließt. Es ließen sich sicherlich noch eine Reihe anderer Bilder von entsprechender Popularität finden. Wichtig ist hier jedoch weniger das konkrete Bild als die umfassenderen Geschichten, die jeweils mobilisiert werden. So fungieren die genannten Bilder als 'generative Metaphern' im hier betrachteten Feld; sie sind wesentlicher Bestandteil von *story-lines*, um einen Begriff des Diskurstheoretikers Hajer (1995: 52ff.) aufzugreifen, die die Verknüpfung von Indigenen und Tropenwald in politischen und wissenschaftlichen Debatten prägen.

Das zuerst genannte Bild, der leidende Yanomami, illustriert die Geschichte von den Indigenen als "Opfer[n] des Fortschritts" (Bodley 1982), die, wenn nicht unmittelbar von Vernichtung bedroht, so doch jedenfalls einem schleichenden Prozess des Untergangs unterworfen sind. Im Kern dieser Erzählung, die in den 1980er eine Hochkonjunktur erlebte, steht erkennbar ein zivilisationskritisches Motiv: Die letzten 'Urwälder', so eine zentrale Aussage, beherbergen auch die letzten 'Ureinwohner', beide sind heute durch Modernisierung und externe Einflüsse in ihrer Existenz höchst gefährdet. Diese Vorstellung beinhaltet, dass die Indigenen im Wesentlichen noch außerhalb der Moderne leben bzw. am Rand der Geschichte, welche nun vor allem in Gestalt von eindringenden Viehzüchtern, Bergbau-, Öl- und Holzunternehmen über sie hereinbricht und sie zu "Gejagte(n) einer unerbittlichen Zivilisation" (Lützenkirchen 1992) macht. Der zeitliche und sachliche Schwerpunkt dieser *story-line* liegt auf den Entwicklungen der letzten Dekaden, insbesondere wenn die Situation amazonischer Waldvölker in den Blick genommen wird. Auflösung und Zerstörung indigener Kulturen werden meist als Ergebnis rücksichtslosen Raubbaus an natürlichen Ressourcen im Zuge unkontrollierter kapitalistischer Durchdringung gedeutet, die – oft in dramatischer Rhetorik – in direkten Gegensatz zur naturverträglichen Lebensweise der Indigenen gestellt wird:

"Zwischen Steinaxt und Motorsäge, zwischen Nomadenzelt und Bohrturm, zwischen umweltverbundenen Lebensformen und profitorientierten Wachstumsideologien liegt die blutige Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation. Schon töten die jenseits der Grenze im Dschungel ihre Neugeborenen, weil sie für sich und die folgenden Generationen keine Zukunft mehr sehen, während gleichzeitig die Pionierbataillone des 'Fortschritts' mit Reißkette und Bulldozer diessseits der Grenze die letzten Pyrrhussiege feiern." (Maderspacher/Stüben 1984: Buchumschlag)

Die Grenze, die in dieser Erzählfigur charakteristischerweise auftaucht, scheidet eine negativ konnotierte Moderne von "Inseln außerhalb der Zeit" (Clifford 1986: 111)², die quasi vor dem Sündenfall stehen und deren sicherer Untergang ein Gefühl des Bedauerns mobilisiert bzw. eine "provokative Erinnerung an all das darstellt, was die zivilisierte Menschheit verloren hat" (Tsing 1993: 7). Diese Inseln außerhalb der Zeit werden bevorzugt in Wäldern verortet, und allein die Tatsache, dass bestimmte Gruppen heute in jenen "letzten ver-

² Eine Bemerkung zur Zitierweise: Fremdsprachige Zitate, die in den fließenden Text eingebaut sind, wurden von mir grundsätzlich ins Deutsche übertragen. Längere, vom eigentlichen Text abgesetzte Zitate werden in der Originalsprache angeführt oder, falls übersetzt, mit dem Kürzel (Üs: MG) ausgewiesen.

bliebenen Außenposten des Paradieses" (Hecht/Cockburn 1989: 8) leben, wird als ein starker Indikator für ihre relative Unberührtheit und kulturelle Authentizität gewertet (vgl. a Putz/Holbrook 1988).

Das zweite Bild, das der ökologischen Weisen, bringt die beiden Komponenten 'Wälder' und 'indigene Völker' in einen optimistischeren Diskurs der 'Vielfalt' ein. Die Indigenen werden darin weniger als Opfer gesehen, denn als Teil eines schützenswerten globalen ökologischen Guts. Dabei stehen nicht die herkömmlichen mineralischen Ressourcen im Blickpunkt. Im Regenwald der 1990er Jahre geht es vor allem um die biologische Vielfalt, deren Erhalt und Nutzung in engem Zusammenhang mit der kulturellen Vielfalt gedacht wird. Umgekehrt wird die Bedrohung von Kulturen nicht nur analog, sondern kausal mit der Bedrohung der Artenvielfalt verknüpft. Das idealisierte Bild des "ökologisch edlen Wilden" (Redford 1991) wird hier zum nüchternen Bild kompetenter Öko-Manager transformiert, deren kulturelle Traditionen und spirituelle Kosmologien auf ihren Kern in utilitaristischer Perspektive reduziert (vgl. di Castri/Younés 1996).

So wird indigenem Wissen heute im Rahmen von Entwicklungsprojekten und Unternehmungen der Bioprospektion entscheidende Bedeutung beigemessen. Die Einbindung indigener Völker in globale wirtschaftliche Prozesse wird in diesem Zusammenhang nicht mehr als deren sicherer Untergang gesehen, sondern eher als Chance, ihre prekäre Situation zu verbessern. Mit der Anerkennung ihrer Rolle als Hüter globaler Umweltgüter, so der Ansatzpunkt, könne eine Teilhabe an der Nutzung dieser Güter gesichert werden, die ihrerseits weiter gehende Prozesse politischer Anerkennung fördere (s. Tauli-Corpuz 2004; Redford/Mansour 1996).

Zwischen diesen beiden Polen steht das dritte Bild, die Figur des sich selbst bzw. seine Gruppe mit der (Video-)Kamera repräsentierenden Kayapó. Er verkörpert die schillernde Subjektposition der Indigenen und verweist zugleich auf die entscheidende Funktion der Bilder und Medien für deren gesellschaftliche Artikulationsfähigkeit. So ist die zunehmende Präsenz indigener Gruppen auf nationalen und internationalen Bühnen eng an neue Formen des kollektiven Ausdrucks gekoppelt, die wiederum anschlussfähig sein müssen an Konzepte und Bilder, wie sie von anderen Akteuren generiert werden (vgl. Flitner 2000). Umweltgruppen gehören heute zu den wichtigsten Produzenten solcher Bilder in einer zunehmend globalisierten Medienlandschaft, und so bieten sich prekäre Allianzen an, die sich auf dem dünnen Grat zwischen Renaturalisierung und strategischem Essentialismus bewegen. Indigene reartikulieren ihre kosmologischen Systeme in Begriffen wie 'Respekt für Mutter Erde' und 'Bewahrer der Biodiversität' in dem Versuch, ein "geschmeidiges Bild" (Meyers 1991: 35) zu schaffen, das auf traditionelle Elemente zurückgreift und sich doch gut mit westlichen Vorstellungen verbinden lässt (Conklin/Graham 1995; Brosius 1997). Dass dabei nicht nur Anschlüsse zu exotistischen und primitivistischen Denkfiguren riskiert werden, sondern zugleich eine an ethischen und ökologischen Kriterien ausgerichtete Hierarchie "kultureller Reinheiten" (Conklin 1997) erzeugt und festgeschrieben wird, zeigt sich besonders dort, wo Indigene *nicht* dem an sie herangetragenen Bild entsprechen.

So lösten etwa die Geschäfte der indigenen Kayapó mit Holzunternehmen nach ihrem Bekanntwerden 1992 in der internationalen Öffentlichkeit große Empörung und Enttäuschung aus; vielfach war von einem "Sündenfall am Amazonas" die Rede – so titelte auch eine führende deutsche Wochenzeitung (*Die Zeit* v. 22. Mai 1992). Diese Art der "Kooptierung", so stellt die brasilianische Ethnologin Alcida Ramos (1994: 162) trocken fest, "steht den Indigenen offenbar nicht zu" (vgl. a. Fisher 1994; Kressing 1994).

Diese drei grundlegenden Topoi setzen heute den größeren Rahmen, in dem – gewollt oder ungewollt – alle indigenen Bewohner der tropischen Regenwälder agieren. Genauer: die Bezugnahme auf jene Bilder scheint eine fast unhintergehbare Bedingung der Artikulation ihrer Positionen, wenn diese den lokalen Rahmen überschreiten soll. Umgekehrt bilden sie auch den Punkt des Eintritts, die Pforte, durch die wir den konkreten Raum des Indigenen öffentlich betreten.

I.2 Die Kari'ña von Imataca

Die indigene Gruppe, die im Blickpunkt dieser Arbeit steht, sind die in den Wäldern der Sierra Imataca im Osten des venezolanischen Bundesstaates Bolívar lebenden Kari'ña.³ Diese Angehörige der karibensprachigen Kari'ña lassen sich wohl vor allem in der ersten Figur als 'Opfer' denken, und zwar als relativ wehrlose Opfer, die sich unter dem gegenwärtig massiven Druck externer Kräfte in einem fortschreitenden Prozess der kulturellen Auflösung und Proletarisierung befinden. Von venezolanischen Ethnologen wurden sie mir durchgängig als eine extrem marginalisierte, sozial anomische, geradezu traumatisierte Kultur vorgestellt, als eine versprengte Gruppe, die quasi vergessen und verloren im Wald lebt. Indigene Aktivisten in Venezuela bemühten in Anspielung auf die im Vergleich mit anderen indigenen Gruppen der Region auffällig schwache Artikulationsfähigkeit der Gruppe häufig auch die Attribute "rückständig" oder "vernachlässigt".

Auch die Aufmerksamkeit, die den Kari'ña in der Region Imataca bisher von wissenschaftlicher Seite zuteil wurde, ist gering, selbst seitens von Ethnologen. Dies verwundert zumindest auf den ersten Blick, da die große Mehrheit der über 25 in Venezuela ansässigen indigenen Gruppen ethnologisch recht gut dokumentiert ist.⁴ Darunter fällt auch jene weitaus

³ Wie bei vielen indigenen Gruppen bedeutet die Eigenbezeichnung Kari'ña einfach Mensch bzw. der wahre Mensch. Da eine klare Übereinkunft zur Schreibweise indigener Namen fehlt, finden sich in der Literatur eine Reihe verschiedener Bezeichnungen bzw. unterschiedlicher Schreibweisen des Namens Kari'ña. Zu den gebräuchlichen Varianten gehören: Karinya, Kalinya, Kariña, Kalina; Kaliña (oder auch die Pluralform Kalinago), Caribe. Des Weiteren sind die Kari'ña in den drei Guiana-Ländern und auf karibischen Inseln historisch auch unter dem Namen Galibí, Karaíbe etc. bekannt geworden. Zur schwierigen linguistischen Begriffsbestimmung s. Heinen (1983-1984: 4ff); Henley (1983-1984: 171); Dreyfus (1983-84). In der jüngeren Literatur findet bevorzugt die Schreibweise Kari'ña Verwendung, der ich im Rahmen dieser Arbeit folge.

⁴ Zur Venezuela-spezifischen ethnologischen Literatur siehe vor allem die Zeitschrift *Antropológica*, deren Herausgeber Erika Wagner und Walter Coppens in regelmäßigen Abständen umfassende und aktualisierte

größere Gruppe von Kari'ña, die in den östlichen Savannen der Bundesstaaten Monagas und Anzoátegui siedelt und die im Gegensatz zu ihren 'Stammesangehörigen' in Imataca bereits "weitgehend in die übergeordneten regionalen Wirtschaften eingebunden ist" (Heinen/Kasburg 1994: 11; vgl. auch Schwerin 1966, 1979; Civrieux 1974b; Morales Méndez 1983; Mansutti 1989; Amodio et al. 1992). So sind denn auch in Venezuela, wenn von 'den Kari'ña' die Rede ist, meist jene nördlich des Orinoko lebenden Vertreter der Ethnie gemeint (s. Abb. 1). Die Literatur über die südliche Teilgruppe beschränkt sich dagegen auf einige im staatlichen Auftrag erstellte Gutachten über die aktuelle Situation der Indigenen im Bundesstaat Bolívar im Allgemeinen, in denen dann auch die Kari'ña in der Region Imataca kurz erwähnt werden (Villalon 1985, 1988).

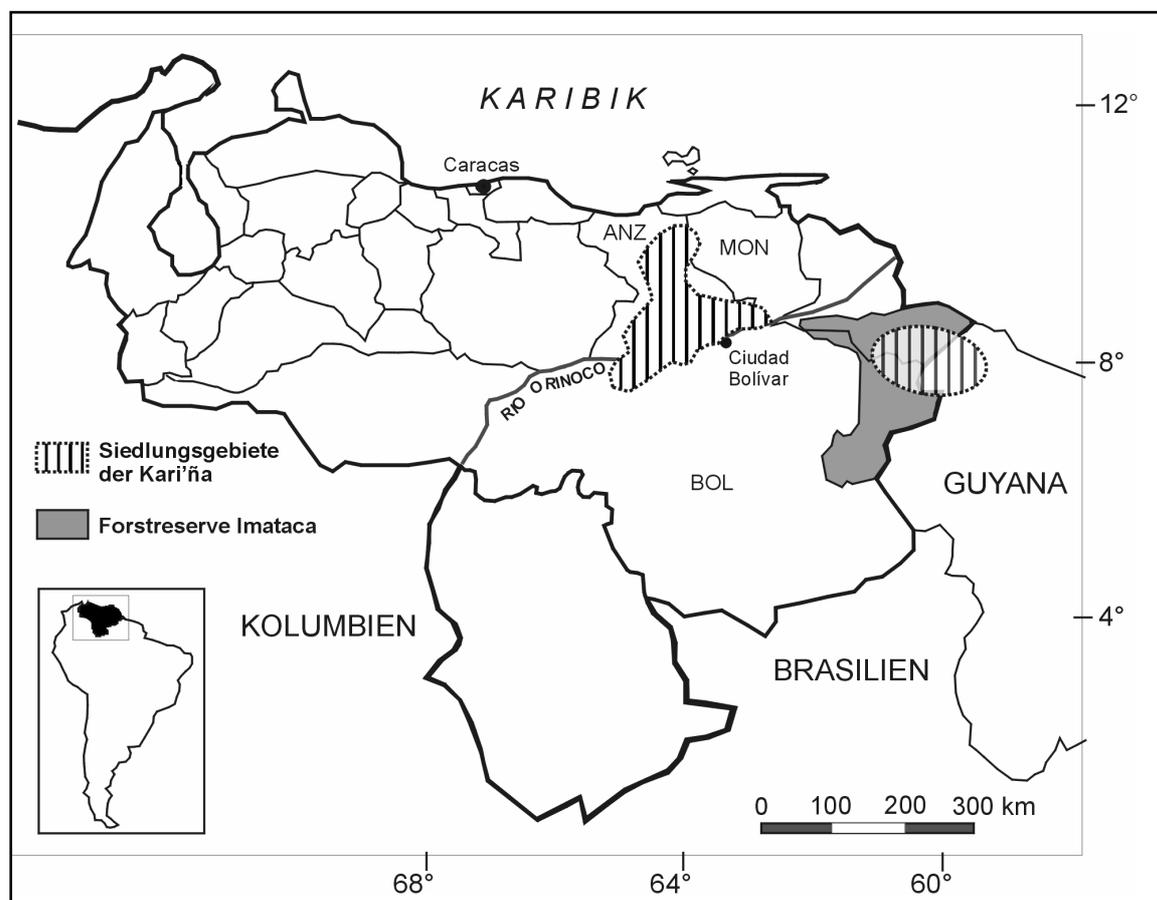


Abb. 1: Siedlungsgebiete der Kari'ña in den venezolanischen Bundesstaaten Monagas, Anzoátegui und Bolívar sowie im angrenzenden Guyana und Lage der Forstreserve Imataca

Doch wird diese geringe Beachtung zumindest teilweise dadurch kompensiert, dass einige größere Studien über verschiedene Kari'ñagruppen in den benachbarten drei Guianaländern veröffentlicht wurden, die als ethnologische Referenzwerke genutzt werden können. Für die vorliegende Arbeit besonders interessant sind die klassische Monographie von John Gillin aus dem Jahr 1936 über eine Kari'ñagruppe im unmittelbar an Imataca angrenzenden

Gebiet des Baramaflusses im damaligen Britisch-Guiana und die 35 Jahre später erfolgte Wiederholungsstudie der britischen Ethnologin Kathleen Adams, die 1972 erschien. Mit der betreffenden Gruppe stehen die von mir untersuchten Kari'ña bis heute in engem Austausch; im Laufe der vorliegenden Arbeit werde ich auf diese Studien daher immer wieder vergleichend Bezug nehmen. Ein weiteres wichtiges Referenzwerk ist die detaillierte Monographie von Peter Kloos (1971) über die "Maroni River Caribs" in Surinam, die ebenfalls der Ethnie der Kari'ña angehören. Nicht zuletzt gilt es an dieser Stelle, die ethnohistorischen Arbeiten von Neil Whitehead (u.a. Whitehead 1988, 1990a,b, 1992, 1998, 2002) hervorzuheben, die mit ihrem umfassenden Rückgriff auf historisches Quellenmaterial und ihrer detaillierten Darstellung eine Fundgrube wertvoller Einsichten und Informationen zur Ethnohistorie der Kari'ña und den Entwicklungen in der venezolanisch-guyanischen Grenzregion bilden.

Auf der guyanischen Seite fand die Lage der Kari'ña auch in jüngerer Zeit einige Beachtung; insbesondere das *Amerindian Research Unit* (ARU) der Universität Guyana unter der Leitung von Janette Forte hat in den letzten Jahren einige Studien zur aktuellen Lage vorgelegt (u.a. Forte 1990, 1993, 1999a,b). Die Untergruppe der Kari'ña im angrenzenden, venezolanischen Guayana hat dagegen trotz ihrer prekären Situation weiterhin nur geringe Beachtung gefunden, und zwar nicht nur durch Ethnologen und Sozialwissenschaftler, sondern auch durch die nationalen und regionalen Umweltgruppen, die in dem Gebiet seit Jahren präsent sind. Dies mag nicht zuletzt damit zusammenhängen, dass diese Kari'ña – wie im Einzelnen noch deutlich werden wird – nur ganz unvollständig dem Indigenenbild entsprechen, wie es derzeit von Umweltgruppen, Medien, und Wissenschaftlern propagiert wird. Gerade die Aspekte, die breite Sympathien zu mobilisieren vermögen, die Bilder der Selbstbestimmung und der ökologischen Weisheit, sind hier nicht ohne weiteres zu finden oder zu entschlüsseln. Zumindest bei oberflächlicher Betrachtung bleiben diese Kari'ña in einem diffusen Opferstatus befangen und erinnern eher an jene "gescheiterten Primitiven" aus Indonesien, von denen Tania Li (1999) berichtet: Ethnologen hätten sich dort irritiert und etwas enttäuscht abgewendet, weil die betreffenden Gruppen sich und ihre Subsistenzpraktiken nicht auf eine Art zu repräsentieren wussten, die dem an sie herangetragenen Diskurs des 'indigenen Wissens' entsprach.

Wie also leben diese Kari'ña heute? Wie können oder müssen wir uns ihre Situation vor Ort vorstellen? Diesen Fragen soll hier etwas ausführlicher nachgegangen werden, in Form einer vorläufigen Annäherung und Einführung, die umso notwendiger ist, als die folgenden Kapitel keine ethnographische Zielsetzung verfolgen. Die Darstellung ist dabei in zwei Abschnitte unterteilt: zunächst erfolgt eine 'erste Besichtigung', die dann in einem zweiten Schritt von einigen Ausführungen über die gegenwärtigen Entwicklungsprozesse und Konfliktdynamiken in und um ihr Siedlungsgebiet ergänzt werden. Die Einführung bleibt zunächst einmal skizzenhaft. Detailliertere und tiefergehende Betrachtungen zur lokalen Situation, zu einzelnen ethnographischen Aspekten und zu den Konflikten der Kari'ña heute finden sich in den folgenden, thematischen Kapiteln der Arbeit.

I.2.1 Eine erste Besichtigung

Bei einer ersten Ortsbesichtigung in einem der Kari'ñadörfer im fraglichen Gebiet drängt sich zunächst einmal der Eindruck großer Armut und Zerrüttung auf. Ein ethnologisch geschulter Blick wird beim zweiten Hinsehen bald auch typische Merkmale einer 'Karibenkultur' finden.⁵ Diese Merkmale haben sich offensichtlich während der letzten Jahrzehnte erstaunlich wenig verändert, jedenfalls wenn man zum Vergleich die Beschreibungen heranzieht, die der Ethnologe John Gillin in den 1930er Jahren mit Blick auf eine Kari'ñagruppe im benachbarten Guyana verfasst hat, Beschreibungen einer, wie er hervorhebt, "kulturell relativ reinen" Gemeinschaft (Gillin 1936: 111). So entsprechen z.B. der Hausbau, die Siedlungsweise und die sichtbaren Merkmale der Subsistenzwirtschaft sowie relevante Teile der materiellen Kultur weitgehend seinen vor rund siebzig Jahren erhobenen Befunden. Nüchtern ethnographisch besehen also erscheint vieles an dem, wie die Kari'ña heute leben, vertraut oder, um ein naheliegendes Attribut zu benutzen, 'traditionell' (vgl. a. Adams 1972; Kloos 1971).

Die Siedlungen der Kari'ña, auf die sich meine folgenden Ausführungen konzentrieren, sind heute – jedenfalls in der Trockenzeit – vergleichsweise mühelos zu erreichen. Sie liegen im wesentlichen verstreut entlang einer ursprünglich aus militärisch-strategischen Überlegungen angelegten, unasphaltierten Piste, die von Tumeremo, Hauptbezirksstadt des *Municipio Sifontes* und regionales Zentrum des Goldbergbaus, durch ausgedehnte, sich in großen, hügeligen Wellen dahinziehende Waldgebiete geradewegs nach Osten an die venezolanisch-guyanische Grenze führt. Von Tumeremo, das selbst direkt an die nach Brasilien führende Nationalstraße angebunden ist, sind es etwa 100 Kilometer bis zum letzten von der *Guardia Nacional* bemannten Grenzposten, an dem die Piste ohne Fortsetzung endet. Einige kleinere, weniger gut präparierte Stichstraßen zweigen von dieser Hauptpiste ab. Sie führen in der Regel zu den verstreut liegenden Minenorten oder auch zu den Arbeitercamps der Holzunternehmen, die hier seit den frühen 1980er Jahren kommerziellen Holzeinschlag betreiben.

Die ersten Siedlungen der Kari'ña erreicht man mit einem geländegängigen Fahrzeug von Tumeremo aus bei günstigen Bedingungen nach einer knappen halben Stunde Fahrzeit. Ein kleines, unscheinbares Holzschild am Rand der Piste verweist auf die "Comunidad Kari'ña

⁵ Die 'Kariben' bilden eine der großen indigenen Sprachfamilien Südamerikas. In Venezuela gehören neben den Kari'ña u.a. die Ye'kuana, Pemon, E'ñepa und Yukpa zur Sprachfamilie der Kariben. Der moderne ethnologische Terminus 'Kariben' ist also in erster Linie eine linguistische Kategorie und keine kulturelle, auch wenn die Frage nach der Existenz einer gemeinsamen und diskreten Karibenkultur und -identität insbesondere in den 1970er Jahren vielfach Gegenstand ethnologischer Diskussionen war (Drummond 1977; Heinen 1983-84: 1-8). In diesem Zusammenhang stellte Basso (1977) einen Katalog von acht Kulturmerkmalen auf, die einen "typischen Karibenkomples" konstituieren sollen. Diese Perspektive kann essenzialistischen Kulturvorstellungen Vorschub leisten; hier soll mit dem Begriff 'Karibenkultur' einstweilen nur zum Ausdruck gebracht werden, dass die Kari'ña in Imataca einige kulturelle Muster aufweisen, die auch (aber nicht nur) für andere karibische Gruppen der Region beschrieben worden sind, so etwa die prominente Rolle des Bittermaniok in ihrer Subsistenz und die relative Autonomie der individuellen Haushalte.

Lagunita" (s. Abb. 2). Dies ist eine kleine Siedlung von nur drei Häusern. Ungefähr eine Viertelstunde später stößt man dann auf den Ort Botanamo, der vom Ausgangspunkt Tumeremo etwa dreißig Kilometer entfernt liegt. Seinen Namen verdankt dieser Ort wie viele der Kari'ña-Siedlungen dem lokalen Gewässer, in diesem Fall dem Flüsschen Botanamo. Dies ist der Ort, wo ich einen Großteil meiner Zeit im 'Feld' verbrachte, so dass sich viele meiner Befunde und Beobachtungen im besonderen Maße auf ihn und seine indigenen Bewohner und Bewohnerinnen beziehen. In wechselnden Abständen folgen dann in östlicher Richtung die Comunidades Tres Puentes, Km 50, Matupo I und Matupo II, Juan Cansio, El Prestamo und, nicht mehr mit der Straße verbunden, Las Pavas, ein kleiner Minenort, an dem auch einige Kari'ña leben. Zwei weitere Weiler mit den klangvollen Namen Mata Limón und La Platanal liegen etwas tiefer im Wald und entziehen sich somit dem Blick von der Piste; noch weiter südlich liegen Pozo Oscuro und Los Guaicas. Am östlichen Ende der Piste befinden sich ein Grenzposten der Guardia Nacional und das Arbeitercamp eines Holzunternehmens; etwa zehn Kilometer vor den Siedlungen El Prestamo und Juan Cansio fährt man durch eine bereits ältere, und als einzige direkt an der Piste liegende Goldgräbersiedlung, das Dörfchen Bochinchito, wo sich Goldsucher wie Waldarbeiter in einem kleinen Laden mit den notwendigsten Lebensmitteln versorgen können.

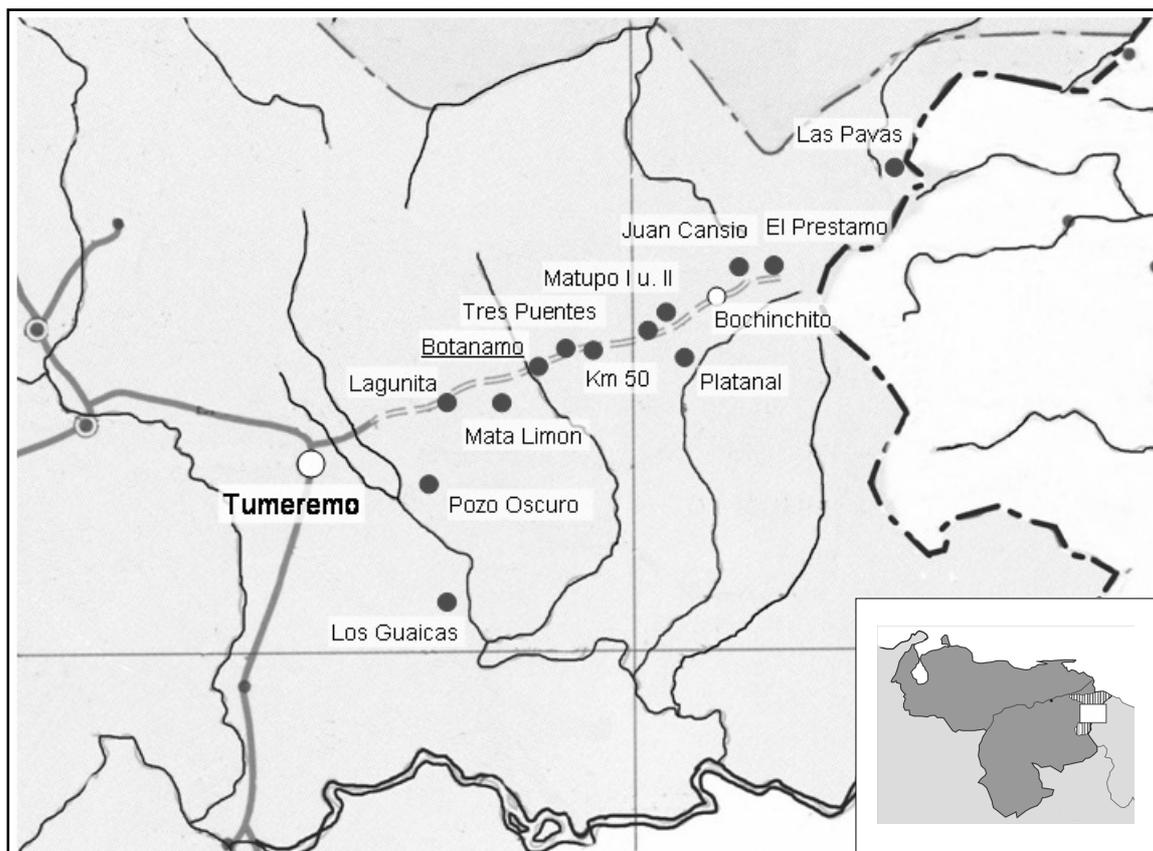


Abb. 2: Siedlungen ('comunidades') der Kari'ña (schwarzgrau) im Untersuchungsgebiet

Der in Venezuela so gebräuchliche Begriff der *comunidad* weckt in Bezug auf die genannten Weiler etwas irreführende Assoziationen, wenn man darunter im landläufigen Sinne eine kleine Siedlung oder Gemeinde versteht. Zwar stellen die *comunidades* durchaus eine übergeordnete räumlich-soziale Bezugsgröße dar, auf die sich die einzelnen Haushalte der Kari'ña auch beziehen. Es gibt jedoch keinen festen Siedlungskern, auch sind die Grenzen zwischen den verwandtschaftlich organisierten *comunidades* sehr fließend. Insgesamt leben nach meinen Erhebungen im Jahr 1997 etwa 950 Personen in dem Gebiet.⁶ Die erwähnten Ortschaften haben zwischen 25 (Lagunita) und etwa 350 Einwohner (Matupo I), wobei innerhalb der einzelnen Orte, aber auch zwischen ihnen, vielfache Verwandtschaftsbeziehungen bestehen (vgl. Gillin 1935). Die Siedlungen selbst bilden ein loses Gefüge aus kleinen mehr oder weniger weitläufig im Wald verstreuten Gehöften oder auch mehreren Hütten verwandter Familien (häufig Brüder). Um die Hütten herum sieht man Brandrodungsfelder in unterschiedlichen Nutzungsstadien angelegt; das ganze Gebiet wird von einem scheinbar wirren Netz schmaler Waldpfade durchzogen. Nur wenige Häuser sind von der Piste aus direkt sichtbar. Überwiegend handelt es sich dabei um 'öffentliche Einrichtungen', wie z.B. die kleinen Schulgebäude, die die katholische Kirche in den letzten Jahren in einigen *comunidades* errichten ließ, oder auch die Wellblechhütten einer adventistischen Missionarsfamilie aus Guyana, die sich vor einigen Jahren in Matupo II niederließ.

Obwohl sich das eigentliche Leben zum großen Teil abseits und 'unsichtbar' von der Piste im Wald abspielt, scheinen die Kari'ña gleichzeitig doch diffus allgegenwärtig und präsent, wenn man durch das Gebiet fährt. Zum einen ist es kein ungewöhnliches Ereignis, sie irgendwo auf der holprigen und von den schweren Holzlastzügen durchfurchten Piste anzutreffen: Frauen in knielangen Baumwollkleidern, mit Kindern unter dem Arm, die gerade vom Wasserholen kommen oder, insbesondere in den späten Nachmittagsstunden, einfach nur auf dem Weg hocken und ihren spielenden Kindern zuschauen; Männer in ihren obligatorischen Gummistiefeln, die von einem Besuch bei nahen Verwandten, von der Jagd oder auch von einem Ausflug nach Tumeremo zurückkommen. Immer wieder sieht man einige Kari'ña plötzlich auftauchen, und meist ebenso schnell im Wald verschwinden. Erst später lernt man dann die weniger auffälligen Zeichen ihrer Anwesenheit zu lesen wie, um nur ein simples Beispiel zu nennen, jene kaum merklich lichter Stellen am Waldrand, die meist den Eingang zu einem der zahlreichen Fußpfade in den Wald markieren. Vielleicht ist es dieses Zusammenspiel von Zugänglichkeit und Abgesondertheit, von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, das die Lebensverhältnisse der Kari'ña schon bei einem

⁶ Der letzte Zensus aus dem Jahr 1992 registriert hier noch 595 Kari'ña, also nur etwa knapp zwei Drittel der Bevölkerung nach meiner Erhebung. Die starke Zunahme lässt sich nur zum Teil durch Bevölkerungswachstum und Immigration erklären; der Zensus beschränkte sich auf die Orte Bochinche, Pozo Oscuro und Los Guaicas und wurde vermutlich auch weniger aufwändig durchgeführt (OCEI 1992). Der in der Region arbeitende Ethnologe Alexander Mansutti schätzt die Kari'ña-Bevölkerung in der gesamten Reserve Imataca im Jahr 2000 auf 1140, was sich gut mit meinen Zahlen für das (engere) Gebiet zwischen Tumeremo und Bochinche deckt (UNEG-CIAG 2000: 21).

ersten Besuch so merkwürdig disparat erscheinen lässt. Doch es bleibt auch später noch frappierend, wie abgeschottet und losgelöst die Kari'ña im Allgemeinen von der sie unmittelbar umgebenden Welt der *criollos* leben, gerade auch im Vergleich mit anderen indigenen Gruppen der Region. Zugleich jedoch, und das ist nicht weniger erstaunlich, scheinen die Kari'ña tiefer als diese von jener 'anderen Welt' traumatisiert zu sein.

Aber fahren wir zunächst mit unserer Besichtigung fort. Die Siedlungen oder einzelnen Gehöfte der Kari'ña bieten durchweg einen ähnlichen Anblick: eine kleine, von Vegetation gesäuberte Fläche, auf der relativ frei stehend das Haus zu sehen ist, manchmal noch ein separates Küchenhaus oder 'Trinkhaus' daneben, in dem ein ausgehöhlter Baumstamm liegt, das *canoa*⁷, in dem das Maniokbier gebraut wird, wie ich später lernte. Während man bisweilen auch mehrere Hütten locker beieinander stehen sieht, sind die meisten Hütten doch zumindest so weit von denjenigen ihrer unmittelbaren Nachbarn entfernt, dass sie nicht mehr in direktem Sichtkontakt zueinander liegen (vgl. Gillin 1936: 31). Die Hütten, die die Kari'ña bewohnen, sind sehr einfache Konstruktionen. Das typische *atto*, wie sie das Haus nennen, besteht im Wesentlichen aus einem vier- oder sechspfähligen Gerüst von rechteckigem Grundriss mit einem Giebeldach, das bevorzugt mit Blättern verschiedener Palmenarten bedeckt wird; es hat im allgemeinen keine Wände (im Einzelnen siehe dazu Kap. II.4). Der Gesamteindruck, den diese Häuser vermitteln, ist ärmlich und desolat, einzelne wirken so vernachlässigt, dass man meinen könnte, sie seien mehr als provisorischer Unterschlupf gedacht denn als dauerhafte Behausung (vgl. a. Forte 1999b).

Der Blick kann schon im Vorbeigehen ungehindert in die Behausungen schweifen, denn es gibt auch keine gesonderte Abtrennung im Inneren der Hütte, etwa zwischen Schlaf- und Küchenbezirk, wie dies Fuchs (1961) aus Cachama, einem Kari'ñadorf in den nördlicher gelegenen Llanos, beschrieben hat. Die zum Schlafen genutzten, aus Baumwolle gewebenen Hängematten sind tagsüber meist um die oberen Querbalken des Hauses geschlungen, so dass sie etwa bei der Nahrungszubereitung und anderen häuslichen Tätigkeiten nicht im Wege sind. Längs einer Hausseite sieht man für gewöhnlich einen entrindeten Baumstamm liegen, der offenbar als Sitzbank dient; als eine Art Hocker gebrauchen die Kari'ña gerne auch die Panzer der in Guayana weit verbreiteten und von den Kari'ña als Mahlzeit besonders geschätzten Morrocoyschildkröte, *wayaamu*. Unter den in und um das Haus herumliegenden Gebrauchsgegenständen – Plastikeimer, Wasserkanister, Töpfe, geflochtene Tragekörbe, Baumwollspindeln, Kalebassengefäße u.v.m. – fallen insbesondere diejenigen

⁷ Begriffe in Kari'ña werden hier und im weiteren Text der Kenntlichkeit halber in einer anderen Type (Arial) als der Haupttext (Times) gesetzt, Begriffe aus dem Englischen, Spanischen und Lateinischen in Kursivschrift (Times). Die hier verwendete Transkription für Kari'ñawörter richtet sich soweit möglich nach dem *Diccionario Básico del Idioma Cariña* von Jorge Mosonyi (1978), der sich wiederum auf das von seinem Bruder, dem bekannten Linguisten Esteban E. Mosonyi entwickelte Transkriptionssystem "Alphabet der Indigenen Sprachen Venezuelas" (ALIV) stützt. Insbesondere bei den Termini für Flora und Fauna konnte ich ergänzend auf ethnographische Notizen und Transkriptionen zurückgreifen, die mir Marc und Gisela Civrieux dankenswerterweise zur Verfügung stellten (vgl. a. Civrieux 1973). In Fällen, in denen keine Anhaltspunkte vorlagen, habe ich meine Transkription an deren Vorgaben auszurichten versucht.

ins Auge, die für die Verarbeitung des Bittermaniok eine zentrale Bedeutung haben und daher auch niemals fehlen: Der geflochtene Maniokpressschlauch, *mataapi* genannt, hängt gewöhnlich sehr sichtbar an einem der Eckpfosten des Hauses; die Maniokreibe (*sema'ri*), in der Regel ein durchlöcherter Stück einer alten Blechtonne, das geflochtene Mehlsieb (*manare*), der zum Mehlauftragen und Glattstreichen genutzte, ebenfalls geflochtene Fächer (*vori'vori*) und der *Budare* (*ariñatu*), meist eine runde Eisenplatte von knapp einem Meter Durchmesser, auf dem die Fladen gebacken werden, liegen entweder griffbereit neben der Feuerstelle oder weggepackt auf einem Brettverschlag unterm Dach des Hauses, wo auch andere wertvolle Besitztümer wie Bogen, Pfeile, Axt, Taschenlampen, Batterien, und, soweit vorhanden, das Jagdgewehr aufbewahrt werden.

Wenn man an den offenen Hütten der Kariña vorbeikommt, sieht man häufig Frauen, die mit der Zubereitung von Bittermaniok (*küdere*) beschäftigt sind, der wie bei zahlreichen anderen Karibisch sprechenden Gruppen Guyanas das mit Abstand wichtigste Grundnahrungsmittel der Kariña ist. Die Verarbeitung des Bittermaniok zu großen, runden Brotfladen, den *areepas*⁸, oder nicht weniger häufig zu einem bierähnlichen Getränk, dem *kashiiri*, gehört zu den Tätigkeiten der Frauen, für die am meisten Zeit aufgewandt wird, zwei bis drei volle Arbeitstage pro Woche je nach Größe der Familie. Es kommt äußerst selten vor, dass eine Mahlzeit kein *areepa* oder eine andere Form von Maniok beinhaltet, und wenn dies doch einmal der Fall ist, dann meist deshalb, weil kein reifer Maniok vorhanden ist oder ein Teil der Maniokknollen auf den Feldern wegen zu viel Nässe verrottet und ungenießbar geworden ist. Entsprechend viel Platz nehmen die bis zu zwei Meter hohen Maniokstauden auf den meist unmittelbar an das Haus anschließenden Feldern (*mañnarü*, Sing. *mañña*) ein, wo herumliegende verkohlte Baumstämme noch von der vorausgegangenen Brandrodung zeugen.⁹ Etwa zwei Drittel der Fläche der meist einen halben Hektar großen *conucos*¹⁰ ist mit den Stauden dieser weit verbreiteten Knollenfrucht bepflanzt, wobei die nicht-bittere Variante *yupuo*, die ebenfalls gepflanzt wird, den weit aus geringeren Anteil ausmacht. Dazwischen und auf den restlichen Flächen entdeckt man nach und nach, scheinbar in einem wilden Durcheinander, eine Vielzahl anderer Feldfrüchte und Anbauprodukte: Tabakpflanzen, Mais, Yams und Süßkartoffeln, Bananenstauden, Kürbisse, Melonen, Baumwolle, Agaven, Ananas, Papayastauden, Onotobüsche, Guaven-

⁸ Nicht zu verwechseln mit den fast gleichnamigen *Arepas*, mit Fleisch oder Fisch gefüllten Maistortillas, die es in Venezuela in vielen Straßenimbissen und Restaurants zu kaufen gibt.

⁹ Je länger das Haus am gleichen Standort, desto weiter entfernt liegen auch die Maniokfelder, wobei die älteren, um das Haus befindlichen Felder über die Jahre allmählich zuwuchern bzw. das Potenzial ihrer Fruchtbarkeit regenerieren. Oftmals stehen dort auch Obstbäume, die noch lange nachdem das Feld 'aufgegeben' wurde, gepflegt und genutzt werden. Zum Mobilitäts- bzw. Migrationsverhalten, einschließlich der Bedeutung, die dabei dem 'Wanderfeldbau' als Motiv zukommt, siehe im besonderen Kapitel II.4.

¹⁰ *Conuco* ist der in Venezuela gebräuchliche Ausdruck für den kleinbäuerlichen und indigenen Brandrodungsfeldbau im Allgemeinen, unabhängig von Nutzungsdauer, Anbauprodukten oder Brachezeiten. Typisches Charakteristikum ist neben der relativ kleinen Größe der Felder und der Brandrodung vor allem der Anbau in Mischkultur.

bäume, Zuckerrohr und Pfefferschotensträucher verschiedener Art, um nur einige der gebräuchlichsten Pflanzen zu nennen.¹¹

Die umliegenden Felder machen gerade bei einer ersten Besichtigung einen ziemlich 'verwilderten' Eindruck. Dies hat schon Kloos in seiner Ethnographie über die in ähnlicher Umwelt lebenden *Maroni River Caribs* in Surinam zu der Einschätzung geführt, dass "der Gartenbau der Kariben [...] gewissermaßen verfeinertes Sammeln" sei (Kloos 1971: 37).¹² Man wird jedoch alsbald merkliche Unterschiede feststellen, was Größe, Pflege und Pflanzenvielfalt der Felder angeht, sowohl zwischen individuellen Eignern als zwischen den einzelnen Weilern. Auffällig ist beispielsweise, dass die *conucos* in denjenigen Orten tendenziell kleiner und vernachlässigter wirken, die näher an den Goldminen liegen.

Während man bei der Feldarbeit sowohl Männer als auch Frauen beobachten kann, wenn auch in unterschiedlichem Umfang und differenziert nach Tätigkeiten, so sind die Jagd (*vataarono*) und der Fischfang (*vootoppko to'no*) ganz überwiegend die Sache der Männer. Die eigentliche Jagd wird man bei einem ersten Besuch aber kaum beobachten können, denn die Männer machen sich dafür bevorzugt nachts oder in den frühen Morgenstunden auf den Weg, alleine oder gelegentlich auch zu zweit, häufig ausgerüstet mit einer kräftigen Taschenlampe, um die nachtaktiven Tiere zu blenden, die dann aufgeschreckt oder in erstarrter Pose ein relativ leichtes Ziel abgeben. Obgleich das Gewehr dabei vielfach den herkömmlichen Pfeil und Bogen ersetzt hat, sind letztere doch noch weit verbreitet, was unter anderem daran liegen mag, dass viele der Kari'ña sich ein Gewehr und die dafür notwendigen Patronen einfach nicht leisten können.¹³ In Botanamo z.B. besaßen von den 15 erwachsenen Männern nur drei ein Gewehr. Dennoch trägt die Jagd auch heute noch maßgeblich zur Subsistenz bei. Fisch oder Fleisch gehören wie das Maniokbrot zu den essenziellen Bestandteilen einer Mahlzeit bei den Kari'ña, so dass, wie Gillin (1936: 1) schon bemerkt hat, "andere Nahrungsmittel fast als Garnierung betrachtet werden können". Er beginnt seine Ethnographie der Kariben denn auch mit einem Kapitel über die Jagd, die bei den Kari'ña, wie bereits angesprochen, heute offenbar noch nach ganz ähnlichem Muster verläuft wie vor siebzig Jahren (ebd.: 1-14, vgl. a. Adams 1972: 16). Mit dem Verkauf von Wild in Tumeremo oder an die Arbeitercamps der Goldminen- und Holzunternehmen ist die Jagd heute jedoch zugleich eine bedeutsame Einkommensquelle geworden, vor allem wenn es darum geht, relativ kurzfristige Geldressourcen zu mobilisieren. Zwar wird man tagsüber kaum Jäger antreffen, doch lassen sich vor allem in den frühen Morgenstunden

¹¹ Ausführlichere Angaben zur kultivierten Vielfalt sowie der 'wildem' Vielfalt genutzter Pflanzen bei den Kari'ña finden sich in Kapitel II.5.

¹² Kloos' Äußerung ist auch dahingehend zu verstehen, dass die von ihm untersuchten Kariben so gut wie keine Vorratshaltung kennen, sondern kontinuierlich und je nach Bedarf aus ihren Gärten ernten, oder wie er sagen würde "sammeln". Gleiches trifft grundsätzlich auch für die Kari'ña in der Region Imataca zu.

¹³ Blasrohre, die von vielen indigenen Gruppen Südamerikas eingesetzt werden, so auch von den benachbarten Akawaio und Ye'kuana in Venezuela, vor allem bei der Jagd von Affen, sind unter den Kari'ña nicht bekannt, und es scheint auch keine Erinnerung an frühere Verwendung zu existieren (vgl. Gillin 1936: 3).

den häufig Männer beobachten, die mit einem in große Blätter gewickelten Fleischpaket an der Piste nach Tumeremo auf eine Mitfahrgelegenheit warten.

Sichtbarer als die Jagd sind für den Besucher, der etwas verweilt, – und für die Ethnologin – der Fischfang und das Sammeln von Krebsen und Fischeiern in den kleinen Tümpeln und Flüssen der Umgebung. Gerade bei diesen Tätigkeiten beteiligen sich häufig auch Frauen und größere Kinder. Die bevorzugte Fischfangmethode unter den Kari'ña ist die weithin gängige mit Angel und Haken; nur gelegentlich sieht man Männer, die neben der Angel einen dünnen, speziell für den Fischfang angefertigten Wurfspeer (*tarapa*) mit lanzenförmiger Spitze in der Hand tragen, wenn sie zum Fischen unterwegs sind. In den Trockenzeiten, wenn die Flüsse wenig Wasser führen, können zudem größere Fischfangaktionen mit Hilfe eines pflanzlichen Fischgiftes beobachtet werden, die schon deshalb auffallen, weil die ganze Prozedur sehr lautstark vonstatten gehen kann und auch eine größere Anzahl von Personen an ihr teilnimmt (vgl. Kapitel II.5). Um die Mengen an Fisch haltbar zu machen, die dabei gefangen werden können – bis zu einem Zentner bei einer einzigen Aktion ist durchaus möglich –, räuchern die Frauen die Fische über dem Feuer; wenn genügend Salz vorhanden ist, können die Fische auch gesalzen und beim Haus zum Trocknen an der Sonne ausgelegt werden, und zwar meist auf einem speziellen Holzständer (*areepapone*), der sonst, wie sein Name besagt, dem Ausbreiten der frisch gebackenen Maniokbrote dient. Dies ist im Übrigen eine der wenigen Situationen, in denen bei den Kari'ña eine Vorratshaltung erkennbar wird. Zugleich ist es eine der seltener zu beobachtenden Subsistenzarbeiten, die zu einem gewissen Grade kollektiv organisiert ist.

Wenn man sonst eine größere Anzahl von Kari'ña gemeinsam auf der Piste entlanggehen sieht, Männer etwas häufiger als Frauen und beide oftmals in Begleitung von Kindern, so ist die Wahrscheinlichkeit ziemlich groß, dass sie auf dem Weg zu einem der recht häufig stattfindenden *kashiiri*-Feste sind, oder vielleicht sollte man besser sagen: Trinkgelage, denn es werden mitunter beträchtliche Mengen von dem selbstgebrauten Maniokbier konsumiert, und zwar stets so lange, bis keine Reserve mehr vorhanden ist, und das kann schon einmal mehrere Tage dauern. Ein gutes Indiz für die Veranstaltung eines solches Festes ist es, wenn einer oder mehrere der jüngeren Männer ihre selbstgeschnitzten Trommeln mit sich tragen, auf denen sie nicht nur während der Trinkfeste immer wieder trommeln, sondern auch dann noch, wenn sie in trunkenem Zustand nach Hause wanken oder eventuell zu einer anderen Hütte, um dort weiter zu trinken.¹⁴ Unter dem Einfluss des Alkohols bricht der ansonsten recht reservierte, bisweilen geradezu scheue Umgang zusammen, den die Kari'ña untereinander pflegen und erst recht gegenüber ortsfremden

¹⁴ Gillin (1936: 60) hebt die soziale Bedeutung der *drinking sprees* hervor, die er als den "sozialen Anlass schlechthin für Jung und Alt" bei den Barama-Kariben beschreibt, wobei er zugleich auch die enorme Ausdauer und Entschlossenheit vermerkt, die beim Trinken an den Tag gelegt werden. Im Rückblick heißt es eher gelassen: "Once he has started spreeing, nothing will persuade an Indian to leave until the drink is exhausted. Boat hands working for me who have been confined to their hammocks with fever of several degrees, upon being invited to a spree, have been known to leap from their sickbeds and perform the most arduous labor in order to get the party to the drinking bout on time." (ebd.: 60-61).

Personen an den Tag legen. Es sind die Momente, in denen die Kari'ña wie ausgewechselt erscheinen, gesprächig und aufgeschlossen, auch Fremden gegenüber, anstelle der üblichen Wortkargheit und des spürbaren Distanzhaltens, das man als außenstehende Person als Misstrauen zu deuten geneigt ist. Andererseits kann, was mit lauten Gesprächen, Gelächter und Sticheleien anfängt, im Laufe des Trinkgelages leicht in handfeste Streitigkeiten ausufern, bei denen die Beteiligten nicht selten ernsthafte, bisweilen sogar tödliche Verletzungen davon tragen.¹⁵

Dass die Kari'ña gerne viel und haltlos trinken und einen beträchtlichen Teil ihrer geringen Geldeinkünfte aus Wildverkauf, Goldsuche oder gelegentlicher Lohnarbeit für die Holzunternehmen in Alkohol umsetzen, bevorzugt in hochprozentigen und billigen, wissen schon die Ladenbesitzer im nahen Tumeremo gerne zu berichten, wie auch die Goldsucher und andere in der Zone tätige Venezolaner. Sie sind keineswegs die ersten, die zu dieser Feststellung kommen. Dass die Kariben Guayanas "wunderbare und großartige Trinker" seien, hielt bereits Walter Raleigh (1848: 20) Ende des 16. Jahrhunderts fest. Nach Aussage von Richard Schomburgk, der 250 Jahre später die Bekanntschaft mit Kariben schloss, genügte damals allein schon das Wort Brandy, dass deren "abstoßendes und hochmütiges Benehmen" verflog und "sich wie durch einen Zauberschlag alle Köpfe in die Höhe richteten, alle Zungen lebendig wurden, alle Augen Freundlichkeit strahlten, und sich Herz und Hand zu jedem Dienste bereit zeigte" (Schomburgk 1847, Vol I: 260).

Ähnlich wie Schomburgk gestand, dass diese "Charakterlosigkeit [ihn] nicht gerade sehr für sie einnahm", ist auch heute in Tumeremo noch so manche wenig schmeichelhafte Bemerkung ob des exzessiven Alkoholkonsums der Kari'ña zu vernehmen. Darüber hinaus kümmert man sich dort im Allgemeinen wenig um die Kari'ña, zumal letzteren auch der Ruf voraussetzt, generell verschlossen und unberechenbar zu sein. Abgesehen von gelegentlichen Zusammentreffen in Tumeremo, insbesondere vor oder in den zahlreichen kleinen Krämer- und Getränkeläden vor Ort, werden Besucher alsbald feststellen, dass das alltägliche Leben vieler Kari'ña doch merklich losgelöst von demjenigen der Criollos abläuft, einschließlich jener zwei Dutzend, die Tag für Tag durch das Siedlungsgebiet der Kari'ña zu den Minen fahren. Die Verbindungen der Kari'ña zur nicht-indigenen Welt, oder jedenfalls zu denjenigen Dingen, die zunächst einmal aus der lokalen Sicht der Kari'ña als 'extern' betrachtet werden können, präsentieren sich in und um die Dörfer der Kari'ña sichtbar vor allem in Gestalt von *Gandolas*, Sattelschleppern, die mit Holzstämmen schwer beladen mühselig die Piste entlang kriechen, den klapprigen Toyotas der Goldsucher, Goldaufkäufer oder anderer Kleinhändler, die in den Minen ihre Geschäfte tätigen, sowie nicht zuletzt in den Produkten, die die Kari'ña selbst erwerben: Neben alltäglichen Gebrauchsgegenständen findet sich darunter auch der eine oder andere Kassettenrekorder. Nicht selten

¹⁵ Während meiner Feldforschungsaufenthalt gab es einen solchen Fall in Botanamo: Bei einem Streit zwischen zwei Männern kam es zu Handgreiflichkeiten, bei denen der eine Mann so schwer mit der Machete getroffen wurde, dass er seinen Verletzungen erlag. Von zwei weiteren solcher 'Tötungsdelikte' in den letzten Jahren wurde mir in Botanamo erzählt.

schleppen die Besitzer, meist jüngere Männer, diese Geräte mit sich – gerade wenn Alkohol im Spiel ist und sie sich z.B. von einem der Toyotas nach Tumeremo mitnehmen lassen wollen; ihr Habitus ruft dabei zunächst eher das Klischee von afro-amerikanischen *ghetto kids* wach als das gängige Bild indigener Tropenwaldbewohner.

Konkret und physisch manifestiert sich die 'Außenwelt' vor Ort natürlich auch in den Wegen und Pisten, den stillgelegten und aktiven Baumschulen der Holzunternehmen (eine befindet sich in unmittelbarer Nähe von Botanamo), den Rückeplätzen für das eingeschlagene Holz, den Minenorten, den Kontrollposten der *Guardia Nacional* – den *acabalas* –, und, nicht zu vergessen, in den Schulen und der Mission, die oben bereits erwähnt wurden. Obgleich die der katholischen Kirche affilierte Organisation *Fé y Alegría* sich seit einigen Jahren um die schulische Ausbildung der Kari'ñakinder in der Region bemüht, kann man kaum von einem organisierten Schulbetrieb sprechen. Dies liegt vor allem an den Schwierigkeiten der genannten Organisation, geeignete, der Sprache der Kari'ña mächtige Lehrkräfte zu finden, die zudem willig wären, dort zu arbeiten.¹⁶ Sichtbar gewinnt dagegen die Goldsuche im wirtschaftlichen und sozialen Handeln der Kari'ña an Bedeutung, die, wie jeder auch nur kurz verweilende Besucher ohne Zweifel feststellen wird, generell das ökonomische, soziale und politische Geschehen in der Region dominiert.

Einerseits beteiligen sich mehr und mehr Kari'ña selbst an der Suche nach dem Gold (wie sie dies tun und welche Probleme, Konflikte und Folgen daraus entstehen wird in Kapitel II.1 genauer dargelegt). Andererseits hat die Frage des Goldes einen doch merklichen Politisierungsprozess unter den Kari'ña in Gang gesetzt, die – unterstützt von einem erfahrenen Kari'ña-Aktivisten aus Ciudad Bolívar – Ansprüche im Hinblick auf Land und Gold zu formulieren beginnen. Einen in der Region tätigen Minenkonzern hat dies unter anderem dazu bewogen, seine Aktivitäten fürs Erste einzustellen. In der *comunidad Prestamo* am östlichen Ende der Piste, in deren Nähe sich mehrere Goldminen befinden, sind die Einflüsse des Goldbergbaus am deutlichsten erkennbar. So hatten die dort residenten Kari'ña in der Zeit meiner Felduntersuchungen, im Jahr 1997, einen eigenen Kontrolldienst mit einer Schranke am Eingang der Siedlung eingerichtet, der den Durchgangsverkehr zur Goldmine etwas oberhalb des Ortes überwachen sollte. Gleichzeitig verhandelten ausgewählte Repräsentanten der Gemeinde mit den dort arbeitenden venezolanischen *mineros* über eine Gewinnbeteiligung, was diese den indigenen Bewohnern von Prestamo nicht zuletzt aufgrund der eigenen unsicheren Rechtslage damals auch zusicherten.

¹⁶ Ebenfalls Ausdruck oder Indiz der bereits mehrfach angesprochenen, sehr markanten sozialen Trennung zwischen den Kari'ña und der venezolanischen Gesellschaft ist die außergewöhnlich hohe Analphabetenrate von über 98 Prozent unter den Kari'ña, die zu den höchsten unter allen indigenen Gruppen Venezuelas gehört (Villalon 1988: 25; vgl. a. Censo Indígena 1992). Voraussetzung für eine Alphabetisierung wäre unter den gegebenen Umständen wohl zunächst die Beherrschung der spanischen Sprache, da trotz der in Venezuela seit 1979 gesetzlich vorgeschriebenen *educación intercultural bilingüe* in indigenen Gemeinden der Unterricht auch in indianischen Schulen de facto weitgehend in Spanisch verläuft. Während die Mehrheit der Männer bei den Kari'ña passabel Spanisch spricht, können Frauen, die generell weniger mit den Criollos zu tun haben, oft gar nicht oder nur sehr wenig Spanisch.

Der Goldbergbau steht auch im Zentrum der politischen Konflikte, die jüngst in Venezuela um das Gebiet, in dem die Kari'ña leben, entbrannt sind. Ein kurzer Blick auf diese Konflikte soll nun den ersten Eindruck von der Lage der Kari'ña in Imataca ergänzen.

I.2.2. Imataca im Kreuzfeuer externer Ansprüche

Es gibt kein anderes Gebiet in Venezuela, das in den letzten Jahren eine vergleichbare nationale und internationale Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, wie 'Imataca' oder konkreter: die Forstreserve Imataca, innerhalb deren Grenzen die Kari'ña siedeln. Neben diversen Berichten, die venezolanische Expertengremien zum 'Fall Imataca' erstellt haben, hat unter anderem das Washingtoner *World Resources Institute* eine Studie über diese Region veröffentlicht und auch die Weltbank hat sich des Themas Imataca verschiedentlich angenommen (Miranda/WRI 1998; Cover/World Bank 1999). Gleichzeitig haben international agierende Umweltorganisationen via Internet und Faltblatt zur Kampagne "Rettet die Regenwälder von Imataca" aufgerufen. Konkreter Anlass für dieses gestiegene Interesse der breiteren Öffentlichkeit an der peripheren Region war ein äußerst umstrittener Raumordnungsplan, den die venezolanische Regierung, damals noch unter der Präsidentschaft von Rafael Caldera, für die betreffende Forstreserve Imataca erstellt und im April 1997 per präsidialem Dekret verabschiedet hat. Unter anderem war darin die großflächige Öffnung des Gebietes für transnationale Bergbaukonzerne und die Intensivierung der industriellen Goldförderung vorgesehen (vgl. Kap. II.1, II.5).

Das Ausmaß der kollektiven Mobilisierung gegen diesen Raumordnungsplan, das 'Dekret 1850', wie es in der venezolanischen Debatte meist knapp hieß, war gerade in den ersten Monaten nach seiner Bekanntgabe im Jahr 1997 beeindruckend, und nicht weniger beeindruckend war die Schnelligkeit und Wucht, mit der die Mobilisierung erfolgte. Über Nacht, so schien es fast, weitete sich der 'Fall Imataca' zu einer nationalen Kontroverse aus, man könnte beinahe sagen: zur nationalen Schicksalsfrage, denn sowohl Gegner als auch Befürworter des umstrittenen Raumordnungsplans maßen den Entscheidungen in dieser Sache geradezu programmatische Bedeutung für den zukünftigen Entwicklungskurs Venezuelas bei.¹⁷ Scharf kritisiert wurde das Dekret vor allem von verschiedenen Umweltgruppen, die starke Bedenken gegen die Ausweitung des Goldbergbaus in diesem von ihnen als sehr wertvoll, wenn nicht gar einzigartig erachteten Waldökosystem anmeldeten; von indigenen Organisationen aus der Region, die ihre eigenen Lebensgrundlagen gefährdet sowie ihre kulturellen und politischen Rechte missachtet sahen; aber auch von politischen Gruppierungen, meist dem linken Spektrum zugehörig, die in der staatlich

¹⁷ Mit der Begründung, dass das Dekret 1850 gegen eine Reihe bindender – nationaler wie internationaler – Rechtsnormen verstoße, reichten verschiedene Organisationen in Venezuela, darunter auch der nationale Indigenenrat CONIVE, Gesuche beim Obersten Gerichtshof ein, das Dekret für nichtig und ungültig zu erklären. Dieser untersagte daraufhin bis auf Weiteres zwar eine Neuvergabe von Minen- und Holzkonzessionen in diesem Gebiet.

vorangetriebenen Liberalisierung des extraktiven Ressourcenmarktes einen 'neo-imperialistischen Ausverkauf' ihres Landes und seiner Ressourcen an profitgierige westliche Großkonzerne argwöhnten. Diesen Gruppierungen standen und stehen mächtige Interessenskoalitionen aus Wirtschaft und Politik gegenüber, die in der anvisierten Industrialisierung und Liberalisierung des Bergbausektors in Guayana, der so genannten *apertura minera*, eine der Voraussetzungen dafür sehen, das wirtschaftlich und politisch arg gebeutelte Land endlich aus der Krise zu führen. Von den Segnungen des Goldes, so ihr Versprechen, profitierten über kurz oder lang alle Venezolaner.

Die polarisierten Positionen wurden im Vorfeld der Wahlen auch von den Präsidentschaftskandidaten aufgenommen, und dabei sprach sich Hugo Chavez, der 1998 zum neuen Präsidenten Venezuelas gewählt wurde, deutlich gegen das Dekret 1850 aus. Es dauerte jedoch sechs Jahre, bis er mit einem neuen Dekret (Decreto 3110) im Herbst 2004 sein diesbezügliches Wahlversprechen teilweise einlösen sollte. Auch damit sind die bestehenden Probleme in dem Gebiet jedoch kaum aus der Welt zu schaffen (ausführlicher dazu s. Kap. II.5.2).

Das Konfliktgelände um Imataca ist jedoch vielschichtiger als es das stark polarisierte und politisierte Schema von zivilgesellschaftlichem Widerstand vs. staatlicher Wirtschaftspolitik zunächst suggeriert. So lässt sich etwa die subjektive Interessenslage der betroffenen indigenen Bevölkerung nicht ohne Weiteres mit der anderer Oppositionsgruppen zur Deckung bringen, auch wenn sich ihre Argumentationsmuster gerade im Hinblick auf die ökologische Dimension des Konflikts augenscheinlich sehr ähneln und sie z.T. enge strategische Allianzen miteinander eingehen. Auch der einfache Goldsucher hat über das Interesse am Gold hinaus wohl nur wenig gemeinsam mit den großen Bergbaukonzernen, wie etwa dem kanadischen Unternehmen *Placer Dome*, dem es im Zuge der Öffnung gelang, sich die Rechte über eine der größten Goldkonzessionen in der Forstreserve Imataca zu sichern, was selbst dem *Wallstreet Journal* (4. Aug. 1997) eine Meldung wert war.

In den politischen Auseinandersetzungen um die Forstreserve lassen sich heute vier wesentliche Interessensfelder ausmachen. Dass dabei externe Ansprüche und Verwertungsziele eine katalysierende Rolle spielen, dürfte schon in der vorangegangenen Ortsbesichtigung bei den Kari'ña deutlich geworden sein. Die Holzsattelschlepper, die *mineros*, die *Guardia Nacional*, denen wir dort begegnet sind, können wir als Stichwortgeber für drei der aktuellen Interessensfelder begreifen, die die Holznutzung, den Bergbau und geopolitische Ansprüche betreffen. Ein weiteres, viertes Interessensfeld lässt sich mit dem Schlagwort 'biologische Vielfalt' benennen, das im Laufe der 1990er Jahre, wie einige Autoren festgestellt haben, zum "neuen Zauberwort" in der globalen Umweltdebatte avanciert ist, zur "magischen Pforte" für internationale Zuwendungen (Kothari 1998: xi, vgl. Zerner 1996: 72).

Nun werden die Kari'ña in diese Interessensfelder und die darauf bezogenen Debatten schon allein deshalb auf sehr prekäre Weise hineingezogen, weil sie unter den verschiedenen Akteuren, die darin eine wichtige Rolle spielen, zu den wenigen gehören, die im engeren Sinn

'ortsgebunden' sind, da ihre Lebensgrundlagen vom direkten Zugang zu einem mehr oder weniger intakten Tropenwald abhängen (vgl. Bryant/Bailey 1997: 2). Dabei entstehen in den verschiedenen Konfliktlagen sehr unterschiedliche materielle und diskursive Effekte für die Kari'ña, und wie in der vorliegenden Arbeit noch genauer ausgeführt wird, wirken diese Effekte auch auf die Bedingungen politischer Artikulation seitens der indigenen Bevölkerung zurück. Einige vorläufige Bemerkungen zu den genannten vier Interessensfeldern sollen an dieser Stelle genügen, um das bislang noch bruchstückhaft gebliebene Bild der gegenwärtig auf das Gebiet der Kari'ña einwirkenden 'externen Kräfte' zu ergänzen und damit auch die Einführung in die lokale Realitäten abzuschließen.

Die Kari'ña siedeln, wie oben bereits angesprochen, in einem offiziell als *Reserva Forestal*¹⁸ deklarierten Waldgebiet, welches 1961 zunächst als Forstreserve *El Dorado* ausgewiesen und zwei Jahre später zur Forstreserve *Imataca* ausgeweitet wurde. In diesem Gebiet, das heute den Siedlungsraum von mehr als 10.000 Indigenen fünf verschiedener Ethnien darstellt (OCEI 1992), wird seit 1982 industriell Holz eingeschlagen. Gegenwärtig gibt es zwölf aktive Holzkonzessionen in der Forstreserve, die im selektiven Einschlags- und zyklischen Flächenrotationsverfahren etwa 1,9 Mio. Hektar an Waldfläche bewirtschaften, darunter auch die von den Kari'ña bewohnten und genutzten Waldzonen (Hernández et al. 1997: 11, MARNR 1997a: 119f.). Das einzig erkennbare Zugeständnis der Konzessionsunternehmen an die Präsenz der Kari'ña ist ein Schutzstreifen von einem Kilometer Breite entlang der Piste, die so genannte *faja de aislamiento*, in der keine Bäume eingeschlagen werden sollen – vor allem eine "ästhetische Maßnahme", wie ein Mitarbeiter des für die Kontrolle der Holznutzung zuständigen Forstdienstes SEFORVEN¹⁹ im Gespräch betonte. Für die Kari'ña manifestiert sich die Holzexploitation vor Ort primär als eine flächige Bedrohung ihrer Subsistenz, sowohl im direkten, physischen Sinn, als auch indirekt über ihre rechtlichen und politischen Implikationen. Vor allem das Problem der (auch im südamerikanischen Ländervergleich) extrem unzulänglichen rechtlichen Kontrolle der indigenen Bevölkerung Venezuelas über ihre jeweiligen Siedlungsgebiete wurde in den öffentlichen Debatten um Imataca bald thematisiert. Dies geschah jedoch weniger im Zusammenhang mit der flächenintensiven und raumaneignenden forstwirtschaftlichen Nutzung des Tropenwaldes, als vielmehr im Zusammenhang mit dem

¹⁸ *Reservas forestales* heißen in Venezuela staatlich ausgewiesene Waldgebiete, die, wie das Gesetz sagt, "unverzichtbar" für die Aufrechterhaltung der nationalen Forstwirtschaft sind und gleichzeitig deren "Umweltfunktion" erhalten sollen (Ley Forestal de Suelos y Aguas [LFSA], Art. 54, Art. 135 Regl.). Insgesamt gibt es in Venezuela sieben solcher Forstreserven. Mit einer Fläche von 3,2 Millionen ha ist Imataca die größte unter ihnen, in der zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine industrielle Holzexploitation stattfindet (vgl. Kap. II.4).

¹⁹ Infolge interner Umstrukturierungen des venezolanischen Umweltministeriums (MARNR) hat sich in der Zwischenzeit der Status und Name der nationalen Forstbehörde geändert. Seit Januar 1999 liegt die Verantwortung für Verwaltung und das Management der Forstreserven bei der so genannten *Oficina General de los Recursos Forestales*, deren Mandat sowohl forstwirtschaftliche als auch Umweltschutzaspekte umfasst (World Bank 1999: 9).

Goldbergbau oder, mit anderen Argumentationslinien, im Kontext der Debatte um den biologischen 'Wert' der Wälder.²⁰

Weitaus kontroverser und emotionsgeladener als die industrielle Holznutzung in Imataca, die viele Venezolaner offenbar als rationales und nachhaltiges Entwicklungsvorhaben wahrnehmen²¹, wird denn auch der *Goldbergbau* im Süden des Landes diskutiert. Gründe dafür lassen sich leicht benennen. Zunächst sind die Interessen in diesem Bereich vielschichtiger und konfliktiver, schon weil sehr unterschiedliche Akteure direkt an der Goldproduktion beteiligt sind: von den individuellen Goldwäschern, die mit einer hölzernen *batea* gewappnet die goldhaltigen Sedimente der kleinen Flüsse durchkämmen, über die lokalen und regionalen Zusammenschlüsse der etwa 30.000 *mineros*²², bis hin zu den nationalen und transnationalen Bergbaukonzernen, die mit modernster Technologie das Gold im industriellen Maßstab gewinnen. Da der Raumordnungsplan zunächst vor allem auf die Interessen der zuletzt genannten, großen Unternehmen zugeschnitten war und gleichzeitig die Aktivitäten des kleingewerblichen Goldbergbausektors stark einschränkte, waren Nutzungskonflikte hier schon vorprogrammiert. Zudem gilt die Goldsuche (weit mehr als die Holzexploitation in Imataca) ohnehin als Ursprung gravierender ökologischer und sozialer Probleme. Die nachhaltige Verseuchung der Böden, Flüsse, Tiere und Menschen durch das im Gewinnungsprozess eingesetzte Quecksilber, die Sedimentablagerungen und die degradierenden Land- und Walderschließungen werden mit der Goldgewinnung in Verbindung gebracht, aber auch die Verbreitung von Malaria und Tuberkulose sowie nachgelagerte soziale Probleme, vor allem Prostitution, Drogen- und Alkoholmissbrauch. Vornehmlich werden diese Probleme dem kleingewerblichen Goldsektor angelastet (Müller et al. 1998; WRI 1998: 20; Schneider 2002).

Darüber hinaus tragen die erkennbare Schwäche und Inkonsistenz staatlicher Steuerung des Bergbaus in der Forstreserve zur Politisierung der Debatten um Gold ebenso bei wie die Machtkämpfe und Rivalitäten staatlicher und privater Institutionen. Damit wirft der Goldbergbau für viele Beobachter auch heikle Fragen nach der staatlichen Steuerungs- und Kontrollkapazität auf, sowie – noch grundlegender – Fragen nach der Rechtmäßigkeit

²⁰ Die Rechtslage der indigenen Bevölkerung hat sich durch die unter der Regierung Chavez ausgearbeitete und seit Ende 1999 rechtskräftige neue Verfassung der 'Bolivarianischen Republik Venezuela' zumindest auf dem Papier entscheidend geändert. Artikel 119 der neuen, und gerade in diesem Punkt heftig umstrittenen Verfassung erkennt nicht nur die Existenz der indigenen Völker und Gemeinschaften an, sondern auch, wie es heißt, deren "Habitat und ursprüngliche Rechte über die Gebiete, die sie seit jeher und traditionell bewohnen". Landdemarkationen sollen in der Folge durchgeführt werden, deren rechtliche und faktische Wirkung jedoch einstweilen unklar bleibt; vgl. a. UNEG/CIAG (2000: 53).

²¹ Für eine ausführlichere Diskussion zentraler Bilder und Diskursfiguren im Hinblick auf die venezolanische Forstwirtschaft siehe Kap. II.4.2 dieser Arbeit.

²² Öffentlich kursierende Angaben über die Zahl der in der Forstreserve Imataca tätigen *mineros* schwanken zwischen 10.000 und 30.000, ähnlich variabel sind die Schätzungen über das Ausmaß der von ihnen 'invadierten' Waldfläche, die zwischen drei und zehn Prozent der Fläche des Forstreserve umfassen soll (Franco et al. 1997; WRI 1998: 16). Einige hartnäckige Verteidiger des Dekrets 1850, wie der langjährige Berater des Planungsministeriums Américo Martín, sprechen gar von 100.000 *mineros* (*Economía Hoy*, 20. August 1997).

staatlichen Handelns in seiner Funktion als zentrale Verfügungs- und Verteilungsinstanz hinsichtlich der mineralischen Bodenschätze in der Region. Schließlich steht mit der von der Regierung Caldera proklamierten *apertura minera* auch die Ausrichtung der nationalen Wirtschafts- und Entwicklungspolitik als solche zur Diskussion. Diese (auch von der Folgerregierung kaum modifizierte) Ausrichtung weist bis heute dem ressourcenreichen, und nach vorherrschender Anschauung ebenso 'unterentwickelten' wie 'unterbevölkerten' Süden des Landes eine strategische Schlüsselrolle zu.

Die Suche nach Gold im Gebiet der Forstreserve Imataca ist kein rezentes Phänomen.²³ Doch hat sie in den letzten zwei Jahrzehnten im Kontext der ökonomischen Krise des Landes einen enormen Auftrieb erfahren. Männer und Frauen aus verschiedenen Teilen Venezuelas, aber auch aus Guyana, Kolumbien und Brasilien, sind in diesem Zeitraum zu Tausenden in den Bundesstaat Bolívar gekommen, um nach Gold zu schürfen oder anderweitig ins Goldgeschäft einzusteigen (vgl. Schneider 2002; Franco et al. 1997; Hernández et al. 1997; Cover/World Bank 1999). Viele der *mineros pequeños*²⁴ arbeiteten (und arbeiten auch heute noch) illegal, d.h. ohne Rechtstitel, obgleich in den frühen 1990er Jahren über 400 formale Minenkonzessionen und -verträge allein in der Reserva Forestal Imataca vergeben wurden.²⁵ Über die Tatsache, dass viele der betroffenen Flächen von indigenen Gruppen bewohnt oder genutzt werden, wurde dabei geflissentlich hinweggesehen. Für die indigenen Bewohner brachte die jüngere Expansion des Goldbergbaus somit nicht nur deutlich mehr Leute von 'Außen', sondern zugleich auch "eine systematische Verkleinerung ihrer angestammten Siedlungsgebiete" (FIB 1997: 58; vgl. a. Colchester 1997: 19f.).

So gilt auch das Gebiet, in dem die Kari'ña leben, als eine vom Goldbergbau besonders betroffene und beeinflusste Zone (MARNR 1997a). Gerade hier sind zahlreiche Minenkonzessionen vergeben worden, darunter eine 5.000 Hektar große Konzession in unmittelbare Nähe der Kari'ña-Siedlungen Juan Cansio und Prestamo, die sich Anfang der 1990er Jahre der kanadische Bergbaukonzern *Monarch* gesichert hatte. Um diese Konzession gab es nachfolgend derart heftige Auseinandersetzungen, auch zwischen verschiedenen Kari'ña-Fraktionen, dass der Konzern 1994 seine Explorations- und Exploitationstätigkeiten einstellte (vgl. Kapitel II.1.3). Heute wird die Szenerie vor Ort ganz von *mineros pequeños* bestimmt. Sie konzentrieren sich mehrheitlich im Sektor Bochinche am östlichen Ende der

²³ Zur langen Geschichte der Goldsuche in Guayana siehe Kap. II.1.

²⁴ Der Ausdruck *pequeña minería* hat sich in Venezuela als Bezeichnung des handwerklichen, im kleinen Maßstab produzierenden Goldbergbaus eingebürgert, im Gegensatz zur *gran minería* der großen, industriellen Bergbaukonzerne, die mit moderner Technologie und in großem Maßstab arbeiten. Die *mineros pequeños* sind jedoch keine homogene Gruppe, sondern zeichnen sich in Venezuela durch ein vielfältiges Spektrum an Organisationsstrukturen und Abbautechnologien aus (vgl. Schneider 2002: 128).

²⁵ Nach offiziellen Angaben wurden 137 Konzessionen vom Energie- und Bergbauministerium (MEM) vergeben und 289 Verträge von der Corporación Venezolana de Guayana (CVG) ausgestellt (Müller et al. 1998). Das parastaatliche Unternehmen CVG ist seit Anfang der 1960er Jahre maßgeblich für die Regionalentwicklung Guayanas, d.h. der Bundesstaaten Delta Amacuro, Bolívar und Amazonas verantwortlich.

von Tumeremo aus an die guyanische Grenze führenden Piste, dort also, wo schon die Firma *Monarch* auf lukrative Goldadern gestoßen war (vgl. Karte 1).

Der Ortsname Bochinche – der umgangssprachlich in Venezuela bezeichnenderweise 'Chaos' oder 'Unordnung' bedeutet – begegnet uns auch in dem dritten genannten Interessenfeld wieder, und zwar als eines der acht "nachhaltigen Grenzdörfer", die die venezolanische Regierung im Rahmen ihres 1994 vorgelegten 'Projekt[s] der nachhaltigen Entwicklung des Südens' (*Proyecto de Desarrollo Sustentable del Sur*, PRODESSUR) zur Sicherung und Verteidigung der Landesgrenzen entwickeln möchte (PRODESSUR 1994: 72f.). Begrifflich und inhaltlich knüpft dieses Projekt an ein früheres Kolonisations- und Entwicklungsprogramm an, welches ebenfalls Rafael Caldera – während seiner ersten Präsidentschaft (1969-1974) – unter dem Namen CODESUR in Angriff nahm, das damals aber weit hinter den ambitionierten Zielsetzungen seiner Planer zurückgeblieben war. Wie jener erste Versuch der *Conquista del Sur* – der Eroberung des Südens, wie das Akronym CODESUR²⁶ meist entschlüsselt wurde –, zielt PRODESSUR auf eine umfassende wirtschaftliche, infrastrukturelle, sozio- und geopolitische 'Eroberung' des Südens, auch wenn man statt 'erobern' (conquistar) heute zeitgemäßer von 'nachhaltig entwickeln' oder 'integrieren' spricht. Zentrale Elemente des PRODESSUR-Vorhabens sind (1) die Schaffung eines weitläufigen und infrastrukturell verbundenen Siedlungsnetzes, zu dem auch die erwähnten nachhaltigen Grenzdörfer gehören; (2) eine 15-prozentige Erhöhung der regionalen Bevölkerung durch eine gezielte Kolonisierungs- und gelenkte Migrationspolitik; (3) eine breit gefächerte und forcierte wirtschaftliche und industrielle Entwicklung, basierend auf dem reichhaltigen natürlichen Ressourcenpotenzial von Eisen, Bauxit, Mangan, Gold, Diamanten, Tropenholz, Wasser, Öl und anderen Rohstoffen sowie auf der Förderung des Tourismus und der landwirtschaftlichen Aktivitäten; (4) eine Konzeption und Implementation dieser Entwicklungsmaßnahmen, die den jeweiligen sozialen, geopolitischen und ökologischen Bedingungen der Region entspricht (ebd.).

Die angesprochenen geopolitischen Interessen bildeten zweifellos einen der zentralen Aspekte von PRODESSUR. In relativ unverblütem Militärjargon wird auf die drängenden nationalen Sicherheits- und Verteidigungsprobleme in den Grenzregionen zu den Nachbarländern Kolumbien, Brasilien und dem umstrittenen Essequibogebiet²⁷ in Guyana verwiesen, denen man in systematischer Form durch die Einrichtung eines *escudo protec-*

²⁶ CODESUR stand eigentlich für *Comisión para el Desarrollo del Sur*, eine 1969 gegründete Entwicklungsabteilung, die dem damals ebenfalls neu gegründeten Ministerium für öffentliche Arbeiten untergeordnet war. CODESUR wurde mit der Kontrolle der wirtschaftlichen Entwicklung der so genannten *Región Sur* beauftragt, die ursprünglich das Territorio Federal Amazonas und den Distrito Cedeño des Bundesstaates Bolívar umfasste (vgl. Heinen/Kasburg 1994: 18f.).

²⁷ Der Name Es[s]equibo geht auf den gleichnamigen Fluss zurück, der Guyana von Süd nach Nord durchzieht. Das umstrittene Essequibogebiet umfasst im Wesentlichen das Gebiet westlich des Flusses bis hin zur Grenze zwischen Venezuela und Guyana, die trotz wiederholter Einwände Venezuelas seit langem international anerkannt ist. Die Schreibweise mit zwei 's', die im Weiteren (entgegen der in Venezuela üblichen Schreibung) Anwendung findet, folgt dem Lexikon für geographische Bezeichnungen (Tietze 1968).

tor fronterizo, eines Schutzschildes an der Grenze (aus ziviler und militärischer Bevölkerung) begegnen möchte (ebd.: 11). Knapp gesagt geht es darum, "die Leere mit Venezolanität zu füllen", wie eine prägnante Formulierung aus dem PRODESSUR-Plan lautet, eine Leere, welche nach Auffassung der Expertenkommission gegenwärtig die Situation in diesen dünn besiedelten, aber rohstoffreichen und größtenteils bewaldeten Gebieten kennzeichnet (ebd.: 72).

Die problematisierte Abwesenheit von 'Venezolanität' gibt ein Hinweis auf die prekäre Position, die indigene Gruppen, deren Siedlungsgebiete ja überwiegend in diesen grenznahen Rückzugsgebieten liegen, im venezolanischen geopolitischen Diskurs einnehmen. "Die Grenzlage und der Umstand, dass viele indigene Bevölkerungsgruppen auf beiden Seiten der Landesgrenzen anzutreffen sind", stellen denn auch zwei mit der Situation Venezuelas sehr gut vertraute Ethnologen fest, "veranlassen häufig die Spezialisten des venezolanischen Außenministeriums dazu, hinter jeder minimalen Forderung nach Selbstbestimmung der Indianer völlig abwegige separatistische Bewegungen nach dem Muster der ETA oder anderer europäischer Organisationen zu vermuten" (Heinen/Kasburg 1994: 7).²⁸ Weil den Indigenen das Wissen um die Bedeutung bzw. Existenz von Grenzen ebenso fehle wie ein nationales Bewusstsein, so die gängige staatliche Argumentation in diesem Zusammenhang, und weil sie darüber hinaus sehr weit verstreut siedelten und viel herumzögen, seien sie kein Garant für die nationale Sicherheit, sondern stellten vielmehr selbst einen Teil des Problems dar (vgl. Alarcón 1987: 198f.).

Die von den Kari'ña bewohnte Grenzregion zwischen Venezuela und Guyana ist nun in geopolitischer Hinsicht ein äußerst brisanter Raum: Bis heute hat Venezuela die in einem außerordentlichen Tribunal in Paris 1899 festgelegte Grenzlinie zu Guyana (damals Britisch-Guiana) nie formal anerkannt (siehe Kap. II.2.2 und II.4.3). Gerade vor dem Hintergrund der langen politischen Konfliktgeschichte um dieses Grenzgebiet sind die dort sich manifestierenden Sicherheits- und Souveränitätsprobleme Venezuelas sehr stark mit nationalen identitätspolitischen Diskursen aufgeladen. Umso schwieriger hatten es in der Vergangenheit Forderungen nach Ressourcenkontrolle oder gar nach Landrechten in der Politik Gehör zu finden, ob sie von Seiten der Kari'ña oder von anderen indigenen Gruppen der Region vorgetragen wurden.

Die Bezüge der indigenen Kari'ña zu dem zuletzt genannten Interessenfeld, das Fragen des Tropenwaldschutzes und im Besonderen den Erhalt der biologischen Vielfalt umfasst, sind ambivalenter als im Feld der Geopolitik. Zwar kann auch im Kontext ökologischer Schutz-

²⁸ Wie sehr die indigene Bevölkerung Venezuelas Gegenstand geopolitischer Kalküle geworden ist, zeigt sich auch darin, dass dem unter der Stoßwirkung von ProdeSUR 1994 eingerichteten Nationalen Grenzrat (*Consejo Nacional de Frontera*, CNF), der mit der Koordination, Kooperation und Durchführung der nationalen Grenzpolitik betraut ist, weitreichende Kompetenzen im Bereich der staatlichen Indigenenpolitik übertragen wurden. Das Programm für die "indigenistische Entwicklung" bildet eines von fünf zentralen Aktionsprogrammen des CNF. Berater des CNF zur Zeit meiner Feldforschung war der Ethnologe Gerald Clarac (vgl. Clarac/CNF 1997).

bemühungen ein politischer Druck gegen die Siedlungstätigkeit oder zumindest gegen bestimmte Praktiken der Kari'ña in dem Gebiet entstehen. Andererseits ist es heute weithin anerkannt, dass indigene Waldvölker über traditionelle Nutzungspraktiken und Wissensbestände verfügen, die für den Schutz und die nachhaltige Nutzung der bedrohten tropischen Wälder bzw. der gefährdeten Biodiversität von großem Interesse sind. Die politische Präsenz und die symbolische Aufwertung indigener Akteure in den Arenen internationaler Umweltpolitik haben sich in den konkreten Landnutzungs- und Naturschutzplanungen allerdings erst in den letzten Jahren zögerlich niederschlagen. Im spezifischen Fall der Kari'ña lässt sich sogar feststellen, dass sie in den von wissenschaftlicher und staatlicher Seite angedachten Schutzmaßnahmen, die ihr Siedlungsgebiet unmittelbar betreffen, bis vor kurzem gar nicht oder allenfalls am Rande erwähnt wurden. Dies gilt vor allem für die Einrichtung ökologischer 'Korridore' und 'Genreservoirs', durch welche die Artenvielfalt im Gebiet bzw. deren genetische Grundlage bewahrt werden soll (vgl. Ochoa 1994, 1995; MARNR 1995). Wo überhaupt angedacht wurde, indigene Gruppen in die entsprechenden Planungen einzubeziehen, so bedauert das *World Resources Institute* in seiner Studie zu Imataca, "scheinen diese Vorschläge im aktuellen Raumordnungsplan [1850] für die Reserve vernachlässigt worden zu sein" (WRI 1998: 28). Erst im jüngsten Plan für das Gebiet ist diese Schwäche teilweise dahingehend korrigiert worden, dass den Indigenen zumindest in einigen Zonen ein Mitspracherecht in der Ressourcennutzung eingeräumt wurde (Kap. II.5.). Dies hängt ohne Frage mit den mehrjährigen Auseinandersetzungen um Imataca zusammen, die nicht nur eine erkleckliche Zahl von Journalisten, Wissenschaftlern, internationalen Gutachtern und Umweltaktivisten in das Gebiet geführt, sondern auch die Verbindungen zwischen den indigenen Gruppen gestärkt hat. Informiert und beeinflusst von externen indigenen Führern beginnt sich auch unter den Kari'ña zaghaft ein Bewusstsein über ihre Rolle und ihre Rechte in diesem Feld zu entwickeln (vgl. Forte 1999a). Die materiellen Effekte der jetzigen Neuregelung sind derzeit jedoch noch kaum abzuschätzen

So unterschiedlich und komplex die hier skizzierten externen Interessenslagen sind, die sich allesamt im Siedlungsraum der Kari'ña bündeln, so lässt die erste Zusammenschau doch wenig Zweifel daran, dass das in Frage stehende Waldgebiet gegenwärtig einem umfassenden Prozess außergeleiteter Erschließung unterworfen ist. Die geplante Vertiefung des Zugriffs kommt nicht zuletzt in den vielen wissenschaftlichen Inventarien der Natur, der mineralischen und biologischen Ressourcenvielfalt zum Ausdruck, die während der letzten Jahre durchgeführt worden sind oder gerade durchgeführt werden.²⁹ Eine grundlegende wissenschaftliche Erschließung der Region wird generell als unabdingbar für ein

²⁹ So hat die regionale Entwicklungsbehörde CVG in Kooperation mit ihrer Tochtergesellschaft Técnica Minera bereits 1986 das ambitionöse *Proyecto Inventario de los Recursos Naturales de la Region Guayana* in Angriff genommen. Dessen Ziel war es, eine möglichst flächendeckende und systematische Dokumentation der Vegetation, des Klimas, der Böden und der natürlichen Ressourcen zu leisten. Auf Grundlage der im Rahmen dieses Projektes erstellten Inventarien und naturwissenschaftlichen Erhebungen wurde auch der Raumordnungsplan für Imataca erstellt (siehe u. a. CVG Técnica Minera 1987, 1991).

ökonomisch wie ökologisch effektives Management von Imataca gesehen, und damit letztlich auch für die Beilegung der derzeitigen Konflikte und Spannungen.

I.3 Überlegungen zur Herangehensweise

Die bisherigen Ausführungen zur Situation der Kari'ña sowie den gegenwärtigen Interessen und Konflikten im venezolanischen Südosten weisen einige Elemente auf, die sich ganz ähnlich auch in anderen Beschreibungen aktueller Lebenslagen indigener Tropenwaldbewohner in Südamerika finden lassen. Jedenfalls tauchen in der Region Imataca einige typische Problemkonstellationen auf, mit denen auch andere indigene Gruppen konfrontiert sind, so etwa im amazonischen Tiefland Brasiliens, aber auch in Kolumbien, Ekuador oder Peru. Gedicks (1993) hat den starken Begriff der "neuen Ressourcenkriege" geprägt, um die heftigen Konflikte zu charakterisieren, die im Gefolge massiv vorangetriebener, großtechnologischer Erschließungsprozesse von peripheren Tropenwaldgebieten auftreten, und eine ganze Reihe ethnologischer Arbeiten hat sich schon seit den späten 1970er Jahren dieser Prozesse angenommen.³⁰

Die vorliegende Arbeit knüpft an diese Werke insofern an, als sie von ihrem Entstehungskontext her explizit auf Fragen der Tropenwaldnutzung ausgerichtet war und in einer größeren, 'sozioökonomischen' Perspektive stand. Damit war schon nahe gelegt, dass sich das Erkenntnisinteresse nicht auf klassisch ethnologische oder ethnographische Fragestellungen richten würde. Vielmehr sollte die Betrachtung der Lage der Kari'ña zugleich einen Beitrag zu einer problemorientierten Umweltforschung liefern und auf die weiteren Prozesse in der Region bezogen werden, insbesondere auf die forstwirtschaftliche und die bergbauliche Nutzung, denen je eigene Dissertationen von einem Forstwissenschaftler und einer Geographin gewidmet waren (Aicher 2001; Schneider 2002; vgl. a. Aicher et al. 1998; Müller et al. 1998). Das heißt: Schon die Ausgangsfrage der Feldforschungen war in gewissem Grad 'externalistisch' geprägt, denn es ging darum, zu verstehen, in welchem Verhältnis eine bestimmte, ethnisch definierte Gruppe, die in dem in Frage stehenden Tropenwaldgebiet lebt, eben die Kari'ña von Imataca, zu den Strukturen und Prozessen steht, die gemeinhin mit der veränderten Waldnutzung und auch -zerstörung in Verbindung gebracht werden.

Nun hätte es wohl ethnische Gruppierungen gegeben, im Süden Venezuelas wie in vielen anderen Gebieten, die mit weniger Mühe an die gängigen wissenschaftlichen Perspektiven und an die eingangs skizzierten, global verbreiteten 'Erzählfiguren' sich hätten anschließen lassen als die in dem betrachteten Gebiet siedelnden Kari'ña. Die Ferne der Kari'ña von

³⁰ Die Reaktionen lokaler Gemeinschaften auf die rapide Einbindung in ein internationales Marktgeschehen waren bezeichnenderweise bereits 1980 Themenschwerpunkt der Jahrestagung der American *Anthropological Association*. Für einen frühen Überblick einiger ethnologischer Arbeiten entsprechender Ausrichtung siehe Nash (1981).

jenen Perspektiven und Erzählfiguren dürfte zum Teil bereits deutlich geworden sein; sie kann hier noch einmal etwas pointierter in drei Punkten summiert werden:

Erstens fällt es im vorliegenden Fall nicht leicht, die viel beschworene ökologische Qualität indigenen Wissens ganz in den Vordergrund zu stellen, jedenfalls nicht in Form raffinierter Anbaupraktiken oder -regularien, die nicht schon von anderen Gruppen bekannt wären; auch die materielle Kultur dieser Kari'ña ist in einer Art und Weise sparsam oder verarmt, dass sie in vieler Hinsicht hinter derjenigen städtischer Armutsviertel zurückbleibt. *Zweitens* ist die öffentliche gesellschaftliche Artikulation der in Frage stehenden Gruppe denkbar gering, ja es kann ohne Übertreibung gesagt werden, dass sie bis vor Kurzem inexistent war, so dass selbst ein führender politischer Vertreter der verwandten Kari'ñagruppe aus dem nördlichen Bundesstaat Anzoátegui glaubhaft behaupten kann, er habe bis vor wenigen Jahren nicht einmal vom *Vorhandensein* dieser Gruppe gewusst. Ein scharfer Kontrast ergibt sich in diesem Punkt etwa gegenüber den weiter südlich und westlich siedelnden Pemon und Ye'kuana, die beide seit Jahren mit unterschiedlichen Formen politischer Artikulation und Protestaktionen auf der nationalen und internationalen Bühne präsent sind, und die sich gerade in Fragen der Ressourcennutzung auf ihrem Territorium laufend aktiv einschalten. Bei den Kari'ña dieser Region ist eine solche, offensive Artikulation eigener Anliegen hingegen kaum zu erkennen. *Drittens*, und dies wird der umfassendste Ausgangspunkt, finden wir hier eine denkwürdige Mischung von teilweise kaum fassbarer Zurückgezogenheit und Passivität mit einer ebenso diffusen wie hartnäckigen Abwehr äußerer Einflüsse und von außen kommender Personen, ein sozial schwer verortbares Ausweichen, das sich mit den oben verwendeten Begriffen wie Anomie, Absonderung und Proletarisierung einstweilen nur unzureichend fassen ließ.

In anderen Worten zusammengefasst: die Kari'ña von Imataca bieten sich für einfache ökologische Heilsgeschichten ebenso wenig an wie für jene handwerklich orientierten Entwicklungsmodelle, in denen sich Geschick und Fleiß in der bescheidenen Nutzung lokaler Ressourcen schließlich auf internationalen Nischenmärkten wenigstens in kleine Erfolgsgeschichten nachhaltiger Entwicklung ummünzen lassen. Erst recht taugen sie kaum für jene klassisch gewordenen Epen des indigenen Widerstands, in denen wohl organisierte 'edle Wilde' auf das offenbar noch intakte soziale Kapital traditioneller Strukturen zurückgreifen können und zugleich schon mit modernsten Medien internationale Netzwerke bilden, die schließlich selbst Ölkonzerne in die Knie zu zwingen vermögen.

Eine gängige Art und Weise, die Kari'ña trotz dieser Sperrigkeiten mit den aktuellen Waldnutzungskonflikten in Bezug zu setzen, wäre die Strukturierung der Darstellung als ein geschichtlicher Verlauf, als eine Geschichte des 'Vorher–Nachher'. Anna Tsing (1993) hat jedoch zu Recht darauf hingewiesen, dass diese durchaus übliche wissenschaftliche Perspektive zu weitreichenden Ausblendungen führt. Das 'Vorher' impliziert in der Regel die Annahme einer Situation mehr oder weniger ursprünglicher Isolation und Autonomie der be-

trachteten ethnischen Gruppe, das 'Nachher' die rasche kulturelle Zerstörung oder den mehr oder weniger gelungenen Versuch der Anpassung an die überwältigende Gegenwart.

"The dominant frameworks for understanding recent encroachments, however, ignore long histories of marginality to posit conditions of 'before' versus 'after' – of pristine isolation, on the one hand, and rapid cultural destruction or modernization, on the other. In such frameworks, marginal people become archaic survivors who, for better or worse, are forced to catch up with the twentieth century." (Tsing 1993: 8)

Der problematische Preis einer solchen Betrachtungsweise ist also vor allem, dass der oftmals lange währende geschichtliche Prozess der Marginalisierung aus dem Blick gerät (ebd., vgl. a. Hecht 1998). Diese Gefahr wäre auch im vorliegenden Fall gegeben, wenn man sich in der Darstellung etwa auf die jüngste Erschließungsgeschichte der Region Imataca beschränken wollte und darauf, wie diese ein quasi ungestörtes Dasein der Kariña in dem Gebiet überformt oder zerstört.

In analoger Weise lässt sich die kaum weniger gebräuchliche Darstellung in der räumlichen Polarität 'Lokal–Global' problematisieren, die als analytischer Rahmen gleichfalls nur begrenzt tauglich scheint. Denn wie es solchen Schlagworten generell eigen ist, rufen sie ein breites Spektrum von unscharfen und bisweilen irreführend vereinfachenden Assoziationen hervor. So wird mit dem Begriff des 'Lokalen' in der Regel ein räumlich definierter und traditionsverhafteter Lebenszusammenhang suggeriert, der von den wirkungsmächtigen Globalisierungstrends noch nicht oder nur wenig erfasst sei. In umweltpolitischen Diskursen wird der Begriff außerdem gerne auf die besonders naturverbundene Lebensweise einer 'lokalen' Bevölkerung bezogen. In Arbeiten über soziale Bewegungen wiederum bezeichnet das Lokale vielfach einen privilegierten Ort des Widerstands, und zwar insbesondere, wenn ökologische, indigene oder sonstige soziale Bewegungen in südlichen Ländern in den Blick genommen werden. Auch die lokal/globale Betrachtungsweise hat demnach ihren Preis, nämlich dass sie die heterogene räumliche Verankerung gesellschaftlicher Prozesse unterschätzt, indem sie mit quasi vorgegebenen und naturalisierten Maßstäben und Grenzen operiert. Daher verliert sich in dieser Perspektive oft die komplexe räumliche Verzahnung, die im Einzelnen erst das vermeintlich oder tatsächlich 'Lokale' (bzw. 'Globale') konstituiert (vgl. Hauser-Schäublin/Braukämper 2002).

Die folgende Darstellung versucht, diesen Bedenken Rechnung zu tragen, indem sie die Lage der Kariña heute gerade *nicht* oder jedenfalls *nicht nur* als ein Ergebnis von rezenten Prozessen deutet, die sich leichterding in den gegensätzlich gedachten Begriffspaaren Vorher–Nachher oder Lokal–Global fassen ließen. Schon eine oberflächliche Befassung mit der Geschichte der Kariben in diesem Raum zeigt, dass wir es hier mit einer Jahrhunderte währenden und sehr heftigen Geschichte der Konfrontation, der Kollaboration und des Austauschs mit den europäischen Mächten zu tun haben, einer Geschichte, deren Wirkung auf europäische Gemüter sich schon mit dem Hinweis auf Shakespeares berühmtes 'Sturm'-Drama hinreichend andeuten lässt. Die Ressource, die zu Shakespeares (und Raleighs) Zeiten europäische Phantasien und Pläne beflügelte, war bekanntermaßen das Gold,

das ausgerechnet in der Region der verfeimten 'Kannibalen' vermutet wurde. Doch war dies nur der Anfang, nur eine erste Ressource, die die Beziehung dieser Region und ihrer Bewohner zu außenstehenden Völkern und Mächten strukturieren sollte. Farbstoffe, Hölzer, Viehhäute, Tonkabohnen, Eisenerze, verschiedene Kautschukarten, erdöhlhaltige Sande, Diamanten, genetische Ressourcen: Die Liste der Güter, die von hier aus um die halbe Welt reisten, ist damit nicht erschöpft. Ihre Geschichte – und davon handelt die folgende Geschichte – ist *zugleich* auch die Geschichte der heutigen Kariña und ihres Siedlungsraums Imataca, nicht deren ganze Geschichte, wohlgermerkt, aber ein wesentlicher Bestandteil derselben.

Ich lasse mich in der folgenden Darstellung also von der Intuition leiten, dass sich der heutige Zustand der Kariña von Imataca jedenfalls im Kontext der Tropenwaldfrage mit Gewinn als eine Art *Koproduktion* betrachten lässt. Der Begriff Koproduktion soll dabei vorläufig zwei Aspekte umfassen: Einerseits eine gleichzeitige Hervorbringung natürlicher Ressourcen und sozialer Lebensverhältnisse und andererseits eine Verstrickung innerer und äußerer Antriebskräfte in diesem Prozess. Die oftmals globalen Beziehungen, die in diesem Raum über mehrere Jahrhunderte hinweg bestanden, waren auf bestimmte, wechselnde, natürliche Ressourcen zentriert. Diese bildeten einen lokalen Ankerpunkt, eine materielle Verankerung weit gespannter, in der Regel multilokaler Netze. Mit der Gewinnung bzw. Erzeugung bestimmter Ressourcen in dem Gebiet wurden zugleich die naturräumlichen Bedingungen und die sozialen Verhältnisse der involvierten Gruppen transformiert, und zwar durchaus unter deren aktiver Teilnahme. Die These zugespitzt: Die Kariña *nach* dem 'Goldrausch' des 17. Jahrhunderts oder nach dem Kautschukboom des frühen 20. Jahrhunderts waren nicht mehr dieselben wie vor diesen Ereignissen, und auch ihr 'natürlicher Lebensraum' war nicht mehr der gleiche wie zuvor. Die Veränderungen in ihrem sozialen Gefüge und in ihrer physischen Umwelt sind dabei für einzelne Ressourcen ebenso charakteristisch wie für einzelne historische Phasen, sie werden materiell und sozial gemeinsam 'produziert'.

Von einer Koproduktion in diesem Sinne zu sprechen bedeutet nicht, die Ressourcen selbst mit dem Status eines subjekthaften Akteurs auszustatten, oder eines 'Aktanten', wie dies in jüngeren Theorieansätzen formuliert wurde (vgl. Latour 2001). Das hieße in diesem Fall nur, das naturalistische Missverständnis zu erweitern, das schon in der Rede von den 'natürlichen Ressourcen' angelegt ist. "Natürliche Ressourcen sind [...] dynamische kulturelle Vorstellungen", schreibt die Anthropologin Judith Rees (1989: 365). Heute ließe sich modischer sagen: sie sind kulturelle Konstrukte. Es sind also die kulturell geprägten Sichtweisen sozialer Akteure, welche die Ressourcen erst zu solchen werden lassen und nicht etwa inhärente, natürliche Eigenschaften bestimmter Dinge, die *per se* nutzbar und wertvoll wären oder gar die Formen ihrer Wertschätzung generieren. Somit können auch nachgelagerte soziale Phänomene nicht auf die Ressourcen als soziales Agens im engeren Sinne zurückgeführt werden.

Doch birgt auch die aktuell übliche Redewendung von der kulturellen Konstruktion ihre Tücken, wenn sie kurzerhand auf Ressourcen Anwendung findet. Zu leicht geraten in dieser Perspektive die widersprüchliche Konstitution und vor allem die Materialität der in Frage stehenden Gegenstände aus dem Blick. Ich werde dagegen im Folgenden argumentieren, dass die unterschiedliche Materialität, die verschiedene physische Präsenz bzw. die unterschiedlichen Prozesse, die zur Erzeugung und Gewinnung verschiedener 'natürlicher Ressourcen' historisch notwendig werden, gewichtige Faktoren auch in der Erzeugung korrespondierender sozialer Zustände und Verhältnisse sind. Die Ernte von Tropenhölzern im großen Stil hat nicht nur andere soziale Voraussetzungen und physische Charakteristika als der Goldabbau oder die Kautschukgewinnung; sie zeitigt selbst auch ganz andere materielle Effekte, die ihrerseits wiederum spezifische soziale und kulturelle Folgen mit sich bringen. Auf dieser Grundthese ruht der folgende Versuch, die natürlichen Ressourcen ins Zentrum der Darstellung zu rücken. In heuristischer Absicht werden die Ressourcen damit zu den organisierenden Prinzipien meiner Annäherung an die Kari'ña im Kontext der Tropenwalddebatte gemacht.

Die ethnologische Forschung hat Ressourcen in dieser Weise bisher nicht zum erkenntnisleitenden Prinzip erhoben und auch als ein Raster oder organisierender Gegenstand der Darstellung haben sie nur vereinzelt Gebrauch gefunden (s. etwa Mintz 1985; Roseberry 1983, 1995). Doch finden sich in den letzten Jahrzehnten eine Reihe wichtiger Forschungsstränge und Schulen, die sich in mehr oder weniger ausführlichen Debatten mit verwandten Fragen befasst haben. In der Wirtschaftsethnologie lassen sich Ansatzpunkte einer solchen Betrachtungsweise bereits in der Kritik der Substantivisten an den Formalisten während der 1960er Jahre finden, um hier Polanyis begriffliche Unterscheidung aufzunehmen (Polanyi et al. 1957). Indem erstere die Gültigkeit universaler ökonomischer Prinzipien und diesen entsprechende ökonomische Verhaltensweisen grundsätzlich in Zweifel zogen, wurden die spezifischen historischen Bedingungen in den Blick gerückt, die bei den Indigenen meist gerade durch das 'Eindringen' kapitalistischer Wirtschaftsstrukturen entstanden (vgl. Plattner 1989: 13f.). Die Produktion und der Austausch von Waren gehorchten dabei nicht einer reinen Marktlogik, sondern wurden in ihrer kulturellen Gebundenheit betrachtet, die in vielfältigen Prinzipien der Reziprozität und der Redistribution zum Ausdruck kam.

Mit dem Aufstieg der dependenztheoretischen Ansätze und der daran anknüpfenden Welt-systemtheorie Wallersteins entstand jedoch in den 1970er Jahren ein neuer, einflussreicher Erklärungsmodus, der mit seinem global orientierten Unterscheidungsgerüst wieder externe und strukturelle Faktoren in den Vordergrund rückte. Die Mechanismen der Ausbeutung materieller Ressourcen in der 'Peripherie' wurden dabei weitgehend auf die Bedürfnisse und Dynamiken in den globalen Zentren zurückgeführt, so dass die Prozesse der sozialen und kulturellen "Einbettung" (Polanyi) des ökonomischen Geschehens häufig nur noch wenig Beachtung fanden. Großen Einfluss auf ethnologische Studien übte in diesem Zusammenhang Eric Wolfs sprichwörtlich gewordenes Werk über die "Völker ohne Ge-

schichte" aus. Anhand einer Reihe weltweit bedeutsamer Rohstoffe und agrarischer Produkte zeichnete Wolf den Prozess merkantilistischer und kapitalistischer Entwicklung vom 15. bis zum 20. Jahrhundert in einer Weise nach, in der die Welt "als eine vielfältige Totalität miteinander verbundener Prozesse" erkennbar wird (Wolf 1986: 17). Das unbestreitbare Verdienst dieser Studie – und nachfolgender Arbeiten, zu denen auch diejenige von Mintz (1985) gezählt werden kann – besteht darin, globale, politisch-ökonomische Zusammenhänge mit Nachdruck auf die ethnologische Agenda gesetzt zu haben. Mit der historischen Perspektive wurde zugleich jenem "romantischen Syndrom" die Grundlage entzogen, das die indigenen Lebenswelten als unberührte Räume konzipierte, die nie mit der 'Zivilisation' in Berührung gekommen seien (Wolf 1964 zit. n. Cook 1968: 212).

Ähnlich wie in den zeitgenössischen postmarxistischen Arbeiten französischer Herkunft (u.a. Rey 1971; Godelier 1974; Meillassoux 1982) wurde dabei die Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie (bzw. kapitalistischen und präkapitalistischen Gesellschaftsformationen) jedoch recht abstrakt, monokausal und einseitig gefasst (vgl. Narotzky 1997: 5ff.). Die starke Konzentration auf Aspekte der Warenproduktion führte hier fast zwangsläufig zu einer Vernachlässigung der Handlungsspielräume jenseits der Zentren und zu einer mangelnden Beachtung der Interaktionen und wechselseitigen Beeinflussung zwischen dem 'Westen' und dem 'Rest'. Die Menschen, sozialen Gruppen und Gesellschaften, die die in Frage stehenden Waren produzieren oder durch deren Produktion beeinflusst werden, geraten in dieser Betrachtung selbst analytisch aus dem Blick:

"Thus, the history of the peoples without history appears as the story of a history without people. Not even Europe seems populated, for in this [Wolf's] account 'Europe' is a metaphor for capitalism. The story of capitalism as a self expanding system becomes history." (Coronil 1996: 63)

Erst in den 1980er und 1990er Jahren entstanden eine Reihe von Ansatzpunkten, die Anliegen der politischen Ökonomie mit interpretativen Analysen zu verbinden und somit eine Perspektive einzunehmen, die es ermöglicht, die größeren ökonomischen Mechanismen im Blick zu behalten, ohne kleinräumige kulturelle Strukturen und soziale Prozesse zu vernachlässigen. Hier sind etwa die Fallstudien von Sahlins (1994) zu nennen, der ganz unterschiedliche 'lokale' Reaktionen verschiedener Kulturen auf die entstehenden transnationalen wirtschaftlichen Beziehungen im 18. und 19. Jahrhundert zeigt, aber auch die Arbeiten von Ong (1987) und Taussig (1980, 1987), die auf verschiedene Art die Konstruktion von Identitäten und kulturellen Praktiken in ihrer Einbindung in die jüngere Ausweitung des Weltmarktes analysieren. Allerdings ist an diesen und ähnlichen Arbeiten verschiedentlich kritisiert worden, dass sie mit der Fiktion einer erfassbaren Mikrowelt operieren, die in einer größeren (und ebenso erfassbaren) Makrowelt allzu einfach eingepasst sei (vgl. Breidenbach/Zukrigl 1995: 23f.). Damit verharrten sie in gewissem Maße in der von Clifford beschriebenen "ethnographischen Allegorie", die den kulturellen Wandel nur entweder als Widerstand oder als Auflösung zu denken erlaubt. Vor dem Hintergrund der älteren, in die Wirtschaftsethnologie importierten Modelle von Zentrum und Peripherie findet sich jedenfalls aber eine wesentlich vertiefte Beschäftigung mit den Prozessen 'vor Ort', mit der Wi-

derständigkeit und relativen Autonomie kultureller Formationen, die sich nicht leichtenfalls in globale Modelle einpassen lassen, bzw. nur unter Verlust all dessen, was sie überhaupt als Kulturen kenntlich macht.

Die Gefahr der Verdinglichung, die diesen Ansätzen innewohnt, wird in den 1990er Jahren noch einmal intensiv neu thematisiert. Dem alten Konzept von territorial gebundenen und mehr oder weniger autonomen Kulturen werden nun die kulturellen Beziehungen entgegengestellt, die in der vernetzten Welt allemal heute schon als Regel gelten können. Hannerz spricht in diesem Zusammenhang von einer "Kreolisierung", einer ständigen kulturellen Begegnung und Durchdringung lokaler Kulturen, die dennoch über einen bestimmten Zeitraum hinweg einen Grad an Kohärenz und Stabilität entwickeln können (Hannerz 1993, 1996). In ähnlichem Sinne spricht Canclini (1989) auch von "hybriden Kulturen", um die Vermischung der kulturellen Einflüsse in den modernen lateinamerikanischen Gesellschaften zu thematisieren.

Mit dem Verlust kultureller Eindeutigkeiten und den oben genannten Bedenken gegen eine quasi teleologische Lesart der historischen Entwicklung bestimmter Lokalitäten im Weltgeschehen ändert sich auch das 'Feld' der ethnologischen Untersuchungen. Die Feldforschung, also das intensive Verweilen am Ort und das Zusammenleben mit einer meist überschaubaren Gruppe, das seit Malinowski zentrale Methode und wesentlicher Bestandteil des disziplinären Selbstverständnisses ist, bleibt von dieser Veränderung nicht unberührt (Clifford 1997; Gupta/Ferguson 1997a,b). Zum einen wird es zunehmend schwieriger, "die Grenzen der Lokalität [des Ortes der Feldforschung, MG] zu bestimmen" (Featherstone 1996: 48). Dies hat dazu geführt, dass das Feld heute weniger als natürlicher und traditioneller Ort aufgefasst wird, denn als eine Kontaktzone, die durch lokale, nationale und transnationale Kräfte produziert wird (Clifford 1997: 199; vgl. a. Tsing 1994; Pratt 1991). Zum anderen ging mit dieser Entwicklung fast zwangsläufig eine Vervielfältigung und Pluralisierung der 'Feldorte' ethnologischer Forschung und Wissensproduktion einher. Nicht nur die klassischen Randlagen der Dritten Welt, sondern auch industrielle Metropolen, Firmen, staatliche Institutionen, Strände, Archive oder *chatrooms* im Internet werden zunehmend als 'Feld' der Ethnologie salonfähig (vgl. Schlehe 2002, 2003).

Wenn auch die vorliegende Arbeit den Bogen nicht so weit spannt, so ergibt sich angesichts der Fragestellung doch auch hier die Notwendigkeit einer "multi-sited ethnography" (Marcus 1995). Um die Zusammenhänge zwischen größeren politisch-ökonomischen Prozessen und lokal situierten kulturellen Dynamiken, d.h. die angesprochene Koproduktion von natürlichen Ressourcen und sozialen Verhältnissen bei den Kari'ña erfassen zu können, wurde die Beobachtung und Datenerhebung auf verschiedenen Ebenen und Orten angesiedelt.

Erstens: Zentrales Element der Forschung blieb auch im vorliegenden Fall das Verweilen in einem kleinen Flecken bei und mit den Kari'ña über mehrere Monate (erste Kurzaufenthalte im Dezember 1996 und Januar 1997, dann von März bis Anfang Juni,

sowie große Teile von Juli, September und Oktober 1997), in einem Modus, den der Ethnologe Renato Rosaldo etwas spöttisch als *deep hanging out* gekennzeichnet hat (nach Clifford 1997: 56). Im Wesentlichen handelte es sich dabei um eine teilnehmende Beobachtung mit dem Ziel, eine Momentaufnahme des gegenwärtigen Lebens der Kari'ña, ihrer wirtschaftlichen Subsistenzstrategien, (Waldnutzungspraktiken, ökologisches Wissen), ihrer sozialen Organisationsformen usw. zu verfertigen und Konfliktfelder im Zusammenhang mit externen Ressourceninteressen zu identifizieren. Im Zuge dessen standen die Interaktionen mit Holzunternehmen und *mineros* in der Region sowie die Auswirkungen dieser Extraktionsökonomien auf das gegenwärtige Dasein der Kari'ña im Mittelpunkt. Durch zahlreiche Gespräche wurde dabei auch der Versuch unternommen, die rezente Geschichte der konkreten Gruppe zu rekonstruieren, vor allem das Mobilitätsverhalten der Kari'ña in dieser peripheren Grenzregion. Eine mehrtägige Fußwanderung nach Guyana mit zwei Bewohnern des Weilers bot hierfür ausgezeichneten Anlass und eine vertiefte Anschauung der aktuellen Verbindungen. Insgesamt war diese Forschung 'vor Ort' sehr auf das Verständnis von Zusammenhängen, Beziehungen und Konflikten orientiert. Das heißt aber auch: Der Anspruch, die kulturell-symbolische Dimension der indigenen Lebensweise als solche zu erfassen war gegenüber traditionellen Feldstudien deutlich vermindert, und zwar nicht nur aus forschungspraktischen Gründen (insbesondere in Gestalt der sprachlichen Barrieren), sondern auch aus thematischen Gründen, die mit der Fragestellung vorgegeben waren.

Der Ausgangspunkt der Arbeit war, wie gesagt, die Debatte um Tropenwaldzerstörung und die Rolle indigener Gruppen in diesem Geschehen. Um den Einschluss, die Repräsentation, aber auch die Handlungsmöglichkeiten der Indigenen im ökologischen Diskurs zu erfassen, war demnach, *zweitens*, eine Analyse der politischen Praktiken und Strategien der Indigenen in Venezuela vonnöten. Dies erforderte eine Vielzahl von Gesprächen mit indigenen Aktivisten, mit indigenen Organisationen der Region und ihren strategischen Bündnispartnern, die überwiegend in Ciudad Bolívar, teilweise aber auch in der Hauptstadt Caracas angesiedelt waren. Zwar sind die Kari'ña, wie bereits kurz erwähnt, weitaus weniger gut in die entsprechenden Netze eingebunden als viele andere indigene Gruppen des Landes. Doch wird auch ihr Artikulationsvermögen und ihre Position maßgeblich von den in diesen Feldern bereitgestellten Diskursen und Bildern bestimmt (s. Conklin 1997).

Da es schließlich vom Ansatz her nicht um die Kari'ña schlechthin, sondern um ihre Rolle in der Konstitution der Tropenwaldproblematik des Landes ging, mussten *drittens* auch staatliche Politiken und Diskurse im Spannungsfeld von Indigenen- und Ressourcenpolitik einer Betrachtung unterzogen werden: Hierfür wurden eine Reihe von Interviews mit Vertretern staatlicher Institutionen geführt, die mit dem Management von Ressourcen in diesem Tropenwaldgebiet befasst sind. Auch die breitere öffentliche Diskussion in Venezuela um Nutzung und Schutz des Tropenwaldes wurde in diesem Zuge beobachtet und ausgewertet, eine äußerst rege Debatte, die während des in Frage stehenden Zeitraums durch heftige Konflikte um den neuen Raumordnungsplan Imataca angefacht wurde und dement-

sprechend viel Stoff bot (Presse, Aktionen, Demonstrationen von Indigenen und Umweltgruppen an verschiedenen Orten).

Viertens schließlich wurden weitere Wege beschritten in der Absicht, die historische Perspektive stellenweise zu vertiefen. Um die Nutzungs- und Wirkungsgeschichte der einzelnen Ressourcen und ihren Bezug auf die Situation der Kari'ña nachzuzeichnen, wurden Reiseberichte, historische Studien und vereinzelt auch Archivmaterialien gesichtet, so u.a. zum Grenzkonflikt zwischen Britisch-Guiana und Venezuela, der durch verstreute Publikationen über die Jahrzehnte relativ gut dokumentiert ist. Besonders im Falle der Wildkautschukart *Balata* ergab sich eine äußerst schwierige Quellenlage, die im Einzelnen noch dargestellt wird. Weiterführend waren in dieser Frage vor allem unpublizierte Materialien, die sich im Archiv des New Yorker Botanical Garden ermitteln ließen.

Diese historischen Bemühungen, dies sei vorab noch einmal klargestellt, dienten jedoch nicht dem Ziel, die jeweiligen Zeitabschnitte umfassend darzustellen oder auch nur die jeweilige Periode in ihrer Ressourcennutzung insgesamt nachzuzeichnen. Vielmehr sollten damit im Sinne der Fragestellung Schlaglichter auf bestimmte Zusammenhänge geworfen werden, die in den aktuellen Debatten um Tropenwaldprobleme systematisch in den Hintergrund gedrängt werden. Die historischen 'Mosaiksteine', die dabei angesammelt wurden bzw. die Historisierung der Kari'ña in ihrem Wald, dient also dem Verständnis der heutigen kulturellen Lebensverhältnisse der Gruppe und ihrer heutigen Stellung im Blick auf eine Umwelt, die international als erstrangiger Problemfall wahrgenommen wird.

I.4 Zum Aufbau der Darstellung

Die folgende Darstellung orientiert sich an einzelnen materiellen Ressourcen, die den Rahmen der Analyse bilden. Dabei werden spezifische Ensembles sozialer und räumlicher Praktiken und Prozesse ausgemacht, die im Zusammenhang mit den einzelnen Ressourcen stehen und die jeweils den Kern der Untersuchung in den einzelnen Kapiteln bestimmen und begrenzen. Die Organisation nach Ressourcenfeldern ist also einerseits heuristisches Prinzip, um die komplexen Verwicklungen der 'politischen Ökologie' Imatacas mit kulturellen Prozessen zusammenzudenken, die das heutige Dasein der Kari'ña in der Region prägen. Andererseits sind die einzelnen Ressourcenfelder strukturierendes Element in der formalen Darstellung der Arbeit. Die Darstellung ist dabei nicht linear historisch aufgebaut, auch wenn sie eine gewisse Reihung der Ressourcen in der Zeit widerspiegelt. Es folgt aus dem oben skizzierten Ansatz vielmehr ein insgesamt an Fragmenten, Brüchen und Konflikten orientiertes Verständnis vom Zusammenspiel unterschiedlichster Prozesse, die sich in den heutigen Auseinandersetzungen neu überschneiden. Dementsprechend will die Arbeit auch eher ein Mosaik sein, eine bestimmte, wohlüberlegte Zusammenstellung, eine Momentaufnahme verschiedener Elemente, die mir zentral erscheinen, um sich der Frage anzunähern, was die Kari'ña heute mit dem Tropenwaldproblem zu tun haben.

Am Anfang dieser Betrachtung steht *Gold – der phantastische Reichtum*, wie das erste Kapitel des Hauptteils (II.1) überschrieben ist. Dass die Arbeit mit Gold beginnt hat gute Gründe. Erstens ist das Gold ein Stoff, der im Abendland (und weit darüber hinaus) schon sehr lange begehrt war, und dem wegen seiner wachsenden Rolle in Tauschprozessen seit langem eine geradezu transzendente Macht zugestanden wurde. 'Gold' figuriert heute daher auch als eine Art Meta-Metapher für Ressourcenreichtum jeglicher Art, wie dies in den Redewendungen vom schwarzen, weißen, braunen, grünen usw. Gold deutlich zum Ausdruck kommt. Vor allem aber wurde Gold als zentrales koloniales 'Objekt der Begierde' historisch sehr früh und ganz spezifisch mit der Region Guayana in Verbindung gebracht; Gold hat darüber hinaus auch die koloniale (und postkoloniale) Wahrnehmung und Repräsentation dieses tropischen Landstriches entscheidend geprägt, einschließlich der dort lebenden Kariben bzw. Kari'ña.

In der folgenden Betrachtung werden zwei Modalitäten von Gold unterschieden, die zeitlich grob mit der kolonialen und postkolonialen Ära zusammenfallen. Im kolonialen Kontext steht die Rolle des Goldes als Produzent kollektiver Phantasien im Vordergrund, von den unermesslichen (Gold-)Reichtümern der Neuen Welt im Allgemeinen und Guayanas im Besonderen, – Phantasien, die im Mythos des *El Dorado* ihren narrativen Rahmen und kontinuierlichen Antrieb fanden. Als reale, verfügbare Ressource tauchte Gold im kolonialen Guayana trotz angestrebter Suche der Europäer ironischerweise überhaupt nicht auf. Dennoch oder gerade deswegen wirkte die Verlockung des Goldes als stetiges und mächtiges Agens der kolonialen Exploration und Eroberung jener Region am Orinoko, die bereits auf Globen des frühen 16. Jahrhunderts durchgängig und fest als 'Land der wilden und menschenfressenden Kariben' gebrandmarkt war. In der spezifisch kolonialen 'Kontaktgeschichte' der Kari'ña, die ich in diesem Teil nachzeichne, sind diese sich um Gold und Kannibalismus formierenden kolonialen Diskurse ebenso konstitutiver Bestandteil wie die dadurch losgetretenen materiellen und politischen Transformationsprozesse. Letztlich, so werde ich argumentieren, wird dabei gewissermaßen ein 'doppelter Tod des Kaziken' herbeigeführt: der des imaginären *El Dorado*, und der des realen Kaziken, des Repräsentanten indigener Macht, wie ihn auch die bis weit in das 18. Jahrhundert hinein im kolonialen System sehr einflussreich operierenden Kari'ña hatten.

Dagegen steht im zweiten Teil des Kapitels das Gold als handfeste, ökonomische Ressource im Blickpunkt, die als solche denn tatsächlich ab Mitte des 19. Jahrhunderts in dieser einstigen El-Dorado-Provinz kontinuierlich an Bedeutung gewinnt. Mit der Goldproduktion treten nicht nur neue und andere nationale wie internationale Akteure und Interessen auf den Plan, sie wirft auch neue und andere Probleme und Konfliktslagen für die äußerst zersplitterten und extrem marginalisierten Überbleibsel der Kari'ñabevölkerung auf, die aus der kolonialen Epoche hervorgegangen sind. Dabei zeigt sich – gerade in Bezug auf die gegenwärtige Lage –, dass die Kari'ña innerhalb der Goldökonomie keineswegs nur die Rolle eines passiven Opfers einnehmen. Neben dem symbolischen Kapital eines international zirkulierenden Indigenendiskurses ist es nicht zuletzt die spezifische Verfasstheit

der Ressource Gold selbst, die ihnen (wie auch anderen schwachen Akteuren) in diesem Feld ein gewisses politisches Gewicht und erkennbare Handlungsfähigkeit verleiht.

Im zweiten Teil des Hauptkapitels *Gummi– die gescheiterte Kolonisierung* (II.2) geht es um eine Wildgummiart namens *Balata*, die in den ersten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in großem Maßstab in den Wäldern von Imataca gewonnen wurde, und die nach Kaffee und Kakao phasenweise zum drittichtigsten Exportgut Venezuelas avancierte. Die globalen Verstrickungen zwischen industriellen, wirtschaftspolitischen und technologischen Entwicklungen in den Fortschrittszentren der europäisch-westlichen Welt und lokalem Wandel in der Peripherie südamerikanischer Urwälder werden bei dieser Ressource in besonderer Weise deutlich. Eine massive Nachfrage nach dem Rohstoff erfolgte dabei gerade von jenen wachsenden europäischen Industrien (Treibriemen, Kabelherstellung usw.), die eine der wichtigsten 'Ressourcen' der heute so viel beschworenen Globalisierung erzeugen, nämlich 'Mobilität' und 'Kommunikation'. Doch so spektakulär und offensichtlich die Zusammenhänge aus heutiger Sicht erscheinen mögen, so schwierig ist die Beschreibung der damit zusammenhängenden Prozesse und Auswirkungen vor Ort. Meine Annäherung an die Epoche des Balata in Imataca in diesem Kapitel basiert im Wesentlichen auf der Rekonstruktion einer Leerstelle, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum ersten geht es schlicht um eine sachliche Rekonstruktion dieser Ressourcenära in Venezuela: Wie ging die Balataexploitation vor Ort vonstatten? Wie betraf sie die dort lebende indigene Bevölkerung? Wie, im Besonderen, erlebten die Kari'ña jene Zeit?

Die Schwierigkeiten in der Beantwortung dieser Fragen verweisen auf die weitere Dimension der Leerstelle, nämlich die sehr geringe Aufarbeitung und Erinnerung der Balata-Ära im gegenwärtigen Venezuela. So geht es zum zweiten auch um eine politische und diskurstheoretische Rekonstruktion, in deren Zentrum die Irritation darüber steht, dass diese Ressource in den zahlreichen Diskussionen und Stellungnahmen zum Konflikt um die Forstreserve Imataca in der jüngeren Zeit seltsamerweise nie Erwähnung fand, ganz im Gegensatz zur Goldökonomie etwa, deren z.T. zeitlich überlappende Geschichte sehr häufig ins Gedächtnis gerufen wurde. Was erklärt diese merkwürdige Leerstelle in der öffentlichen Erinnerung, die unweigerlich den Verdacht hervorruft, dass es sich hier um eine 'anrühige' Ressource handeln könnte, eine, die gewissermaßen 'schlecht zu denken' ist? Ich werde dieser Frage nachspüren, ohne mit einer abschließenden Antwort aufwarten zu können, doch ergeben sich klare Ansatzpunkte zu einer Antwort in dem spezifischen Zusammenspiel von Produktionsweise, Ressourceneigenschaften und peripherer Lage der Produktionsräume. Dieses Zusammenspiel, so meine These vorweg, lässt gerade den Nexus zwischen (national-)staatlicher Souveränität und wirtschaftlicher Durchdringung der Region sehr prekär werden.

Öl – die unvollständige Modernisierung lautet der Titel des dritten, vergleichsweise kurzen Kapitels (II.3), das zugleich einen geographischen Exkurs darstellt. In Imataca selbst gibt es keine Ölvorkommen und somit stehen die dort lebenden Kari'ña nicht direkt mit diesem Rohstoff in Verbindung. Konflikte um Öl haben jedoch maßgeblich die jüngere Geschichte

der Kari'ñabevölkerung in den Savannen der nördlich angrenzenden Bundesstaaten Anzoátegui und Monagas beeinflusst, wo seit den 1930er Jahren in großem Umfang Öl gefördert wird. Öl ist zugleich die nationale, identitätsstiftende Ressource Venezuelas schlechthin. Der Ölreichtum transformierte Venezuela nicht nur binnen weniger Jahrzehnte vom armen, politisch zerrütteten und zutiefst provinziellen Agrarland in einen fortschrittlichen, sehr städtisch geprägten Ölstaat. Das Öl war auch eng verbunden mit dem nationalstaatlichen Formationsprozess, in dem, wie Coronil (1998) herausgearbeitet hat, der venezolanische Staat erschaffen wurde als die zentrale und legitime Autorität einer "vorgestellten Gemeinschaft" (Anderson 1983), die durch die kollektive Eigentümerschaft an den natürlichen Ölreichtümern der Nation geformt und zusammengehalten wurde. Öl verkörpert somit, so könnte man sagen, die Antithese zu Balata, das für eine historisch gescheiterte Kolonisierung bzw. Entwicklung ganzer Landesteile steht.

In diesem Kapitel geht es vor allem um Fragen der Teilhabe, konkret mit Blick auf die Kari'ña in Monagas und Anzoátegui, wobei diese Fragen für die Kari'ña (wie auch für andere indigene Bevölkerungsgruppen in Venezuela) im hereinbrechenden Erdölzeitalter auf zwei Weisen virulent werden. Zum einen stellt sich die Frage der Teilhabe im materiell-ökonomischen Sinne, in diesem Fall hinsichtlich der Teilhabe bzw. Ansprüche auf Teilhabe an den Gewinnen aus der Ölproduktion. Dabei ist es interessant festzustellen, dass einige Kari'ña-Comunidades in Monagas bereits in den 1940er Jahren mit dem Hinweis auf ihren Status als Indigene und Landbesitzer solche Ansprüche öffentlich anmeldeten und, noch interessanter, dass sie diese Ansprüche gerade bei den ausländischen (vornehmlich US-amerikanischen) privaten Ölfirmen auch durchsetzen konnten. In der venezolanischen Presse brachte ihnen dies den Namen *Indios petroleros*, Ölindianer, ein. Dies führt direkt zur zweiten Dimension der Teilhabefrage. Denn in den modernen Ressourcenkonflikten, die im Zuge der expandierenden Ölindustrie aufbrachen und in die die Kari'ña durch ihre geographische Präsenz verwickelt wurden, stellte sich das Problem der Teilhabe zwangsläufig auch als Frage nach der Position der Indigenen im sich konsolidierenden venezolanischen Nationalstaat bzw. in eben jener nationalen Gemeinschaft, die das Öl neu hervorgebracht hat. In gewisser Weise wird hier also das anhaltend prekäre Verhältnis zwischen modernen Nationalstaaten und ihren indigenen Bevölkerungen angelegt, ein Verhältnis, das durch die Spannungspole von nationalstaatlichem Integritäts- und Gleichheitsprinzip auf der einen Seite und von kulturellem Differenz- und Geltungsanspruch auf der anderen maßgeblich strukturiert wird. Dies erklärt z.T. auch, warum private transnationale Wirtschaftskonzerne in bestimmten Auseinandersetzungen weniger Probleme im Umgang mit indigenen Ansprüchen haben können als der 'zuständige' Staat. Die Geschichte der *Indios petroleros* lässt sich im weiteren Sinne also auch als Baustein einer Geschichte der indigenen Bevölkerung im modernen Nationalstaat Venezuela lesen, eine Geschichte, die kulturelle Geltungskämpfe ebenso einschließt wie Elemente der staatlichen Indigenen- und Ressourcenpolitik. Zwischen erfahrenen Kari'ña-Aktivist*innen aus dieser Region und den Kari'ña aus Imataca bestehen bis heute wichtige personelle Verflechtungen.

Im vierten Kapitel des Hauptteils rückt *Holz – der nationalisierte Raum* (II.4) in den Mittelpunkt der Betrachtung. Geographisch führt uns das Kapitel wieder zurück zu den Kari'ña in der Forstreserve Imataca. Das Gründungsjahr der Reserve, 1960/61, markiert zugleich auch den engeren historischen Zeithorizont dieses Kapitels. Ausgangspunkt meiner Überlegungen hier ist zunächst einmal die simple Feststellung, dass das externe Interesse am Rohstoff Holz mit einer zentralen Reproduktionsressource der Kari'ña zusammenfällt. Holz ist nicht nur ein wesentlicher 'Rohstoff' ihrer materiellen Kultur. Indirekt hängen natürlich auch alle anderen Subsistenzaktivitäten – die Jagd, der Feldbau, das Sammeln von Früchten usw. – entscheidend von der Existenz des Waldes und damit der holzproduzierenden Bäume ab. Ferner ist festzuhalten, dass Holz eine sehr 'flächige' Ressource ist, d.h. weitläufig und gleichmäßig im Raum verteilt. Die Frage der ökonomischen Holznutzung wirft somit im besonderen Maße auch die Frage der territorialen Aneignung und Kontrolle auf. In diesem Kapitel geht es also nicht nur um die Geschichte der forstwirtschaftlichen Aktivitäten in Imataca und deren Auswirkungen auf die Lebenssituation der Kari'ña, sondern auch um den Prozess der Herstellung von Staatlichkeit und Nationalität in dieser peripheren Grenzregion, der in dieser seinen Ausdruck findet.

Neben den materiellen und institutionellen Praktiken – Einrichtung von Forstreserven und entsprechender Rechtsprechung, Vergabe von Forstkonzessionen, Forstdienste usw. – gilt es auch hier, die umfassenderen diskursiven Strategien in Betracht zu ziehen, mit denen der Staat seine Ansprüche auf das Gebiet legitimiert und durchgesetzt hat, da sie es sind, so meine These, die alternative Ansprüche auf den Raum sehr schwierig machen. Solche diskursiven Strategien umfassen dabei Bilder, Vorstellungen und Argumente, die diesen Raum im Wesentlichen als 'leer' und in 'geopolitischer Hinsicht verwundbar' repräsentieren. Im Namen von 'Entwicklung und nationaler Souveränität' bleibt damit der staatliche Anspruch auf diesen Raum und seine ausschließliche Einbindung in nationale Kalküle in weiten Teilen der Gesellschaft durchgesetzt. Da die kommerzielle Holzwirtschaft in Imataca ausschließlich von nationalen Unternehmen betrieben wird und trotz enormen Flächenanspruchs relativ geordnete und überschaubare Produktionsstrukturen aufweist, wird sie zum besonders geeigneten Vehikel staatlicher Politik in Hinsicht auf die Praktiken einer nationalen Raumsicherung.

Das letzte Ressourcenkapitel in dieser Arbeit, *Biodiversität – die globalisierte Umwelt* (II.5), beschäftigt sich mit der biologischen Vielfalt, die, wie Susanna Hecht (1998: 268) etwas bissig formuliert hat, tatsächlich als "die letzte, unvollendete Seite der Genesis" erscheint. Offensichtlich werden indigene Gruppen wie die Kari'ña in der Konstituierung des Problemfeldes biologische Vielfalt als Gegenstand internationaler Umweltabkommen, Handelspolitik und wissenschaftlicher Forschung in den 1990er Jahren in gänzlich neue, globale Zusammenhänge eingebunden. Dabei entstehen neue Rechte und Ansprüche an 'Einschluss', wie sie etwa in der direkten Einbindung indigener Völker in das wichtigste Regelwerk deutlich werden, das derzeit zu diesem Thema besteht: Die internationale Über-

einkunft über die biologische Vielfalt (*Convention on Biological Diversity*, CBD), die 1993 in Kraft trat und mittlerweile von über 170 Staaten, darunter auch Venezuela, ratifiziert worden ist. Im Rahmen der von der CBD anvisierten dreifachen Zielsetzung – erstens der Schutz, zweitens die nachhaltige Nutzung biologischer Vielfalt, sowie drittens die gerechte Verteilung der aus ihrer Nutzung resultierenden Gewinne – soll den indigenen Gemeinschaften Anerkennung gezollt werden für ihre Rolle als 'Wächter biologischer Vielfalt' und 'Träger wertvollen Biowissens'. Dieses 'Biowissen' wird insbesondere in seiner Funktion als zeit- und kostensparender ethnobotanischer Filter von den biotechnologischen *life industries* nachgefragt.

Das Kapitel beginnt zunächst mit einer Beschreibung der von den Kari'ña genutzten biologischen Vielfalt. Dabei wird nicht nur die Nutzung einer ganzen Bandbreite von Organismen erkennbar, sondern auch eine Kontinuität und Dynamik in deren Gebrauch, die angesichts der sozialen Zustände in den betrachteten Siedlungen durchaus überrascht. Die aktuellen rechtlichen Entwicklungen sowie die Planungen zur Einrichtung neuer Schutzzonen laufen ganz abgekoppelt von den konkreten Nutzungsmustern, wie sich im zweiten Teil des Kapitels zeigt. Die Erfolge bei der Etablierung indigener Nutzungsrechte, sowohl in dem Gebiet als auch im weiteren rechtlichen Rahmen, sind bisher noch kaum auf die Probe gestellt, weil die ökonomische Nutzung der Biodiversität in dem Gebiet selbst noch in den Anfängen steckt. Eine erste Analyse der Planungen und Gesetzestexte lässt aber bereits die Konturen einer neuen Aneignung indigener Kultur und Umwelt erahnen. Im Unterschied zur ökonomischen Erschließung etwa der Gold- und Holzressourcen, die relativ stabile Produktions- und Machtstrukturen vor Ort voraussetzt, gehorcht die Prospektion biologischer Ressourcen einer anderen Logik. Im Grunde nämlich genügt für die industrielle Inwertsetzung eine einmalige Aneignung des genetischen Materials, die auf physisch nahezu unschädliche Weise möglich ist. Gerade diese neue und kaum spürbare Form der Gewinnung macht biologische Ressourcen und das ihnen eingeschriebene indigene Wissen sehr anfällig für einen 'Diebstahl' und damit die Debatte um 'geistiges Eigentum' so virulent. Dies hat sich auch in der venezolanischen Gesetzgebung zur Implementation der internationalen Konvention erkennbar niedergeschlagen.

Das Feld der Biodiversität scheint für die Kari'ña wie für viele andere indigene Tropenwaldbewohner letztlich eine sehr ambivalentes Terrain. Einerseits eröffnen sich ihnen in den aktuellen Konflikten politische Artikulationsmöglichkeiten, die von dem klassischen Opferdiskurs wegführen, der seine Kraft vor allem aus der drohenden Vernichtung indigener Kulturen bezog. Andererseits aber liegt die Gefahr hier nahe, dass eine sehr begrenzte und funktionalistische Berechtigung indigener Kulturen neu festgeschrieben wird, dass kulturelle Differenz sich in erster Linie in einem 'bio-ökonomischen Paradigma' (Ellen 1996a) neu legitimiert. Auffällig ist dabei im vorliegenden Kontext vor allem, dass die Regelungen und Planungen, die das Gebiet und die Lebensweise der Kari'ña betreffen, nicht erkennbar auf irgendwelche Spezifika dieser Gruppe Bezug nehmen.

Mit diesen Überlegungen schließt der zweite Teil der Arbeit. Im Schlusskapitel (III) versuche ich eine kurze Zusammenschau der verschiedenen Ressourcenerfelder und nehme dabei einige Aspekte noch einmal auf, die mir in der Gesamtschau besonders wichtig erscheinen. Vor allem wird die Grundthese der Koproduktion von natürlichen Ressourcen und sozialen Verhältnissen noch einmal im Lichte des Gesagten präzisiert. Dabei wird auch der Aspekt der Materialität von natürlichen Ressourcen anhand der hier untersuchten Beispiele näher betrachtet und zusammengefasst. Mit der Betrachtung dieser beiden Punkte wird zugleich das Feld für weitergehende Untersuchungen abgesteckt.

II ZENTRALE KAPITEL EINER RESSOURCENGESCHICHTE DER KARI'ÑA

II.1 Gold – der phantastische Reichtum

"I never saw a more beautifull countrey, [...] and
and every stone that we stooped to take up, promised
eyther gold or silver by his complexion."
Sir Walter Raleigh (1848[1596]: 82) über Guiana

"Ein konservativer Geist gefällt sich darin, die Irrthümer vergangener Zeiten fortwährend zu erhalten", schrieb Alexander von Humboldt (1841: 11) mit Blick auf die frühe Geschichte der Kartographie und Geographie Guayanas³¹. Der wenig schmeichelhafte Kommentar des aufgeklärten Gelehrten galt dabei jenen europäischen Entdeckungsreisenden des 16. und 17. Jahrhunderts, "ganz ungebildete, unwissenschaftliche Europäer", so Humboldt (ebd. Vorwort: xv), die in ihren Beschreibungen und Karten von Guayana so unbekümmert Fakten und Fiktionen verrührten. Eine Fiktion oder, in Humboldts Worten, ein Irrtum erwies sich dabei als von besonders robuster Natur: die Vorstellung eines großen Binnensees, der bis weit in das 18. Jahrhundert auf fast allen kolonialen Karten Guayanas auftauchte. Der See Parime oder Rupununi, wie er verschiedentlich genannt wurde, war Teil des Mythos vom *El Dorado*. Die Geschichte vom *El Dorado*, wörtlich "der Vergoldete", handelt von einem indianischen Kaziken und Herrscher eines großen Reiches, von dem es hieß, dass er seinen mit Goldstaub bepuderten Körper täglich einer rituellen Waschung in einem großen See unterziehe. Der Mythos tauchte nach Hemmings (1978a) historischen Recherchen offenbar zum ersten Mal in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts im Umfeld der Muisca-Indianer (im heutigen Kolumbien) auf und verbreitete sich anschließend rasch. Seit der frühen Kolonialzeit wurden nicht nur eine Reihe von Flüssen und Seen in Südamerika mit diesem Mythos in Verbindung gebracht, *El Dorado* ist als das 'Eldorado' generell zum sagenhaften Goldland und zum Symbol für Reichtum durch Naturaneignung geworden.

³¹ Eine kurze Anmerkung zu den Begriffen Guayana, Guiana, und Guyana, die im Laufe dieses und der folgenden Kapitel immer wieder auftauchen: Die Region Guayana bezeichnet im Kontext des modernen, venezolanischen Nationalstaates den politisch-geographischen Großraum der drei Bundesstaaten Delta Amacuro, Bolívar, und Amazonas. Im kolonialen Spanisch-Amerika war der Gebrauch von Guayana bzw. Guiana umfassender und bezeichnete das ganze Gebiet zwischen dem Atlantischen Ozean, dem Orinoko, Rio Negro und Amazonas. Das Wort Guiana findet heute noch gelegentlich in Singular- wie Pluralform (The Guianas) als Bezeichnung für die drei Guyana-Länder (Französisch-Guyana, Holländisch-Guyana und Britisch-Guiana) Verwendung, die beiden letzteren nennen sich seit ihrer Unabhängigkeit Surinam bzw. Guyana.

Nun stößt man heute in Guayana, dort wo im 16. Jahrhundert spanische Konquistadoren wie Diego Ordás, Antonio Berrío und ihr englischer Rivale Sir Walter Raleigh so intensiv und doch vergebens nach dem Gold des *El Dorado* gesucht hatten, in der Tat auf ein *El Dorado*, ein kleines, unmittelbar an die Forstreserve Imataca angrenzendes Städtchen, das seinem Namen alle Ehre erweist. Es ist Ende des letzten Jahrhunderts in den Boomjahren eines Goldrauschs in Guayana entstanden, und noch heute bestimmt die Suche nach dem wertvollen Metall das Leben seiner Bewohner und Bewohnerinnen, deren Zahl wie in anderen Minenorten der Region in den letzten zwei Jahrzehnten wieder beträchtlich zugenommen hat (vgl. Schneider 2002). Das Gold Guayanas, das nach Schätzungen von Experten Reserven in einer Größenordnung zwischen 10.000 und 12.000 Tonnen umfassen soll, – was etwa zehn Prozent der globalen Goldreserven entspräche – (MARNR 1997a: 110), ist zum Hoffnungsträger für verarmte Bevölkerungsgruppen im krisengeschüttelten Venezuela geworden. Und auch der venezolanische Staat misst dem industriellen Goldbergbau im Bundesstaat Bolívar eine geradezu schicksalhafte Bedeutung für die wirtschaftliche Zukunft und Entwicklung des Landes bei, wenn man der Rhetorik seiner politischen und wirtschaftlichen Eliten Glauben schenkt. Der Traum vom *El Dorado*, der die frühen Konquistadoren immer tiefer in das unwegsame Hinterland Guayanas lockte, leuchtet in Gestalt der jüngsten, so genannten *apertura minera*, der Öffnung des Goldbergbaus für transnationale Unternehmen, wieder hell am Horizont, nur dass er heute in Begriffen neoliberaler Rationalität gefasst wird.

Im folgenden Kapitel beschreibe ich, wie Gold im spezifischen die Geschichte und Landschaft Imatacas und ihrer indigenen Bewohner, der Kari'ña, geformt hat. Mein Ausgangspunkt im ersten Teil, *El Dorado: koloniale Phantasien und Rivalitäten (16.-18. Jhd.)*, ist die diskursive und materielle koloniale Expansion der Europäer in dieses Gebiet, einschließlich der Rolle, die der Mythos vom *El Dorado* darin spielte. Der Einschluss dieser mythischen Erzählung in meine Betrachtung über Gold und die Kari'ña in der Sierra Imataca nimmt Gregorys (1998: 16) Bemerkung auf, dass "Mythen keine unbedeutenden Phantasien sind", sondern durchaus wirkungsmächtige Geschichten, die im vorliegenden Fall für die Kari'ña ganz konkrete Folgen hatten. "Wenige Mythen", schreibt auch Susanna Hecht (1998: 259), die die Bedeutung solcher Erzählungen für die jüngere Tropenwalddebatte herausgearbeitet hat, "haben [...] die europäische Begegnung mit dem Reich der Tropen tiefgreifender verändert als derjenige vom El Dorado".

Indem ich auf den kolonialen Mythos und die daran anknüpfenden Phantasien Bezug nehme, wird es erforderlich, auch die historischen Phasen in der Begegnung zwischen den Kari'ña und den Europäern mit der Ressource Gold in Beziehung zu setzen, die zeitlich vor dem eigentlichen Auftauchen der materiellen Ressource in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts liegen, mit dem üblicherweise die Geschichtsschreibung über Gold in Venezuela beginnt. Ein Rückblick auf die konkrete historische Erfahrung der Kari'ña in der Region Imataca während der Kolonialzeit scheint mir zudem relevant, weil dadurch deutlich wird, dass das in Venezuela häufig bemühte Bild der Wälder Imatacas nicht aufrecht zu erhalten

ist, wonach dort eine noch weitgehend unberührte Natur zu finden sei, in der die Kari'ña erst in jüngerer Zeit massiveren externen Einflüssen ausgesetzt und in diesem Zuge dem kulturellen Wandel unterworfen werden. Sowohl die Landschaft Imatacas, als auch die Kultur der Kari'ña sind bereits im Zuge der kolonialen Vereinnahmung dieses Gebietes grundlegend transformiert worden.

War in der Kolonialzeit die Suche nach dem Gold des sagenhaften Kaziken in der Region Guayana letztlich erfolglos, so wurde man schließlich in der Mitte des 19. Jahrhunderts tatsächlich fündig. Die Goldfunde am Yuruarifluss und in der Region Caratal, unweit der einstigen Mission Tupuquén, in den 1850er Jahren bescherten der Region nicht nur einen ersten Boom, sondern markierten auch den Beginn der bis heute andauernden Wellen der Erschließung von natürlichen Ressourcen. Verlauf und Konsequenzen dieses ersten Booms für die Region und seine indigenen Bewohner werden zu Beginn des zweiten Teils unter dem Titel *Postkoloniales El Dorado* kurz dargestellt.

Im Wesentlichen beschäftigt sich dieser zweite Teil jedoch mit den gegenwärtigen Beziehungen der Kari'ña zur Goldgewinnung in ihrem Gebiet. Ausgehend von einem konkreten Konflikt um eine Goldmine im Siedlungsgebiet der Kari'ña werden verschiedene Aspekte und Probleme dieser Beziehung analysiert. Deutlich wird dabei der wachsende Einfluss dieser Ressource auf das Leben der Kari'ña. Zum einen beteiligten sie sich selbst immer mehr an der Goldsuche. Zum anderen werden sie im Zuge der in den 1990er Jahren staatlich proklamierten *apertura minera* zunehmend in politische Kämpfe und gewaltsame Auseinandersetzungen um den Zugang zu Ressourcen verwickelt. Ihre Position in diesen Auseinandersetzungen ist dabei in hohem Maße von externen Fürsprechern bestimmt. Dies bringt einerseits beträchtliche Probleme mit sich und verweist auf die Grenzen indigener Widerstandsstrategien in diesem Feld hin. Andererseits werden aber auch die neuen Möglichkeiten politischer Einflussnahme deutlich, die sich den Indigenen und anderen traditionell schwachen Akteuren in diesen Konflikten im Spannungsfeld von Ökonomie, Ökologie und kultureller Anerkennung eröffnen.

II.1.1 El Dorado: Koloniale Phantasien und Rivalitäten (16.-18. Jhdt.)

"Wir alle sind direkte Nachkommen Colóns,
mit ihm beginnt unsere Genealogie [...]"
Tzvetan Todorov (1985: 13)

Es erscheint mir passend, den historischen Rückblick auf die koloniale Erfahrung der Kari'ña mit einem Ereignis beginnen lassen, mit dem gewissermaßen auch die Welt, die sie bewohnen, in die (europäische) Geschichte eintritt: die 'Entdeckung' Amerikas durch Christoph Columbus im Jahr 1492. Gleich zu Beginn seines viel beachteten Buches *Die Eroberung Amerikas* (1985) verweist der französische Semiotiker Tzvetan Todorov auf die wesentliche Bedeutung hin, die der Akt der Entdeckung als solcher für das Selbstverständnis und Weltbild der Europäer hatte. Im Vergleich zu früheren Begegnungen mit dem An-

deren und Fremden, so behauptet Todorov, stellte "die Entdeckung Amerikas, oder vielmehr der Amerikaner, die bei weitem erstaunlichste Begegnung unserer Geschichte" (Todorov 1985: 12) dar. Es war die Begegnung mit einer Welt, die nicht nur ein bis dato ungekanntes Gefühl der Fremdheit und Neuheit auslöste, sondern, da die Entdeckung Amerikas gleichzeitig die Entdeckung der geographischen Totalität der Erde bedeutete, auch die entscheidenden Weichen stellte für die Herausbildung einer neuen geographischen Imagination, in der Europa zum bestimmenden Referenzpunkt werden sollte (ebd.: 13; vgl. Berg 1995: 32). "Bei all den Versuchen, den neuen Kontinent bis zu einem gewissen Grad mit dem alten vergleichbar zu machen, blieb der Standpunkt", so Anthony Pagden (1996: 22) "stets unverrückbar europäisch".

Konquistadoren, Kannibalen und Kirche

Unter den vielen "wundersamen Dingen" (Greenblatt 1994), die die Europäer in der Neuen Welt antrafen, spielten von Anfang auch die zwei eine herausragende Rolle, mit denen sich das vorliegende Kapitel beschäftigt: das Gold und die Kari'ña bzw. Kariben, wie sie in den historischen Dokumenten meist bezeichnet wurden.³² Bereits in den Bordbüchern, die Kolumbus auf seinen Amerika-Reisen verfasste, sind das Gold und die Kariben allgegenwärtig. So notierte er schon einen Tag nach der Entdeckung, am 13. Oktober 1492, "ich beachte alles mit größter Aufmerksamkeit und trachtete herauszubekommen, ob in dieser Gegend Gold vorkomme" (zit. n. Todorov 1985: 16). Kolumbus ließ sich auch in seinen Entscheidungen über die einzuschlagende Fahrtroute von Gerüchten nach möglichen Goldfundorten leiten, "also entschied ich mich, nach Südwesten vorzudringen, um nach Gold und Edelsteinen zu suchen", hielt er noch am gleichen Tag in seinem Buch fest (ebd.). Elf Jahre später, auf seiner vierten und letzten großen Reise in die Neue Welt, schrieb Kolumbus folgende, immer wieder gern zitierte Passage über Gold: "Gold ist am edelsten, aus Gold legt man sich Schätze an, und wer es besitzt, kann auf der Welt tun, was er will. Es bringt sogar Seelen ins Paradies" (zit. n. Pagden 1996: 33). Kolumbus' geradezu obsessiv erscheinendes Interesse an Gold beruhte jedoch nicht in erster Linie auf dem profanen ökonomischen Motiv, sich selbst oder seine Auftraggeber, die spanische Krone, bereichern zu wollen, sondern stand in enger Beziehung mit einem religiösen Sendungsauftrag, dem sich Kolumbus als zutiefst frommer Mensch verpflichtet fühlte. Mehr als der materielle Wert des Goldes lag Kolumbus die Verbreitung des katholischen Glaubens am Herzen,

³² Vorweg ist hier anzumerken, dass die Identität der Gruppen, die in den historischen Quellen als Kariben bezeichnet werden, nicht einfach mit derjenigen der Vorfahren der modernen Kari'ña gleichgesetzt werden kann. Abgesehen von der grundsätzlichen Problematik, diskrete kulturelle Einheiten zu bestimmen, rührt die Ambiguität in der kolonialen Klassifikationspraxis bezüglich der Kariben auch von politisch-ideologischen Motiven her. So genügte häufig schon die Unterstellung kannibalistischer Praktiken und anti-spanischer Einstellungen, um indigene Gruppen als 'Kariben' zu bezeichnen (vgl. Whitehead 1988:1-5; Drummond 1977; Civrieux 1976). Zu unterscheiden ist der koloniale Gebrauch des Wortes Kariben auch von der linguistischen Klassifikation 'Kariben' in der ethnologischen Literatur, die alle zur Sprachfamilie der Kariben gehörigen indigenen Gruppen zusammenfasst (vgl. Kap. I.2). Zum Klassifikationsproblem 'Kariben' allgemein siehe Heinen (1983-1984: 4-7).

eine Aufgabe, bei der für ihn das Gold eher die Rolle eines Mittels zum Zweck erfüllte.³³ Aber gerade die dem Gold zugeschriebene, phantastische materielle und symbolische Wertigkeit, die obiges Zitat nahe legt, kann als ein neues und im gewissen Sinne modernes Phänomen in jener Zeit gesehen werden, das die ungeheure Gier nach dem Gold der Neuen Welt antrieb.

Des Weiteren lässt sich bereits in der Person Kolumbus jenes Spannungsverhältnis erkennen, das die spanische Kolonialherrschaft in Amerika durchweg kennzeichnen wird, nämlich zwischen den ethisch-religiösen Forderungen, die sich in der Überzeugung von der Universalität des christlichen Glaubens und der abendländischen Kultur begründen und der Ebene interessensgeleiteter, politisch-ökonomischer Praxis im Umgang mit den Ressourcen und Bewohnern der neu entdeckten Welt. Auch für die Haltung, die Kolumbus gegenüber der indianischen Bevölkerung einnahm, war dieser Zwiespalt zwischen religiösen Entwürfen und pragmatischen Zielsetzungen charakteristisch. Nach Todorov (1985: 56) finden hier die zwei "elementaren Ausdruckformen der Erfahrung mit dem Anderssein" ihren Ausgangspunkt, wie sie im Folgenden das Verhältnis der Europäer zu den Indigenen immer wieder prägen wird:

"Entweder sieht er [Kolumbus, MG] die Indianer [...] als vollwertige Menschen, die dieselben Rechte besitzen wie er, betrachtet sie dann jedoch nicht nur als gleich, sondern auch als identisch, nimmt also eine Haltung ein, die zum Assimilationismus, zur Projektion eigener Werte auf die anderen führt. Oder aber er geht vom Unterschied aus, setzt diesen jedoch sofort in die Begriffe der Superiorität und der Inferiorität um (in seinem Fall sind natürlich die Indianer die Unterlegenen)." (ebd.)

Letzteres, d.h. die aus der Wahrnehmung realer Unterschiede und deren Unvereinbarkeit mit den eigenen kulturellen Prämissen abgeleitete These von der Minderwertigkeit des Anderen, wurde von den Spaniern im nachhinein immer wieder als moralische Rechtfertigung für die Ausbeutung und Versklavung indigener Gruppen herangezogen. Analog wurde die materielle Eroberung grundsätzlich als eine Form des Austausches für die von den Spaniern geleistete geistige Bekehrung gesehen.

Wie stark Kolumbus dabei schon auf seinen ersten Reisen polarisiert, wird an seiner gegensätzlichen Beschreibung der Arawaken und der Kariben besonders deutlich. Von ersteren heißt in einer geradezu paradiesischen Beschreibung, sie seien "ein Volk der Liebe [...] nützlich in allen Dingen, so dass ich Eurer Hoheit versichern kann, dass ich glaube, dass es in der Welt weder ein besseres Volk noch ein besseres Land gibt" (Colón 1982 [25.12.1492]: 98). Ganz anders dagegen sein Urteil über die Kariben "die ein verwegenes Volk sein müssen, denn sie ziehen über alle Inseln und essen die Menschen, derer sie hab-

³³ Kolumbus verband mit seinen Reisen einen noch viel ambitionierteren und konkreteren Plan als die Verkündung des Christentums in fernen Regionen. Einer eher dem Mittelalter entsprechenden Geisteshaltung verhaftet, wollte er einen Kreuzzug finanzieren, um Jerusalem vom Islam zu befreien (s. Todorov 1985: 18-22; Zamora 1993: 134-151).

haft werden [...], ein Volk ohne Angst, nicht wie die der anderen Inseln, die feige sind und ohne Waffen den Verstand verlieren"(Colón 1982 [13.01.1493]: 115f.).³⁴

Die Kariben wurden von Anfang an der moralisch inferioren Kategorie des 'Anderen' zugeordnet. Aus Sicht der Spanier verkörperten sie lange Zeit die extremste Form des 'Wilden', wobei allen voran der Kannibalismus zum Kriterium ihrer unversöhnlichen Differenz wurde. Überlieferte Berichte und Dokumente aus dem spanischen Amerika des 16. Jahrhunderts sind voller Anspielungen auf die kannibalistischen Praktiken der Kariben, wie der Ethnologe Neil Whitehead (1988) in seiner Studie über die Geschichte der Kariben im kolonialen Venezuela und Guiana feststellt:

"Es ist in der Tat so, dass der bloßen Erwähnung von Kariben in diesen Dokumenten fast ausnahmslos der Nachsatz folgt: 'que comen carne humana', [die Menschenfleisch essen, MG], was darauf hindeutet, dass der Kannibalismus der Kariben so etwas wie ein offizielles Dogma geworden ist." (ebd.: 175)

Die schon bei Kolumbus etablierte Unterscheidung zwischen bösen und guten Indianern, abhängig davon, ob sie Kannibalen sind oder nicht, ob sie friedfertig und unterwürfig oder kriegerisch und rebellisch sind, schlug sich dann auch 1503 in einem Erlass der Königin Isabella von Spanien nieder, in welchem die Versklavung solcher 'Kannibalen' für rechtmäßig erklärt wurde.

Trotz der Tatsache jedoch, dass Sklaverei, Ausbeutung und Gewalt gerade in der frühen spanischen Eroberungsphase des 16. Jahrhunderts in Amerika zur Tagesordnung gehörten, bemühte sich die spanische Krone, die sich ja selbst auch als katholische Macht verstand, gewisse moralische Prinzipien im Umgang mit der indianischen Bevölkerung aufrechtzuerhalten.³⁵ So stellte der erwähnte königliche Erlass eigentlich einen Versuch dar, das grausame Treiben vieler spanischer Konquistadoren auf ihren frühen Stützpunkten Cubagua, Margarita, Tobago, Trinidad sowie Paria auf dem Festland einzudämmen, wo bereits in den ersten drei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ganze Völker an den Folgen der Sklavenarbeit in den Perlenbänken starben, die 1512 von den Spaniern entdeckt und innerhalb kürzester Zeit hemmungslos geplündert wurden. Schließlich durften nur die als Kannibalen klassifizierten Gruppen mit Zwang und Gewalt zu Arbeitsdiensten herangezogen werden, während alle anderen zu tributpflichtigen, aber 'freien' Vasallen der spanischen Krone erklärt wurden und daher zumindest *de jure* einen gewissen Schutz genossen. *De facto* aber konnte dieser Rechtsdiskurs leicht unterlaufen werden, indem man schlicht, wie bereits angedeutet, die koloniale Klassifikationspraxis den jeweiligen politischen und ökonomischen Prioritäten anpasste, so dass beispielsweise die indigenen Bewohner Trinidads oder

³⁴ Zur anhaltenden Wirkungsmächtigkeit dieser ethnischen Stereotypisierung von Arawaken und Kariben in der Ethnologie siehe u.a. Hulme (1986) und Drummond (1977).

³⁵ Eine gute Darstellung der im 16. Jahrhundert geführten Kontroversen über die Unterwerfung und Rechte der Indianer in Amerika findet sich in A. Milhou (1994).

auch Margaritas einmal als Kariben, sprich Kannibalen, dann wieder als Nicht-Kariben deklariert wurden (Whitehead 1988: 11).³⁶

In der "kannibalistischen Trope"³⁷ (McClintock 1995: 27) und der Geschichte vom *El Dorado* spiegeln sich zentrale Ambivalenzen der kolonialen Befindlichkeit gegenüber der Neuen Welt wider. Zum einen war das Handeln und Denken der frühen spanischen Konquistadoren hinsichtlich der neu entdeckten Welt in erheblichem Maße von der Idee beiseelt, hier eine ebenso reiche wie prinzipiell verfügbare Welt vor sich zu haben. Tief beeindruckt von der üppigen tropischen Natur, die sie dort antrafen und die so gänzlich anders war als die, die sie kannten, richteten sich ihre Eroberungsträume gleichermaßen auf die materielle Ausbeutung der phantastischen Reichtümer, die diese Natur auch im Inneren zu verbergen schien, wie auf die Expansion ihres geographischen Wissens über die noch unbekanntes Landschaften. Auch wenn man letztendlich vergeblich nach dem sagenhaften Goldland des *El Dorado* suchte, wirkte dieser Mythos doch als ständiger Antrieb für die koloniale Eroberung und Inbesitznahme der Neuen Welt, auf eine Weise wie sie abstraktere Anreize zur 'Entdeckung' und Exploration damals kaum hätten leisten können (Whitehead 1995: 61). Es wundert daher wenig, dass der Ort, wo das Reich des *El Dorado* vermutet wurde, sich zusammen mit den unbekanntes weißen Flecken immer tiefer ins Landesinnere verschob, bis er seinen letzten Bestimmungsort in der Sierra Parima, dem letzten Stück *terra incognita* im Guayanaschild fand (Alès/Pouyllau 1995: 21).

Zum anderen aber war neben dieser 'ökonomisierten' Sicht auf die Neue Welt und den damit verknüpften Allmachtsphantasien über die Natur, ihre Reichtümer und Bewohner, die Begegnung mit dem Fremden immer auch von Furcht durchsetzt. Da war eben nicht nur die friedlich brachliegende und verfügbare Natur, sondern auch die unbändige und animalische Natur, die sich der Europäer zu bemächtigen drohte, und welche insbesondere in der Gestalt des dunklen und undurchdringlichen Regenwaldes und der angeblichen Wildheit der indigenen Bevölkerung lauerte (vgl. Gregory 1998; Taussig 1987). Diese Furcht davor, von der Natur verschlungen zu werden, sie nicht an ihrem angemessenen Platz halten zu können, spiegelte sich auch in der kannibalistischen Trope wider, wo die Angst, vom Unbekanntes einverleibt zu werden, in den Worten McClintocks, (1995: 27), "auf die kolonialisierten Menschen selbst als deren Bestimmung projiziert" und häufig genug mit "phantastischen Riten imperialer Gewalt" beschworen wurde.³⁸

³⁶ Zur Symbolfigur im frühen Kampf um die Rechte indigener Bevölkerungen in Amerika wurde der Geistliche Bartolomé de Las Casas, später Bischof von Chiapas. Er kritisierte aufs Schärfste die Brutalität und Habgier der Konquistadoren und denunzierte die Unterdrückung, Ausbeutung und den Genozid an den Indianern. Seinem Einsatz war es zu verdanken, dass eine Reihe von Gesetzen erlassen wurde (Gesetze von Burgos 1512; *Nuevas Leyes* 1542), die die Verfügungsgewalt der Konquistadoren über die Indianer einengte.

³⁷ Über die Bedeutung des Kannibalismus und kulinarischer Praktiken indigener Gruppen im kolonialen Diskurs des 16. Jahrhunderts, siehe auch Pagden (1986: 80-90); Hulme (1986:13-43); Helminen (1989).

³⁸ Michael Taussig, dessen Studie *Shamanism, Colonialism, and the Wild Man* (1987) die zentrale Rolle des Terrors in der Formation der kolonialen Realität beschreibt, hat hierfür den Begriff des *mirror dance* geprägt: Die Gewalt kolonialen Handelns spiegelte den Terror der Ängste der Eroberer wider.

Beide Konzeptionen oder "Mytho-Praktiken" der Europäer, wie ich diese Diskurse um *El Dorado* und die Kannibalen in Anlehnung an Whitehead (1995: 61) nennen möchte, haben die spezifisch historische Erfahrung der Kari'ña mit den Europäern in ganz besonderem Maße gekennzeichnet, eben weil diese und ihr Territorium die ideale ideologische Matrix zur Verfügung stellten, auf der diese Bilder und Vorstellungen belebt und ausgelebt werden konnten: Die zunehmend einflussreiche Position der Kari'ña im komplexen intertribalen Handelsnetz, das sich zu dem Zeitpunkt, als die Europäer in Amerika eintrafen, zwischen den Küsten der Tierra Firme und dem Hochland Guayanas erstreckte und in dem neben vielen anderen Handelsgütern auch Edelsteine und goldene Amulette zirkulierten; ihre ebenso bewunderten wie gefürchteten Fähigkeiten der Kriegsführung; ihre von frühen Chronisten immer wieder hervorgehobene kraftvolle Körperstatur; und nicht zuletzt ihr hartnäckiger Widerstand gegen die Eroberungsversuche der Spanier: all dies hat sicherlich der Entstehung dieser kolonialen Diskurse um das reiche Guayana und die 'Wildheit' der Kariben Vorschub geleistet. Auf diese Weise geschah es, dass, wie der amerikanische Reiseschriftsteller Michael Swan nicht ohne Ironie bemerkt, "das Gebiet der Caribana [i. e. Kannibalen, MG] passenderweise gerade mit dem Land des vermeintlichen Reiches vom El Dorado zusammenfiel" (1957: 284).

Noch ein weiterer Aspekt spielte in diesem Zusammenhang eine nicht unwesentliche Rolle. Wie in den folgenden Ausführungen noch deutlich werden wird, ruhte der spanische Besitzanspruch auf Guayana und insbesondere auf die Sierra Imataca lange Zeit mehr auf einer symbolischen Basis denn auf faktischer Einflussnahme und Kontrolle. *Santo Tomé*, von dem Spanier Antonio Berrio, der sich selbst als "Gouverneur von Trinidad, Guayana, *El Dorado* und Groß-Manoa" (Civrieux 1976: 884) sah, 1595 auf einer seiner drei Expeditionen nach dem *El Dorado* in der Nähe des Zusammenflusses von Orinoko und Caroní (in der Nähe des heutigen Cd. Guayana) gegründet, blieb bis Mitte des 18. Jahrhunderts die einzig bedeutendere spanische Siedlung in diesem Gebiet. Aber selbst dieser Ort befand sich in den ersten 150 Jahren seines Bestehens in einem chronisch "heruntergekommenen und isolierten Zustand" (Whitehead 1988: 28), woran sich erst unter dem spanischen Gouverneur von Guayana, Carlos Sucre (1733-1766), allmählich etwas ändern sollte (vgl. Civrieux 1976: 922ff.; Butt Colson 1994-1996). Während dieses 'Vakuum' in der kolonialen Kartographie und Imagination häufig mit Bildern von Kannibalen, Amazonen, El Dorados und anderen phantastischen Szenarien gefüllt wurde, (wodurch symbolisch der koloniale Besitzanspruch vorweggenommen und legitimiert wurde), führte es auf der konkreten machtpolitischen Ebene dazu, dass das Territorium prinzipiell auch von anderen europäischen Mächten als verfügbar angesehen wurde. Das im 'Land der Kariben' vermutete Gold schürte die kolonialen Rivalitäten in nicht unerheblichen Maße (vgl. Forte 1999a).

Neben dem Kannibalismus wird als eine der die Kari'ña historisch kennzeichnenden Aspekte immer auch ihre enge politische und ökonomische Kooperation mit nicht-spanischen Mächten, vornehmlich den Holländern, aber auch den Engländern und Franzosen

hervorgehoben, und – eng damit verknüpft – ihre feindselige Haltung gegenüber den Spaniern (vgl. u.a. Whitehead 1988, Menezes 1979; Morales Méndez 1990).³⁹ Die *Dutch connection* (Whitehead 1988: Kap. VII) der Kari'ña erwies sich letztendlich als wesentlicher Faktor für das Scheitern bzw. den Erfolg des spanischen Kolonialisierungsprojektes im Orinokobecken und der Sierra Imataca.

Koloniale Fronten und Handelsbeziehungen

Bereits in den 1530er Jahren hatten die Spanier einige sporadische und wenig erfolgreiche Explorationsversuche den Orinoko hoch in das südliche Landesinnere gewagt. Erst etwa fünfzig Jahre später begann man sich jedoch ernsthaft für das Gebiet zu interessieren. Die Spanier waren mittlerweile zu der Überzeugung gelangt, in der Region zwischen dem Orinoko und dem Amazonas das *El Dorado* zu finden, nachdem u.a. die deutschen Welser es zuvor vergeblich am Metafluss im Westen gesucht hatten (vgl. Hemming 1978a sowie Ramos Pérez 1973 für eine akribische Darstellung der vielen *El Dorado* Expeditionen im 16. Jahrhundert). Des Weiteren spielte aber auch die ernüchternde ökonomische Situation mit dem Ende der Boomjahre auf den Perleninseln eine Rolle, welche das Interesse der Spanier zwangsläufig auf die im Hinterland der Kariben vermuteten Reichtümer lenkte. In diesen letzten Jahren des 16. Jahrhunderts wurde auch der Grundstein gelegt für die anhaltenden Rivalitäten zwischen Spanien, das sich seinen Hoheitsanspruch über diesen Teil der Neuen Welt ja bereits 1493 durch eine päpstliche Bulle hatte besiegeln lassen, und den nordeuropäischen Mächten, die erst relativ spät die folgenreiche Bedeutung jener Aufteilung der Neuen Welt zwischen Spanien und Portugal erkannten (Berg 1995: 41f.). Nicht wenige venezolanische Historiker sehen diese Zeit, in der sich englische und holländische Piraterie vor den karibischen Küsten "endemisch wie Seuchen ausbreitete" (Lemmo 1986: 18) als entscheidend für Spaniens (bzw. später Venezuelas) territoriale Verluste im Osten des Guayanaschildes (vgl. Kap. II.4.3).

Während die Engländer in der Person von Sir Walter Raleigh eine zwar äußerst dramatische, aber letztlich realpolitisch wenig durchschlagende Präsenz in der Orinoko-Region zeigten, erwiesen sich die Versuche der Holländer, sich weiter östlich an der so genannten "Wilden Küste" zu etablieren zunächst als erfolgreicher.⁴⁰ Im Gegensatz zu den Spaniern, die entweder dazu neigten, die indigene Bevölkerung auf grausame Weise auszubeuten,

³⁹ Die Franzosen spielten eine untergeordnete Rolle in der Auseinandersetzung zwischen Spaniern und den Kariben der *tierra firme*; sie waren insbesondere in der Region Guarapiche aktiv. Ihr Versuch, dort Mitte des 17. Jahrhunderts eine Kolonie zu gründen, scheiterte jedoch. Französische Jesuiten haben sich insbesondere durch ihre systematischen Studien zur karibischen Sprache hervorgetan. Bereits 1655 veröffentlichte der Jesuit Pierre Pelleprat ein Buch über seine Missionsarbeit unter den Kariben von Guarapiche, das auch eine erste, grundlegende Grammatik enthielt (vgl. Whitehead 1988: 96).

⁴⁰ Raleighs hat jedoch mit dem Text über seine Reisen in Guayana (Raleigh 1848 [1596]) ein besonderes 'Vermächtnis' hinterlassen. Dieser gilt als paradigmatisches Beispiel für das "writing that conquers" (Montrose 1991: 4), welches konstitutiver Bestandteil der geistigen und kulturellen Eroberung Amerikas war (vgl. Greenblatt 1973; Fuller 1991; Whitehead 1995).

oder mit 'friedlichen Mitteln' bekehren zu wollen, was jedoch oft auf das Gleiche hinauslief, nämlich ihre physische Vernichtung, konzentrierten sich die Bemühungen der Holländer von Beginn an darauf, langfristige und strategische Handelsbeziehungen mit den Indigenen zu knüpfen. "Die Holländer waren", wie Menezes (1977: 74) schreibt, "vor allem Geschäftsleute und mehr am Handel interessiert als an der Jagd nach Gold, welche ihre westlichen Nachbarn, die Spanier, so in Bann schlug". Begünstigt bzw. erleichtert wurde diese Handelspolitik der Holländer dadurch, dass sie sich relativ leicht in die bereits bestehenden traditionellen Formen wirtschaftlichen Austauschs und sozialer Organisation einfügen ließ.

Wie jüngere ethnohistorische Studien gezeigt haben, unterhielten die verschiedenen, im größeren Einzugsgebiet des Orinoko ansässigen indigenen Gruppen zur Zeit der europäischen Ankunft in Amerika sehr enge Beziehungen untereinander, die gleichermaßen auf politischen, kriegerischen und affinalen Allianzen basierten wie auf dem Austausch von kulturellen Ideen, Praktiken, Technologien und Handelswaren (u. a. Arvelo-Jiménez/Biord Castillo 1989; Amodio 1991; Morales Méndez 1990). Die wichtigsten Handels- und Kommunikationsachsen führten entlang der großen Flusssysteme des Orinoko, Cuyuni, Caroní und Caura und wurden dort, wo der Weg zu Wasser versperrt oder unmöglich war, durch ein feinmaschiges Netz aus Waldpfaden ergänzt. Die Kari'ña, so geht aus den Studien hervor, nahmen in diesem "Orinoko System regionaler Interdependenz"⁴¹ (Arvelo-Jiménez/Biord-Castillo 1989) eine einflussreiche Stellung ein, die offenbar durch die Präsenz der Europäer noch wesentlich verstärkt wurde. Von ihren angestammten Siedlungsgebieten am unteren und mittleren Orinoko, den östlichen Llanos am Guarapiche (in den heutigen Bundesstaaten Anzoátegui und Monagas), und in den bewaldeten Gebiete nördlich des Cuyuniflusses in der Sierra Imataca unternahmen die Kari'ña ausgedehnte Reisen zu benachbarten Karibenvölkern und anderen indigenen Gruppen in Guayana, wie den Sálivas, Adoles, Maipures oder Yaruros, die westlich des Caura am oberen Orinoko lebten, und für Handelsprodukte wie geräucherten Fisch, Palmöl, Schildkröteneier, Tabak, Maniokreihen, Hängematten und Pfeilgifte geschätzt waren (Biord-Castillo et al. 1989: 40-44; Morales Méndez 1990: 156-160). Als exzellente See- und Flussnavigatoren erreichten die Kari'ña mit ihren Handelsexpeditionen weite Teile des nordöstlichen Festlandes einschließlich der Küsten, bis hin zu den Antillen im karibischen Meer, mit deren Bevölkerung, z.T. ebenfalls Kari'ña bzw. Kalinago⁴², sie in engem und freundschaftlichen Kontakt standen (Dreyfus 1983-84; Hulme 1986). Ihre Expeditionen gingen dabei oft Hand in Hand mit Kriegszügen gegen feindliche Gruppen, wie z.B. ihre 'chronischen Gegner', die in den Küstenregionen lebenden Arawaken bzw. Lokono, von denen Gefangene, so genannte

⁴¹ Die Autoren möchten ihr "System regionaler Abhängigkeiten" auch als kritischen Beitrag gegen Vorstellungen von statischen, isolierten, essentialistisch definierten Kultureinheiten verstanden wissen, wie sie in der Ethnologie trotz grundlegender Kritik doch immer noch verbreitet sind.

⁴² Eigentlich die Pluralform von Kaliña, ebenfalls gebräuchliche Transkriptionsvariation für Kari'ña (so z.B. bei Brett 1868, Goeje 1909; Kloos 1971;). Analog heißt die Pluralform von Kari'ña - Kari'ñako.

poitos erbeutet wurden. In diesem Handel stellten Gold und grüne Jadesteine Güter von hohem kulturellen und religiösen Wert dar, die aus dem guayanischem Hochland zu den Küsten- und Inselbewohnern gebracht wurden. Besonders bekannt waren kleinere Kunstobjekte aus einer Kupfer-Goldlegierung, meist Darstellungen von Tiermotiven, die unter der indigenen Bezeichnung Guanín oder Karikuri⁴³ gehandelt wurden. Letzteres Wort wird heute von den Kari'ña als Bezeichnung für Gold allgemein, d.h. auch in seiner mineralischen Form verwendet, was ihre Erfahrung mit der europäischen Gier auch nach dem rohen, nicht bearbeiteten Gold sprachlich zum Ausdruck bringen mag (vgl. Forte 1999a).⁴⁴

Laut Whitehead (1988) waren Arawaken und Kariben die wichtigsten Gruppen, die in diesem Handel mit der Küste beteiligt waren. Wissend um die Bedeutung dieses Handels für ihre Stellung sorgten sie dafür, dass den Europäern kein direkter Zugang zu den Handelskanälen des Hochlandes gewährt wurde. Ebenso verschwiegen zeigten sich die Indigenen in Bezug auf die von den Europäern so sehnsüchtig erhoffte Preisgabe von Goldlagerstätten. Dass die Europäer niemals das *El Dorado* fanden, hat nach Whitehead daher seinen Grund ebenso sehr in der dezentralen geographischen Verteilung des Goldes wie in der Verschwiegenheit der indigenen Bevölkerung (ebd.: 53). Diese indigene Politik der Verschwiegenheit zog sich offensichtlich durch die ganze koloniale Ära hindurch, denn auch Ende des 18. Jahrhunderts hielt ein Gouverneur von Essequibo in einem Brief ernüchert fest, dass "wir keine Erwartungen hegen dürfen, irgendeine Information von den Indigenen über Minen zu bekommen" (zit. n. Whitehead 1988: 53).

Unter dem Einfluss der sich neu formierenden Handelskontakte mit den Holländern, die 1616 mit der Errichtung des ersten Handelsposten an der Mündung von Essequibo und Cuyuni und der nur fünf Jahre später erfolgten Gründung der *Dutch West India Company* ihre Präsenz im Osten Guayanas konsolidierten, veränderte sich die bestehende ethnopolitische Ordnung. Vieles deutet darauf hin, dass insbesondere die Kari'ña von diesen Entwicklungen profitieren konnten. So verweisen fast alle Chronisten, die im 17. und 18. Jahrhundert über die Kari'ña schreiben, auf die herausragende Stellung der *nación caribe* unter den indigenen Völkern Guayanas. Der Jesuitenmissionar Martínez Rubio, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts seine Eindrücke von den Missionen in Guayana festhielt, charakterisiert die Kari'ña als "stolzes Volk, hochmütig von Natur aus und wagemutig in seiner Art" (Martínez Rubio 1966: 149). Sein Ordensbruder Augustín de Vega, ebenfalls missionarisch in Guayana tätig, kam etwa vierzig Jahre später zu ähnlichem Urteil, wenn

⁴³ Nach Kloos (1971: 153, Fn 1) wird das Wort Karikuri von den Maroni River Caribs in Surinam häufig in Darstellungen des Jenseits benutzt, welches als glänzend und scheinend vorgestellt wird. Er vermutet, dass es solche Geschichten über den 'Himmel' waren, die frühere Entdecker an Gold im inneren Guayanas glauben ließen. Die Maroni übersetzten das Wort Karikuri zwar mit Gold, benutzten es aber nicht für das eigentliche Metall.

⁴⁴ Strittig ist allerdings, ob die Kari'ña nur Zwischenhändler in diesem Goldhandel waren und die Guanín-Produkte überwiegend von den Muisca-Indianer im heutigen Kolumbien hergestellt wurden, oder ob es eine eigene indigene Tradition der Goldverarbeitung in Guayana gab; erstere Meinung vertritt u.a. Boomert (1987), letztere Whitehead (1990).

er äußert: "Die karibische Nation ist volkreicher als jede andere am Orinoko, und alle zeigen sich von Geburt an den Waffen zugetan, in die sie all ihre Sorgfalt legen, und ihren Ruhm." (Vega 1974, II: 27) Die Stärke der Kariben hebt auch der Jesuitenpater Gumilla in seinem etwa zur gleichen Zeit verfassten Werk *El Orinoco Ilustrado y Defendido* hervor; ihm sei nicht bekannt, "dass es in diesen Ländern ein Volk [i. Or.: nación] gibt, dass diesem an Größe und Menge ebenbürtig wäre" (Gumilla 1963: 488).

Den Spaniern war dabei durchaus bewusst, dass der Einfluss der Kari'ña im Orinokogebiet in engem Zusammenhang mit der in ihren Augen unsittlichen Allianz zwischen den 'flämischen Rebellen' und den 'menschenfressenden Kariben' stand. Mehr als die Kari'ña (die trotz der Bedrohung, die von ihnen ausging, in der kolonialistischen Logik weniger politische Rivalen, denn zu kolonialisierende Untertanen waren) befürchteten die Spanier ein Eindringen der holländischen Rivalen in ihr Hoheitsgebiet, die – wie der damalige Gouverneur von *Santo Tomé* in einem Brief an den spanischen König 1662 klagte – "all die indianischen Bewohner dieser Küsten zu ihrer Verfügung haben, so dass sie mich in allerhöchste Besorgnis versetzen, das ruinöse Ende dieser Regierung befürchten zu müssen" (zit. n. Whitehead 1988: 159). Da die Behandlung und Propaganda, die die Spanier den 'kannibalistischen' Kari'ña angedeihen ließen, der Entwicklung kooperativer oder freundschaftlicher Beziehungen nicht zuträglich war, fanden die die Kari'ña mit den Holländer leicht zu einer Übereinstimmung in anti-spanischem Interesse, die den übergeordneten politisch-strategischen Rahmen einer lang anhaltenden Allianz bilden sollte.

Die Kari'ña als Handelspartner und Buschpolizei

Einer der entscheidenden Faktoren für die sich im 17. Jahrhundert konsolidierende politische und ökonomische Dominanz der Kari'ña in Guayana beruhte auf der Vormachtstellung, die sie sich gegenüber anderen indigenen Gruppen im Handel mit den Holländern sichern konnten. Dies verschaffte ihnen einen privilegierten Zugang zu und Verfügungsmacht über den massiven Fluss europäischer Güter. Beides verstanden die Kari'ña im bestehenden System interethnischer Beziehungen wirksam als politisches Kapital zu instrumentalisieren. Zu den wichtigsten indigenen Handelsprodukten, die die Kari'ña in den holländischen Handelsposten gegen Metalläxte, Messer, Scheren, Haken, Töpfe, Macheten, Seifen, Spiegel, Glasperlen und später zunehmend auch Gewehre tauschten, gehörten Werthölzer, Tabak, Farbstoffe sowie weitere so genannte Nicht-Holzprodukte, wie Öle, Balsame, Früchte und Drogen, welche sich ja gerade in jüngster Zeit im Kontext der Debatte um alternative und nachhaltige Vermarktungsansätze im Tropenwaldschutz erneut großer Popularität erfreuen. Gerade in der frühen Phase im 16. Jahrhundert waren die holländischen Siedlungen zudem auch in der Nahrungsversorgung auf die indigene Bevölkerung angewiesen, von der sie Mais, Fisch, Cassabe, Fleisch usw. eintauschten (Whitehead 1988: 159f.).

Mit Abstand das wichtigste kommerzielle und in erster Linie für den Export nach Europa bestimmte Handelsgut aus diesem Gebiet war nicht etwa Gold, (das man hier zwar vermutete, aber erst viel später finden sollte) sondern Annato (spanisch: Onoto), ein roter Farbstoff, der aus dem Samen des Buschgewächses *Bixa orellana* gewonnen und von vielen indigenen Gruppen Südamerikas insbesondere zur rituellen Körperbemalung genutzt wird (vgl. Kap. II.5). Um eine Vorstellung vom Volumen des Handels mit Annato, oder Kusseeve, wie die Kari'ña diese Pflanze nennen, zu geben: Zwischen 1700 und 1742 exportierte die *Dutch West India Company* nach Whiteheads Berechnungen (1988: 160f.) etwa 335 Tonnen von Indigenen produziertes Annato aus ihrer Kolonie Essequibo nach Europa, wo es v. a. als Färbemittel in der aufstrebenden Tuchindustrie eingesetzt wurde. In den von den Holländern festgelegten Tauschwertigkeiten entsprach dies einem Äquivalent von etwa 140.000 großen Äxten oder nahezu 200.000 Macheten. Berücksichtigt man zudem, dass der Annato-Handel zwar den wichtigsten, aber längst nicht den gesamten Teil des indigen-holländischen Handelsvolumens darstellte (in zeitlicher wie ökonomischer Hinsicht), so wird einerseits deutlich, welche politische und ökonomische Macht sich die Kari'ña durch ihre privilegierte Stellung in diesem Handel sichern konnten. Andererseits zeigt sich hier, welche konstitutive Rolle sie nicht nur in der Formierung der holländischen Kolonialmacht vor Ort spielten, sondern auch im entstehenden englischen Handelskapitalismus mit der Neuen Welt bzw. dem, was Berg (1995: 43) den "Beutekapitalismus des 16. und 17. Jahrhunderts" nennt.

Mary Louise Pratt (1992: 7) hat den Begriff der *contact zone* eingeführt, um das interaktive und produktive Moment in der Begegnung an der Peripherie des kolonialen Raums zu unterstreichen, das in den 'Eroberungsgeschichten' so leicht verkannt wird. Damit sollen keineswegs die extrem ungleichen Herrschafts- und Machtbeziehungen in Abrede gestellt werden, die in dieser Begegnung zwischen Europäern und indigener Bevölkerung hergestellt und konsolidiert wurden. Vielmehr geht es hier darum zu zeigen, dass die Bezüge zwischen der Herstellung kolonialer Staatlichkeit und ethnischen Formationen in Guayana nicht nur in einfachen Binaritäten von Unterdrücker/Unterdrückte, Dominanz/Widerstand, kulturelle Anpassung/Erosion etc. gesehen werden kann, sondern vielmehr einem Prozess wechselseitiger Koproduktion verhaftet war, der oft sehr ambivalente und widersprüchliche Folgen mit sich brachte (vgl. Whitehead 1992, Sider 1987). Deutlich zum Ausdruck kommt dies beispielsweise im Phänomen des Handels mit indigenen Sklaven, dem "roten Gold" (Hemming 1978b), der in den kolonialen Unternehmungen der Europäer, v.a. der Spanier, von Beginn an präsent war. Ab Mitte des 17. Jahrhunderts wurde dieser Handel zu einem zunehmend wichtigen machtpolitischen Faktor im kolonialen Guiana, der nicht nur die Beziehungen zwischen den Holländern und Kari'ña prägte, sondern auch Einfluss auf die geopolitischen Rivalitäten der Kolonialmächte um dieses Gebiet nahm.

Die wachsende Bedeutung und Ausweitung des Handels mit indigenen Sklaven im holländischen Einflussbereich stand dabei in engem Zusammenhang mit wirtschaftlichen Entwicklungen, die sich in jener Zeit in den holländischen Kolonien Demerara, Essequibo und

Berbice vollzogen. So verlor der bis dahin zwischen den Kariben und Holländern vorherrschende Handel mit Waldprodukten – das Annato zunächst ausgenommen – in dem Maße an Bedeutung, wie die Holländer ihre wirtschaftlichen Aktivitäten auf Kaffee- und Zuckerrohrplantagen in den Küstengebieten verlagerten und aufgrund ihrer stabileren Versorgungslage vom Erwerb indigener Nahrungsmittel und Gebrauchsgüter unabhängig wurden. Stattdessen stieg der Bedarf an Arbeitskräften für die Tätigkeiten auf den Plantagen, so dass sich das Interesse der Holländer nun vornehmlich auf die Indigenen selbst bzw. auf die Rekrutierung indigener Arbeitskräfte richtete.

Die Indigenen galten dabei nach allgemeiner Einschätzung der Europäer allerdings als wenig tauglich für die Verrichtung schwerer Plantagenarbeit. Sie wurden, wie es scheint, überwiegend für Dienste im häuslichen Bereich und als Nahrungsproduzenten vor Ort herangezogen. Für die harte Feldarbeit auf den Zuckerrohrplantagen fand sich bekanntlich eine andere Lösung: Afrikanische Sklaven, die ab Mitte des 17. Jahrhunderts in immer größeren Mengen in die überseeischen Kolonien eingeführt wurden (Menezes 1977). Mit ihnen löste man zunächst das Problem mangelnder Arbeitskräfte in den Kolonien, ein Problem, das bis in das 19. Jahrhundert hinein virulent blieb, wie dem Kommentar eines holländischen Historikers im 19. Jahrhundert in seiner *History of the Colonies Essequibo, Demerara & Berbice* zu entnehmen ist:

"Only one thing is wanting to make this country an El Dorado, a still more profitable possession than the finest East Indian colonies, and that one thing is *men, population, labour.*"
(Netscher 1988: 3, Hv. i. Orig.)

Eine stetig wachsende Nachfrage nach indigenen Arbeitskräften war insbesondere in der holländischen Kolonie im Osten, dem heutigen Surinam, zu verzeichnen, "wo der Besitz von indigenen 'Hausklaven' regelrecht zur Mode wurde", wie Whitehead (1988: 181) vermerkt.

Im Handel mit indigenen Arbeitskräften traten die Indigenen selbst gleichermaßen als Objekt und Handelsware wie aktiv als 'Sklaveneintreiber und -verkäufer' in Erscheinung. Zu führenden Protagonisten unter der letzteren Gruppierung gehörten auch Kari'ñagruppen aus der Imataca/Essequibo-Region. Diese gingen immer mehr dazu über, die auf ihren Handels- und Kriegszügen erbeuteten Gefangenen, die bereits erwähnten *poitos*, an holländische Händler und Plantagenbesitzer auszuliefern, bevorzugt im Tausch gegen Gewehre und Munition, welche sie wiederum für gezielte und vermehrte Überfälle sowohl gegen schwächere oder rivalisierende indigene Nationen, als auch gegen spanische Stellungen am unteren Orinoko einsetzen konnten (Whitehead 1988: 184ff.; vgl. a. Colchester 1997: 12f.).

Mit Blick auf die Dynamik der Machtrelationen zwischen Europäern und Indigenen hatte diese Entwicklung ambivalente Folgen. Einerseits konnten die Kari'ña dadurch ihren Einfluss in Guayana zementieren. Nach der guyanischen Historikerin Anna Benjamin, die sich mit der Rolle indigener Gruppen im holländischen Plantagensystem des 17. und 18. Jahrhundert beschäftigt hat, "ermöglichte der Sklavenhandel den Kariben mehr oder weniger zur alleinigen Verteilungsinstanz für europäische Güter unter den Nationen im Inneren des

Landes zu werden" (Benjamin 1992: 11). Andererseits schürte der Handel, der ja in sich selbst schon einen wachsenden kolonialen Einfluss über die kulturellen, materiellen wie auch symbolischen und organisatorischen Ressourcen der Indigenen zum Ausdruck bringt, massive inter-ethnische Konflikte. Von den kolonialen Mächten wurden diese nach der wohlbekannteren Strategie eines *divide et impera* für eigene politische Interessen instrumentalisiert. So bewirkte beispielsweise die stärker werdende Einbindung traditioneller Allianzsysteme in das koloniale System einen erheblichen Wandel im Status der *poitos*. Diese soziale Kategorie gehörte in der Sprache der Kariben ursprünglich zum semantischen Feld von Schwesters Sohn, Schwiegerbruder, Schwiegersohn oder Helfer bzw. Assistent und brachte damit im Prinzip eine affinale Beziehung zum Ausdruck, in der die von den Kariben geraubten *poitos* langfristig in die kulturelle Gemeinschaft integriert wurden. Unter dem Einfluss der Europäer wurde der traditionelle Gebrauchswert des *poitos* zunehmend durch seinen ökonomischen Tauschwert verdrängt. Dies bedeutete zum einen, dass sich gewissermaßen der 'Sklavenstatus' der *poitos* verstärkte. Andererseits wurde die Akkumulation von *poitos* über traditionelle Bedürfnisse hinaus stimuliert und erweitert. Die *poitos* wurden dabei auch für die sehr arbeitsintensive Annato-Produktion eingesetzt (vgl. Whitehead 1988: 181; Dreyfus 1983-84, Fn. 6; Rivière 1977: 40).

Obwohl der Handel mit 'roten Sklaven' für alle involvierten Parteien von wirtschaftlicher Bedeutung war, war es nicht nur eine Frage des materiellen Gewinns, die hier auf dem Spiel stand. In weitaus größerem Maße stellte sich in diesem Zusammenhang die Frage politischer Autorität. In einer auffälligen Umkehrung des heutigen geopolitischen Diskurses in Venezuela, nach dem periphere Tropenwaldregionen wie jene der Imataca/Essequibo-Grenzregion gerade wegen ihrer 'demographischen Leere' heikle Fragen nach staatlicher Souveränität und Kontrolle aufwerfen, war es im Guayana des 17. und 18. Jahrhunderts offenbar gerade die lokale Bevölkerung, über die sich die koloniale Autorität zu definieren hatte.⁴⁵ Sowohl die Spanier als auch die Holländer waren sich nur allzu bewusst, dass gerade die Kontrolle über die allgegenwärtigen und selbstbewussten Kariben entscheidend war, um ihre Besitzansprüche in Guayana zu sichern.

Die kolonialen Strategien der 'Bevölkerungskontrolle' waren dabei durchaus unterschiedlich. Interessanterweise wurde zum selben Zeitpunkt, als der Handel mit *poitos* zwischen Kariben und Holländern an Dynamik gewann, die Versklavung indigener Personen auf Anordnung der spanischen Krone (1652) in deren Hoheitsgebieten abgeschafft (Whitehead 1988: 183). Die Anordnung war jedoch weniger humanitären Motiven geschuldet, als dem Bestreben der spanischen Krone, das hohe Maß an Misswirtschaft, Ineffizienz und Amtsmissbrauch ihrer Kolonialbeamten im Umgang mit der indigenen Bevölkerung zu regulieren, welche "als strategische Ressource im Kampf um territoriale Besitzergreifung [...] nicht länger nach den Launen der Kolonialisten zu vergeuden war" (ebd.). Während die

⁴⁵ Zum Status der Region Imataca im historischen wie aktuellen geopolitischen Diskurs des modernen Nationalstaates Venezuelas und seinen Implikationen s. Kap. II.4.

Spanier die Institutionen der *encomienda* und der Mission einführten, d.h. die militärische Eroberung zugunsten einer rentableren Aneignungs- und Kontrollpolitik aufgaben, um das "Karibenproblem" (Ramos Pérez 1944) in den Griff zu bekommen, nutzten die Holländer, denen die personellen Mittel und die infrastrukturelle Basis für eine solche direkte Unterwerfungsstrategie fehlten, ihre wirtschaftlichen Beziehungen zu den Kari'ña, inklusive ihres Handels mit indigenen Sklaven, quasi als verlängerten Arm eigener machtpolitischer Interessen. Wie unverzichtbar die 'Freundschaft der Indigenen' für die Sicherung der holländischen Machtbasis war, unterstrichen nicht zuletzt die vielfältigen Bemühungen und Maßnahmen der Freundschafts- und Beziehungspflege, die die holländische Kolonialmacht ihren indigenen Partnern zukommen ließen. Diese reichten von großzügigen Geschenkgaben (Menezes 1979: 25ff), die auch speziell an indigene Bedürfnisse angepasste Waren wie Pfeilspitzen umfassten, über die Gewährung militärischer und logistischer Unterstützung im Widerstandskampf gegen die Spanier, bis hin zu formal zugesicherten Freiheitsgarantien. Solche Verträge wurden vor allem mit ökonomisch und politisch wichtigen indigenen Nationen abgeschlossen (Whitehead 1988: 181, Fn 19; vgl. a. Menezes 1977: 46).⁴⁶

Auch aus Sicht der indigenen Kari'ña beinhaltete der Sklavenhandel eine politisch-strategische Dimension. So richteten sich ihre Überfälle und Attacken meist gegen solche Gruppen, die mit den Spaniern kooperierten. Ein spanischer Missionar hielt beispielsweise noch 1758 fest:

"So groß ist die Verabscheuung der Kariben auf diese [Indigenen, die für die Spanier arbeiten] aus diesem Grund, dass sie sie mit keinem anderen Namen anreden als die Guaica-Sklaven, Barinagoto-Sklaven, Amaricoto-Sklaven usw., und sie sagen, dass jene Sklaven sind, noch bevor sie überhaupt gefangen wurden." (zit. n. Whitehead 1988: 188)

Eine andere Bevölkerungsgruppe in der holländischen Kolonie bekam ebenfalls den wachsenden Einfluss der Kariben zu spüren: die so genannten *Maroons* oder *Cimarrones* – afrikanische Sklaven, die aus den holländischen Plantagen in die Tiefen der Wälder entflohen waren und sich langsam als neue Kraft im Landesinneren etablierten. In Anbetracht der existenziellen Bedeutung der afrikanischen Sklaven für die holländische Plantagenökonomie, und der Tatsache, dass die Spanier nur allzu willig waren, den entflohenen Sklaven 'Schutz' zu gewähren, wurde diese Frage von den Holländern als ein Problem von höchster politischer und ökonomischer Priorität behandelt. Zur Bewältigung dieses Problems griffen sie einmal mehr auf ihre altbewährten 'Partner' zurück, die Kariben, die sich nicht zuletzt aufgrund ihrer profunden geographischen Kenntnisse im Feld als nützliche *bush police* (Whitehead 1988: 153) erwiesen. Sie bekamen von den Holländern den Auf-

⁴⁶ Die Verträge hingen eng mit der Sklavenfrage zusammen. Sie spiegelten gleichermaßen das Interesse der *Dutch West India Company* an diesem Handel wider als auch ihre Bemühungen, diese Aktivitäten zu regulieren, indem sie z.B. Verordnungen erließ, die den Plantagenbesitzern die willkürliche Gefangennahme von Sklaven unter der lokalen Indianerbevolkerung in ihrem Einflussbereich verbot. Ein erster schriftlicher Vertrag wurde mit den Kari'ña 1672 abgeschlossen, ein Vertrag mit den Arawaken folgte im frühen 18. Jahrhundert; 1769 wurden die Verträge mit beiden Gruppen erneuert und ähnliche Abkommen mit den Warao und Akawaio ausgehandelt (Menezes 1977: 46).

trag, entlaufene Sklaven wieder einzufangen und den *postholders* in den holländischen Handelsstützpunkten im Landesinneren auszuhändigen. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts sollte sich die Rolle der Kari'ña in der politischen Ökonomie der Holländer immer mehr auf diese Funktion konzentrieren. Buchstäblich eine Frage des Überlebens für die holländischen Kolonien wurde diese Form der Unterstützung durch die Indigenen bei der großen Sklavenrebellion im Jahr 1763 in Berbice, die nur durch eine massive Mobilisierung indigener 'Streitkräfte' niedergeschlagen werden konnte.⁴⁷ Die dadurch geschürte tiefe und bis in heutige Zeiten spürbare Animosität zwischen den beiden Gruppen war von den Holländern durchaus gewollt, wie der damalige Generalkommandant der holländischen Kolonien Essequibo, Demerara und Berbice, Storm van Gravesande nüchtern zu erkennen gibt:

"These occurrences cause great embitterment between the blacks and them (our Caribs), which, if well and reasonably stimulated, cannot fail to be of much use and service in the future of the Colonies." (zit. n. Benjamin 1992: 16, Ergänzung A.B.)

Die conquista caribe in Guayana

Das frühe 18. Jahrhundert markiert den Zenit des gemeinsamen Einflusses von Holländern und Kariben in Guayana. Der Einfluss holländischer Handelsunternehmungen und -kontakte mit indigenen Gruppen hatte sich mittlerweile nicht nur in westlicher Richtung über die größeren Einzugsgebiete des Cuyuni und des Mazaruni bis hin zum Orinoko ausgedehnt, sondern war auch nach Süden bis hin zum oberen Rio Branco im portugiesischen Machtbereich zu spüren (Hemming 1990; vgl. a. Edmundson 1901). Bereits im Westfälischen Frieden von 1648 hatte Spanien den holländischen Territorialbesitz zwischen den Flüssen Essequibo und Surinam anerkennen müssen, im Vertrag von Utrecht (1713) musste das durch langjährige Handelskriege in Europa und innenpolitische Streitereien um die spanische Erbfolge (1700-1713) innerlich wie äußerlich zerstörte Spanien weitere territoriale Verluste im Osten Guayanas hinnehmen. Nach und nach wurden jedoch unter der neuen, die Habsburger ablösenden Dynastie der spanischen Bourbonen umfassende kolonialpolitische Reformen in Verwaltung, Steuerpolitik und Wirtschaft eingeleitet, die in der Regierungszeit Karls III. (1759-1788) – des "einzigen spanischen Monarchen, der den Ideen eines aufgeklärten 'Kapitalismus' wirklich nahestand und bereit war, sie politisch in die Tat umzusetzen" (Berg 1995: 43) – ihren Höhepunkt fanden (vgl. Fischer 1992: 15f).

Für die Kari'ña in Guayana bedeutete dies den Beginn einer von den Spaniern forciert vorangetriebenen Kolonialisierung und Erschließung des Orinokobeckens unter Federführung kapuzinischer Missionare. Zugleich erlebten nun alte koloniale Phantasien über das vermeintliche Goldland Guayana eine Renaissance. Angeschürt wurde dies u.a. durch die bald offen zu Tage tretende Prosperität der kapuzinischen Missionen, die z.T. auch auf der

⁴⁷ Die rebellierenden Sklaven hielten die Kolonie Berbice fast ein Jahr unter ihrer Kontrolle, etwa die Hälfte der holländischen Kolonialbevölkerung in Berbice kam direkt oder indirekt durch die Aufstände ums Leben. Der afrikanische Sklave Cuffy, einer der Anführer der Sklavenrebellion, wird seit den 1960er Jahren als Nationalheld in Guyana gefeiert (vgl. Spinner 1984: 3, 136).

Gewinnung von Bodenschätzen wie Eisen und alluvialem Gold beruhte (Civrieux 1976: 950ff.). Im Jahr 1740 wurde in der *Cédula de Aranjuez* die Existenz von Gold in Guayana erstmals 'wissenschaftlich' bestätigt (ebd.).

In der eigentlichen *conquista caribe* durch die Kapuziner spielte Gold zunächst allerdings eine eher nebensächliche Rolle. Grundlegender und wohl entscheidend für den missionarischen Erfolg in Venezolanisch-Guayana und der Sierra Imataca war zunächst eine weitaus profanere Sache, ein europäisches Haustier – das Rind. Laut dokumentierter Missionschronik bekamen die mit der Missionierung der Indianer am Orinoko betrauten Kapuziner im Jahr 1724 von ihren Ordensbrüdern aus Píritu (in der Nähe der heutigen Stadt Barcelona) hundert Stück Rindvieh geschenkt, mit denen die Kapuzinermönche nach Süden zum Caronífluss zogen, wo sie noch im gleichen Jahr ihre erste Viehfarm und Missionsstation *Suay* in der Nähe des alten *Santo Tomé de Guayana* gründeten. "Dieses Ereignis", so Civrieux (1976: 91), "markiert den eigentlichen Beginn der kapuzinischen Missionen in Guayana", eine Einschätzung, die auch von Experten der venezolanischen Missionsgeschichte wie de Carrocera (1981: 175, 1979a,b,c) geteilt wird. Mit der Etablierung einer Rinderwirtschaft gelang es den Missionaren, ein wirtschaftliches Standbein vor Ort zu schaffen und damit die chronischen Versorgungsprobleme zu bewältigen, welche neben der generellen Unwirtlichkeit der Region und den stetigen Problemen mit feindseligen Indigenen frühere Missionierungsinitiativen in dieser peripheren Zone immer wieder zum Scheitern verurteilt hatten (Donís Ríos 1990: 229; Butt Colson 1994-96: 27-28).

Nachdem sich die Kapuziner 1734 in einem Abkommen mit den Jesuiten und Franziskanern⁴⁸, die ebenfalls missionarische Ambitionen in Guayana verfolgten, die Ostflanke Guayanas – etwa vom heutigen Cd. Bolívar bis hin zum Atlantischen Ozean – als ihr Verantwortungsgebiet gesichert hatten, begannen sie von *Suay* aus ihren Wirkungskreis mit neuen *entradas* und Missionsgründungen systematisch nach Osten auszubauen. Bereits drei Jahre später, im Jahr 1737, hatten sie das Yuruari-Tal westlich der Sierra Imataca erreicht, eine fruchtbare Savannenlandschaft, die im Vergleich zu den sich im Osten anschließenden ausgedehnten Waldgebieten der Sierra Imataca relativ günstige Voraussetzungen für die Errichtung und Unterhaltung großer Viehherden bot. Damit war die Grundlage für die großen, vergleichsweise bevölkerungsstarken Missionen gegeben, wie sie hier in der Folge entstanden. Unter diesen nahm die im selben Jahr gegründete Mission *La Divina Pastora de Yuruari* eine herausragende Stellung ein. Sie entwickelte sich in der Tat zu dem, was in ihrer Namensgebung bereits als Verheißung angelegt war, zur "göttlichen Hirtin", und das im ökonomischen wie religiösen Gehalt des Wortes. Die Kapuziner bauten den Ort zu einem straff organisierten Wirtschaftsbetrieb aus, der die weitere Region mit "frischem und gepökeltm Fleisch, Butter und Käse, Talgfett und Leder" versorgte (Vila 1965: 385). Auf der Basis der Viehwirtschaft wurden sukzessive neue Handwerksgewerbe eingerichtet, wie

⁴⁸ Den Franziskanern war die Südflanke des mittleren Orinoko bis zum Cuchiverofluss überantwortet, das Gebiet der Jesuiten schloss sich daran nahtlos im Westen an (Donís Ríos 1990: 229; Civrieux 1976: 923).

etwa Steinbrüche und Ziegeleien, Tischler- und Metallwerkstätten, Korbflechtereien und Webereien, in denen die indianischen Zöglinge in der Arbeit des industriellen Handwerks geschult und diszipliniert wurden.⁴⁹

Die missionarischen Fortschritte in dem Bemühen, die weit verstreute Indigenenbevölkerung in permanenten Missionsdörfern zu konzentrieren bzw. zu "reduzieren" (*reducir*), wurden zwar immer wieder durch Epidemien, Aufstände, Desertionen und Angriffe rebellierender Karibengruppen zurückgeworfen. Dennoch gelang es den Kapuzinern zwischen 1724 und 1767 über fünfundzwanzig Missionsdörfer zu errichten (s. Tab. 1, Abb. 3). Die territoriale Ausdehnung ihres Einflussbereichs erstreckte sich am Ende dieser Zeit über ein Gebiet von mehr als 5000 qkm. Insgesamt lebten in den letzten Dekaden des 18. Jahrhunderts wohl etwa 20.000 Indigene in den Missionen; der Umfang der Rinderherden wurde 1772 auf 145.000 Stück Vieh geschätzt, nur 14.000 Rinder befanden sich dagegen im säkularen Besitz. Alles in allem unterstand etwa achtzig Prozent der gesamten land- und viehwirtschaftlich genutzten Fläche in Guayana der unmittelbaren Kontrolle der Kirche (Butt Colson 1994-96: 28; Whitehead 1988: 134).

Diese Fakten bezeugen die enorme Machtstellung der Missionen im Guayana des späten 18. Jahrhunderts, deren Einfluss den der weltlichen Kräfte bei weitem übertraf. Der Einfluss beschränkte sich dabei keineswegs auf das Feld missionarischer und sozialer Tätigkeiten. Mindestens ebenso groß, wenn nicht größer, war ihre wirtschaftliche Bedeutung in der Region (ebd.). Einmal mehr bestätigt sich hier die Rolle der Mission als zentrale *frontier institution* (Bolton 1917), die in den hispano-amerikanischen Kolonien neben dem *conquistador* eine der wichtigsten Institutionen bei der Ausdehnung, Konsolidierung und Entwicklung des kolonialen Staates bildete (ebd.: 42). Eine vergleichbare Rolle spielten in den holländischen Kolonien die Handelsposten; die Kari'ña fanden sich hier im Schnittpunkt der beiden Systeme (vgl. Abb. 3).

Wie bereits angedeutet, war die Missionsarbeit in Guayana allerdings keine geradlinige Erfolgsgeschichte. Die Missionare, vor allem die über den Orinoko- und Caronístrom nach Osten in das westliche Cuyunibecken vordringenden Kapuziner, hatten von Beginn an mit sehr aggressivem Widerstand von Seiten der ansässigen oder Handel treibenden Kariben zu kämpfen. Schließlich war diese Region ein wichtiges Verbindungsgebiet in den interethnischen Handelsbeziehungen der Kariben. Dies war auch den Missionaren bewusst, die die Standorte ihre Missionen bevorzugt an strategisch wichtigen Knotenpunkten indigener Handelsrouten verlegten, in der Absicht, die indigenen Handelswege zu blockieren. Die Ethnologin Audrey Butt Colson schildert die Strategie der Missionsgründer folgendermaßen:

"This trade was vigorously opposed by the Capuchin missionaries, who saw Spanish sove-

⁴⁹ Eine exzellente Beschreibung der materiellen Kultur und Organisationsstruktur der kapuzinischen Missionen liefert Robinson (1975); s. a. Donís Ríos (1987), dessen Darstellung jedoch stark nationalistisch gefärbt ist und v.a. die Bedeutung der Missionen in der nationalen Erschließung des Raums hervorhebt.

reignty and their own religious work undermined by a Dutch-Carib trading alliance which also threatened to depopulate the Orinoco basin of its indigenous inhabitants." (Butt Colson 1994/96: 46)

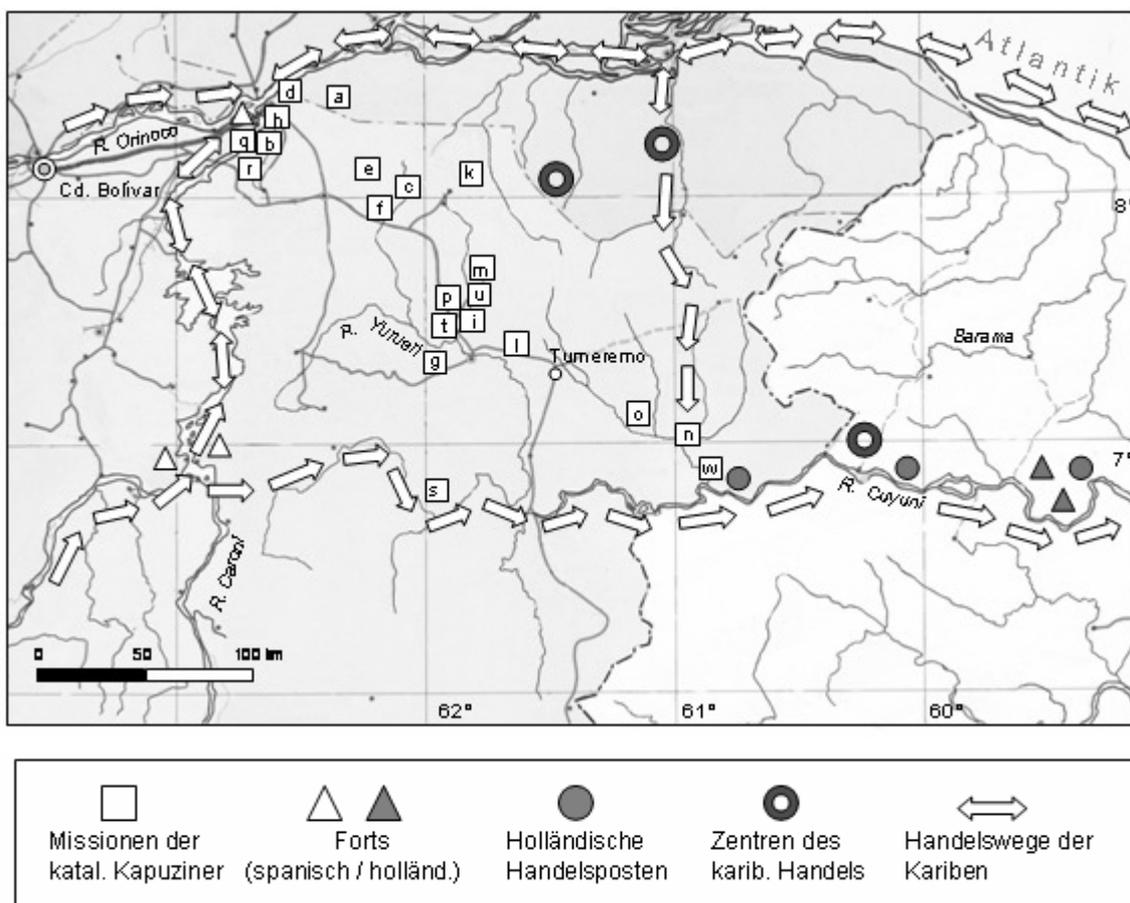


Abb. 3: Ausbreitung der Missionen und Handelsposten sowie Handelswege der Kariben im 18. Jahrhundert

Die Buchstaben verweisen auf die folgende Tabelle 1 (übernächste Seite). Quellen: Whitehead (1988: 10, 152); Butt Colson (1994-96: 28 u. 98f.); Morales Méndez (1990: passim); eig. Darstellung auf Grundlage einer aktuellen Karte, die zur Orientierung u.a. den Ort Tumeremo sowie die heutige Grenze zwischen Venezuela und Guyana zeigt.

Einen ersten Höhepunkt erreichte der Widerstand im Jahr 1735, als sich unter Führung von Taricura, einem einflussreichen "Rebellenführer der Kariben" (Civrieux 1976: 927) aus Barima (im heutigen Essequibogebiet) eine über fünfhundert Mann starke Gefolgschaft von Indigenen versammelte und mehrere Missionsstationen der Franziskaner, Jesuiten und Kapuziner am Orinoko angriff, plünderte sowie die dort angesiedelten Missionsindianer befreite (vgl. Whitehead 1988: 115-119). Einige Jahre später, im Sommer des Jahres 1750, mussten die Kapuziner den wohl härtesten Rückschlag in ihrer Missionsgeschichte in der Region Imataca einstecken. Der Angriff der Kariben mutet an wie eine letzte verzweifelte Mobilmachung, angetrieben offenbar von dem Wunsch, in einem einzigen großen Schlag ein für alle mal der Missionierung der Kapuziner ein Ende zu setzen, wie Civrieux (1976: 927f.) in diesem Zusammenhang schreibt. Alle fünf kapuzinischen Missionen, in denen

Kari'ñagruppen meist unter erheblichen Zwang angesiedelt worden waren, wurden in diesem Sommer von den Kari'ña niedergebrannt und zerstört: Curumo, Cunuri, Tupuquén, El Palmar und die gerade mal sechs Monate alte und noch wenig gefestigte Mission Mutanambo, deren historischer Standort sich in unmittelbarer Umgebung der heutigen Kari'ña-siedlung Botanamo befand (vgl. Abb. 3). Ein Kazike namens Maracayan aus Curumo war offenbar einer der wichtigsten Anführer dieses Großangriffs auf die Missionen (ebd.).

Der Eindruck einer letzten, großen Mobilmachung bestätigt sich in der historischen Rückschau. Die Kari'ña gaben ihren Widerstand gegenüber dem Vorstoß der kapuzinischen Missionare zwar bis zum endgültigen Zusammenbruch des Missionsregimes während des 1811 einsetzenden Unabhängigkeitskrieges nie gänzlich auf. Und selbst hier schlossen sie sich offenbar mehrheitlich den patriotischen Truppen an, um mit diesen gemeinsam gegen die mit den Royalisten sympathisierenden Kapuziner vorzugehen. Dennoch kündigte sich bereits kurz nach ihrem großen Aufbegehren im Jahr 1750 die entscheidende Wende im politischen Kräftemessen um Guayana ab, in welchem die Kari'ña, wie überhaupt die indigene Bevölkerung der Region, immer mehr ins Hintertreffen geraten sollten.

Eingeleitet wurde diese Wende mit der *Real Expedición de Limites*, einer mehrköpfigen Grenzexpedition, die sich im Auftrag Spaniens und Portugals zwischen 1754 und 1761 in der Region aufhielt. Ihre Aufgaben lagen in der Demarkierung der spanischen und portugiesischen Einflussphären, sowie in der geographischen, zoologischen und botanischen Erforschung der Region. Unter anderem sollte sie dabei die Frage nach dem wirtschaftlichen Potenzial von Naturprodukten und nach der Durchführbarkeit ökonomischer Vorhaben prüfen, so konkret z.B. den Anbau von Zimt und Kakao sowie die Goldgewinnung (Ramos Pérez 1946: 65-85; vgl. Whitehead 1988: 126f.).⁵⁰

Wichtiger als ihre wissenschaftlichen Aufgaben, auf deren Errungenschaften nicht zuletzt Alexander von Humboldt während seiner späteren Forschungsreise in der Region aufbaute, dürften jedoch andere Ziele gewesen sein.⁵¹ So hatten José de Itturiaga und Eugenio de Alvarado, unter deren Kommandantur die Expedition stand, klare, wenn auch geheim zu haltende Anweisungen von der spanischen Krone mit auf den Weg bekommen: erstens sollten sie dafür sorgen, dass die Franzosen und Holländer aus dem spanischen Einflussbereich des Orinoko- und Cuyunibecken zurückgedrängt werden. Zweitens sollten sie sich um die aufständischen Karibengruppen kümmern, die, wie es in beschönigender Sprache

⁵⁰ Alvarados vegetationskundliche Beschreibungen weisen dabei eine frappierende Ähnlichkeit mit heutigen ethnobotanischen Studien über 'indigenes Wissen' auf. Seine Vegetationsstudien bestehen überwiegend aus einer Liste indigener Nutzpflanzen, ihren Verwendungsweisen und mögliche Nutzenstiftungen für die Spanier, wobei er selbst die indigenen Bezeichnungen für die entsprechenden Pflanzen vermerkt (Ramos Pérez 1946: 159-166).

⁵¹ Auch in der 1999 anlässlich des 200. Jahrestages von Humboldts großer Südamerikareise organisierten Ausstellung *Humboldt - Netzwerke des Wissens* (Berlin/Bonn) wurde die spanische Grenzexpedition in erster Linie in die Tradition der großen Naturforschungsreisen des 18. Jahrhunderts gestellt (Holl/Kruse 1999). Ihre Rolle bei der gewaltsamen Eroberung der Kariben im Orinokobecken findet dagegen keinerlei Erwähnung.

hieß, zu 'befrieden' waren (ebd.). Alle Maßnahmen waren auf das Ziel hin ausgerichtet, den spanischen Machtanspruch über das Gebiet zu sichern und zu konsolidieren (ebd.; vgl. Whitehead 1988: 125ff.; Butt Colson 1994-96: 50).

Tab. 1: Missionsgründungen der katalanischen Kapuziner in Guayana, 1724-1767

	<i>Name der Mission</i>	<i>Gründung</i>	<i>Ethnie(n)</i>	<i>Bevlk.-zahl*</i>	<i>Besondere Ereignisse oder Merkmale</i>
a	La Pursima Concepcion de Suay	1724	Pariagotos	240 (224)	1740 von Engländern in Brand gesteckt, mehrere Angriffe d. Kari'ña
b	San Antonio de Caron	1725	Pariagotos	253 (224)	Hauptsitz der Guayana Mission, Epidemien, Karibenangriffe ab 1765
c	Santa Maria de Yacuari	1726	Pariagotos	120	1728 aufgegeben wegen Krankheits-Epidemien u. Flucht der Indianer
d	Ntra. Sra. de los Angeles de Amaruca	1730	Pariagotos	208 (228)	Aufgrund extremer Epidemien Verlegung in die Nähe von Upata (1760)
e	San Francisco de Altagracia (Yacuari)	1734	Pariagotos	419 (499)	
f	San José de Cupapuy	1731	Pariagotos	590	
g	La Divina Pastora de Yuruari	1737	Pariagotos	147 (219)	Zentrum der kapuzinischen Viehwirtschaft
h	San Miguel de Unata	1737	Guaranos (Warao)	133 (149)	1740 nach Invasion der Engländer von Kari'ña zerstört
i	Cunuri	1744	Panacayos Kari'ña	300	Im 1750er Aufstand der Kari'ña zerstört
k	San Miguel de Palmar	1746	Pariagotos Kari'ña	270 (350)	1750 Flucht und Aufstand der Kari'ña-bevölkerung, 1752 Wiederaufbau
l	Tupuquén (San Felix)	1748	Kari'ña	230	1750 im Aufstand der Kari'ña zerstört, 1770 erneute Missionsgrndung
m	Ntra. Sra. de Monserrat de Miamo	1748	Kari'ña	2871	750 von Kari'ña zerstört 1752 Wiederaufbau
n	Curumo	1749	Kari'ña	180	Militärposten und Mission 1750 im Aufstand der Kari'ña niedergebrannt
o	Mutanambo	1750	Kari'ña	70	1750 ebenfalls von rebellierenden Kari'ña zerstört
p	San Fidel del Carapo	1752-1756	Kari'ña	280	Kari'ña flohen 1818 bei Übernahme durch patriotische Truppen
q	Aguacagua	1753	Kari'ña	140	1761 wegen hoher Verluste durch Krankheiten und Desertionen aufgelöst
r	Murucuri	1754	Kari'ña	190	Chronische Flucht der Kari'ña .
s	Avechica / Supamo	1758-1761	Guaicas	190	Mehrere Male v. Kari'ña attackiert, die ihre Handelsrouten gefährdet sahen; genauer Standort unklar
t	Guasipati	1757	Kari'ña	210	ökonomisch wichtig, um 1816 etwa 1000 Einwohner
u	Terepi	1757	Kari'ña	200	1758 Flucht der Bewohner
w	Name unbekannt	1754	Kari'ña		Zerstört von Kari'ña im selben Jahr
?	Cumano (Cumamo)	1767	Kari'ña	ca. 100	Ort nicht rekonstruierbar

*Die Zahlenangaben beziehen sich auf die Jahre 1755 (bzw. 1761 u. 1773). In vielen Fällen stieg die Bevölkerungszahl nach 1770 stark an (im Einzelnen s. Whitehead 1988: 192ff.).

Eig. Zusammenstellung und Auswahl mit Blick auf die Kari'ña nach Butt Colson (1994-1996: 97-110); Civrieux (1976: 998-1015); Morales Méndez (1990: 135-140).

Nach anfänglichen und wenig erfolgreichen Versuchen, die zweite und eigentliche Aufgabe ihrer Mission, die 'Befriedung und Unterwerfung' der indigenen Bevölkerung mittels diplomatischer Verhandlungen, Geschenkangeboten, und anderen Anreizen zu erfüllen, leiteten die beiden Kommandeure mit den sie begleitenden Truppen und unterstützt von den Kapuzinern 1757 einen gewaltsamen 'Eroberungszug' gegen die letzten unabhängigen Enklaven von Kariben im Orinokobecken und der Sierra Imataca ein. Nach und nach gelang es den Spaniern, strategisch wichtige Knotenpunkte in den indigenen Handels- und Reiserouten zwischen dem Essequibo und dem Orinoko unter ihre Kontrolle zu bekommen und damit sowohl den Handelsverkehr als auch die Bewegungsmöglichkeiten der indigenen Bevölkerung im Raum drastisch einzuschränken. Mit dieser Taktik konnte 1760 zunächst der Widerstand der letzten unabhängigen Kariben an der Südflanke des Orinoko gebrochen werden, die bislang dem Druck der Franziskaner standgehalten hatten. Whitehead (1988: 125) sieht in dieser Niederlage das "Wounded Knee" der Indigenen in der Region.

Vor die Alternative gestellt, sich entweder dem 'zivilisierten Leben' der Missionen zu unterwerfen oder die 'wilde Existenz' im Wald fortzusetzen, wie es die Missionare sahen, entschieden sich viele Kariben offenbar für die letztere Möglichkeit. Mehr und mehr Karibengruppen traten den Rückzug aus Spanisch-Guayana nach Osten in den holländischen Einflussbereich an. Viele zogen sich in die peripheren Waldgebiete entlang der Flüsse Barima, Cuyuni, Mazaruni, Essequibo oder in die südlichen Savannen des Rupununi zurück. Eine "seltsame Leere" (Civrieux 1976: 962) machte sich am mittleren Orinoko breit, wo die Spanier nun relativ ungestört ihr Kolonialisierungsprojekt vorantreiben konnten. Deutliches Indiz für die Konsolidierung gerade auch der säkularen Macht Spaniens in Guayana ist die Entwicklung des Ortes Santo Tomé de Guayana, der 1764 unter dem neuen Namen Angostura an seinen jetzigen Standort (das heutige Cd. Bolívar) am Orinoko verlegt worden war und sich innerhalb weniger Jahre zu einer florierenden Handelsstadt entwickelte.

In dem Maße, wie der spanische Einfluss in der Region Guayana nun anwuchs, schienen auch die bisher so schwer fassbaren Goldressourcen wieder in greifbarere Nähe zu rücken. Bislang hatte das vermeintliche Goldland Guayana, in dem ja angeblich, wie Raleigh es so schön ausdrückte, "jeder Stein, den wir aufhoben, seinem Anschein nach Gold oder Silber versprach" (Raleigh 1848: 82), materiell gesehen eine wenig bedeutende Rolle für die Spanische Krone gespielt. Viele unter den Europäer hielten zwar weiterhin an der Hoffnung fest, dass irgendwo in den noch gänzlich unbekanntem Gegenden des Guayanahochlandes das Reich des *El Dorado* mit seiner legendären Lagune Parima zu finden sei, die mittlerweile fester Bestandteil der kolonialen Kartographie Guayanas geworden war⁵² (vgl. Alès/Pouyllau 1995: 19-21). Zugleich tauchen jedoch kleinere Anzeichen auf, die auf eine Veränderung in der kolonialen Haltung der Spanier zum Gold hindeuten. Vieles verweist

⁵² Die endgültige Absage an die Existenz eines solchen Sees erteilte schließlich Alexander von Humboldt, woraufhin – mit wenigen Ausnahmen – der See aus der Kartographie Guayanas verschwindet.

auf eine Versachlichung oder Entzauberung der Wahrnehmung, insofern man sich bei der Goldsuche nun nicht mehr nur von Phantasien und Legenden leiten ließ, sondern ebenso von wissenschaftlichen Erkenntnissen, die auf einer Beobachtung der Natur basierten. Mit anderen Worten: Man suchte das Gold nicht mehr so sehr im mythischen Goldland des *El Dorado* finden, sondern mindest ebenso sehr im Erdgestein und Flussablagerungen, die nun auf Anzeichen des Metalls hin untersucht wurden.

Es ist einerseits vielleicht kein Zufall, dass die sich hier andeutende Entkoppelung des Goldes von der mythisch-kulturellen Erzählung eines *El Dorado*, sich gerade zu einem historischen Zeitpunkt vollzog, als die indigene Bevölkerung dieser einstigen *El Dorado*-Provinz auch real einen drastischen Machtverlust erlebte. So gesehen ging deren reale Entmächtigung mit der im Bereich des Imaginären einher, anders gesagt: mit dem wirklichen Kaziken verschwand auch der mythische, der *El Dorado*. Nach und nach verschoben sich dann auch die kolonialen Auseinandersetzungen um die Region Guayana von einer machtpolitischen Kontroll- und Expansionspolitik über die indigenen Territorien und deren Einwohner hin zu einer handelsförmigen Erschließung des Landes und der Ressourcen selbst: Der mythisch-kulturelle *El Dorado* transformierte sich allmählich in das abstrakt-ökonomische Eldorado.

Andererseits, und dies ist ein sehr wichtiger Aspekt, können diese sich in Guayana vollziehenden Entwicklungen im ökonomischen und politischen Bereich nicht ohne Bezug zu den umwälzenden geistesgeschichtlichen Vorgängen in Europa verstanden werden, die das Zeitalter der Aufklärung begründen und die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer beispiellosen Expansion des Wissens geführt haben, gerade auch über die außereuropäische Welt. Für Urs Bitterli, der in seinem Buch *Die 'Wilden' und die 'Zivilisierten'* (1991) eben diese, in der Kolonialforschung häufig vernachlässigte, geistesgeschichtliche Dimension der europäischen Kolonisation in den Vordergrund seiner Betrachtung gerückt hat, beginnt mit dieser mächtigen Bewegung der wissenschaftlichen Inbesitznahme der überseeischen Welt, wie sie das 18. Jahrhundert brachte, das "zweite Entdeckungszeitalter". In diesem wurden die empirische Wissensproduktion über entlegene geographische Räume und daraus abgeleitete Erkenntnisse über deren wirtschaftliches Potenzial immer mehr zu den zentralen handlungs- und machtbestimmenden Faktoren im kolonialen Gefüge. Ikone dieses "zweiten Entdeckungszeitalters" ist der aufgeklärte Forschungsreisende – exemplifiziert etwa in der Person eines Joseph Banks, eines Bougainville, eines La Condamine, und – herausragende Figur in der Exploration des Orinokogebiets – eines Alexander von Humboldt. Sie lösen den bewaffneten *conquistador*, die Leitfigur der ersten Entdeckungsphase ab.

Der doppelte Tod des Kaziken

Die Sierra Imataca im Osten Guayanas, also genau die Region, in der die von mir untersuchten Kari'ña heute siedeln, war die "letzte unabhängige Bastion der Kariben" im koloni-

alen Venezuela (Whitehead 1988: 125). Erst kurz vor dem Ausbruch der Unabhängigkeitskriege im Jahr 1816 konnte die Region von den Spaniern und Missionaren halbwegs unter Kontrolle gebracht werden. Die Schwierigkeiten bei der Eroberung der Kari'ña, der "wahren Kariben", wie der Ethnologie im Thurn (1967 [1883]: 158) sie später bezeichnete, lag mitunter auch in den spezifischen Sozialstrukturen der Kari'ña begründet, die übergreifende Autoritätsfiguren nur temporär kannten. Vielmehr waren die Kari'ña in vergleichsweise kleinen, autonomen Gruppenverbänden organisiert, die jedoch einen hohen Grad an Zusammenhalt und Kommunikation aufrecht erhielten, auf den sich größere politische Allianzen und Kooperationen in Kriegszeiten stützen konnten. Das Fehlen einer dauerhaften, zentralen Organisationsstruktur erschwerte die Unterwerfung der Kari'ña enorm, wengleich die Probleme teilweise durch den Einsatz einer den Kariben feindlich gesinnten indianischen Miliz, den so genannten *indios de pelea* (Civrieux 1976: 962) überwunden werden konnten (Whitehead 1988: 152ff.). Auf der anderen Seite begünstigten Entwicklungen in den holländischen Kolonien die spanische *conquista* in Guayana in den letzten Dekaden des 18. Jahrhunderts. Mit der Verlagerung der ökonomischen Prioritäten auf die küstennahe Plantagenwirtschaft traten die expansionistischen Interessen der Holländer im Osten in den Hintergrund, wodurch auch ihre indigenen Bündnispartner im Inneren des Landes für sie an Bedeutung verloren.

Noch bevor jedoch die Missionare ihre mühevoll errungene Kontrolle über das Karibengebiet der Sierra Imataca konsolidieren konnten, brachen die Unabhängigkeitskämpfe in Venezuela aus und veränderten die Situation grundlegend. Es begann eine schwierige und von lang anhaltenden kriegerischen Auseinandersetzungen geprägte Zeit in Venezuela. Sie markiert auch eine einschneidende, wenn nicht die einschneidendste Zäsur in der Ethnohistorie der Kari'ña.

Der radikaler Einschnitt in das Leben der Kari'ña erfolgte vor allem in zweierlei Hinsicht, und beide Dimensionen der Transformation sind in der Rede vom doppelten Tod des Kaziken bereits angedeutet. Zum einen stirbt hier der indianische Kazike im engeren Sinne, insofern als die Indigenen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur ihre politische Machtbasis im kolonialen Gefüge verloren, sondern sich damit auch gewaltige Veränderungen in der ethnischen Sozialorganisation abzeichneten, die Whitehead (1992: 146f.) als einen "Prozess der Tribalisierung" kennzeichnet. Diese Entwicklung schlug sich auch im kolonialen Sprachgebrauch nieder. Sprachen die Spanier und Holländer im 18. Jahrhundert noch von 'indigenen Nationen', so setzte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend der Begriff der *tribes*, der Stämme, zur Kennzeichnung der ethnischen Gruppen durch, deren kulturelle Grenzen nun als relativ geschlossen und statisch betrachtet wurden. Dies spiegelt nach Whitehead (ebd.) den Zerfall größerer politischer Strukturen unter den Kariben wider, die zwar nie wirklich zentral organisiert waren, aber lange Zeit in der Lage, dichte und handlungsfähige Netze zu knüpfen und gemeinsame Aktivitäten darin effektiv zu steuern. Die Formation politischer Allianzen und die Präsenz übergreifender Führungsfiguren, die gerade in Kriegszeiten eine wichtige Rolle gespielt hatten, gehörten nun der

Vergangenheit an. An ihre Stelle traten kleine, fragmentierte, gesellschaftlich marginalisierte soziale Gruppen, die je nach Position innerhalb des kolonialen Systems als spanische Kariben und holländische Kariben, oder nach den von den Missionaren erzeugten Kategorisierungen als Missionsindianer und unabhängige Indianer bezeichnet wurden (Whitehead 1992: 147). Zu einer ähnlichen Schlussfolgerung gelangt Dreyfus in ihrer Studie zur Genese und Veränderung der ethnischen Formationen der Kariben im Venezuela des 16. bis 18. Jahrhunderts:

"Today, local groups are much smaller than four centuries ago; some are almost closed by local endogamy. There are no more continuous wars nor big war chiefs. Instead there are powerless, appointed 'captains'. There is no basis for the hierarchies as they existed in the past, e.g. as those that were extant within communities, between clienteles and prestigious leaders, and those that extended beyond the community level between dependent allies and prominent raiders." (Dreyfus 1983-84: 50-51)

In gewisser Weise kristallisiert sich hier also jener *moderne* ethnographische Zustand von den kleinen, marginalisierten, aus wenigen verwandten Haushalten bestehenden Siedlungsgruppen heraus, welcher auch heute noch die soziale Situation der Kari'ña prägt. Damit bestätigt sich, was Kloos (1971: 11) in Bezug auf die Gründe für die kleinen Siedlungsgruppen bei den von ihm untersuchten Kari'ña in Surinam ähnlich gemutmaßt hat, nämlich dass historische Faktoren hierfür ebenso wichtig gewesen sein könnten wie ökologische. Um nochmals Dreyfus (1983-84: 50) zu zitieren: "[...] die gegenwärtigen Gemeinschaften sind in der Tat das Produkt einer Reihe von historischen Veränderungen".

Dieser Prozess der sozialen Fragmentierung und Marginalisierung hängt eng mit der zweiten Dimension der angesprochenen Zäsur in der Ethnohistorie der Kari'ña zusammen. Sie brachte den Tod in ganz konkreter Form. Der Beginn der Unabhängigkeitskriege markierte zugleich den Höhepunkt in einer Welle von Krankheitsepidemien in Guayana, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts in der Region grassierten und vor allem unter der indigenen Bevölkerung extreme Opfer forderten. Zum einen war mit der von den Missionaren eingeleiteten Konzentration (bzw. *reducción*) der Indigenen in Missionsdörfern die idealen Bedingungen für die Verbreitung von Krankheiten und Seuchen geschaffen worden. Zum anderen waren dies in der Regel Krankheitserreger, die die Europäer in die Neue Welt eingeschleppt hatten und gegen die die Indigenen keinerlei Abwehrkräfte besaßen, so dass sie, wie ein deutscher Missionar in Venezuela 1699 feststellte, "derart leicht sterben, dass der bloße Anblick und Geruch eines Spaniers genügt, dass sie den Lebenshauch aufgeben" (zit. n. Stearns/Stearns 1945: 17).

Whiteheads (1988: 32-41) Berechnungen zufolge kann man etwa davon ausgehen, dass bis Anfang des 19. Jahrhunderts, als die Zahl der Kari'ña ihren historischen Tiefstand erreichte, etwa neunzig Prozent der ursprünglich in den Llanos, dem Orinokobecken und dem Gebiet zwischen Essequibo und der Sierra Imataca lebenden Kari'ña ausgelöscht worden waren. Von der einst etwa 100.000 Personen umfassenden Ethnie waren damit kaum 10.000 Menschen übrig geblieben. Ähnlich hoch sind auch die Verlustschätzungen von Dobyns (1966: 399ff.), demzufolge über drei Viertel der verschiedenen indigenen Ethnien

am mittleren Orinoko während des 17. und 18. Jahrhunderts ausstarben.⁵³ Mansutti (1993) weist darauf hin, dass in der Regel diejenigen überlebten, die "Spezialisten im Umgang mit den schwierigsten Zonen des tropischen Waldes waren, im [Orinoko-]Delta und in den Quellgebieten der großen Flüsse, die in Guayana nicht anderes sind als unsere Grenzgebiete mit Brasilien und dem Essequibo" (ebd.: 21, vgl. Denevan 1976; Wagley 1977). Gerade unter dem Schock des massiven Bevölkerungsschwundes, kombiniert mit der wachsenden Überlegenheit der Kolonialmächte, so Kloos (1971), dürften wohl alle Formen traditionaler Führung bei den Kariben relativ schnell zusammengebrochen sein, wobei sich die Gruppen immer mehr entfremdeten und isolierten. In einer perfiden Ironie der Geschichte dürfte gerade diese Entwicklung aber auch die Chancen der Kari'ña gesteigert haben, unter sehr schwierigen Umweltbedingungen isoliert zu überleben.

Der Ausbruch der Unabhängigkeitskriege setzte dem Missionssystem der Kapuziner ein Ende. Infolge der ständigen Unruhen, Plünderungen und anhaltenden Epidemien verschlechterten sich die Lebensbedingungen rapide in der ganzen Region. Einen Eindruck von der Misere und dem Elend jener Tage vermittelt eindrücklich der Reisebericht von John Hamilton, einem Schotten, der in den Jahren 1818 und 1819 die Missionen der Kapuziner in Guayana besuchte. Von den einst florierenden Missionsdörfern war offenbar wenig erhalten, "alles, die Kühe ausgenommen, trug Spuren der Not und der Misere", schrieb Hamilton (1820a: 265) in Anbetracht der Zerstörung und des Elends in den Missionen. Überall wütete das Fieber, das "noch verheerender auf die Indianer wirkt als auf die Kreolen" (ebd. 270). In der Mission Cupapuy, einer der größten Missionen der Region, zählen Hamilton und seine Gefährten unter den etwa sieben- oder achthundert übrig gebliebenen indigenen Bewohnern über vierhundert Fieberkranke, die in einer Rate von täglich zwölf bis vierzehn sterben (ebd.: 274). Das Fieber forderte offenbar auch unter der Kreolen-Bevölkerung derart massive Opfer, dass Hamilton düster prognostiziert: "Sollte der Krieg noch fünf weitere Jahre andauern, befürchte ich sehr, dass dies in der vollständigen Entvölkerung der Provinz enden wird." (ebd. 277)

Er bestätigt in seinem Bericht die Flucht vieler indigenen Gruppen, die es mehrheitlich "in die Wälder zog". Zu diesen gehören auch die Kari'ña bzw. die Kariben, über die Hamilton schreibt:

"The Caribbes, who occupied seven [missions, MG], are of that sturdy race that so long resisted the Spanish arms. It is wonderful how the padres could ever have surmounted their antipathy [...]. Though pretty well broken in, they retain many features of their former character, have resisted the forced levies, and, in some instances, united into predatory bands, and, when pursued, blood has generally been shed. The main body of the tribe has retired

⁵³ Die gegenwärtig geringen Bevölkerungsdichten in tropischen Wäldern sind demnach hier weniger als demographische Anpassung an ökologischen Bedingungen zu sehen, wie dies u.a. Meggers (1971) mit ihrer These vom *counterfeit paradise* behauptete, sondern vielmehr als historische Produkte von Krankheit und Kolonialisierung. Diese Befunde stärken generelle Zweifel an der weit verbreiteten Vorstellung von der extrem geringen Tragfähigkeit tropischer Waldgebiete wie Amazoniens (vgl. Balée 1989; Denevan 1992; Hecht 1998).

into the lands of the Essequibo, whence they communicate with Demarara." (ebd.: 276-277)

Die Flucht der Kariben in das Essequibogebiet sieht er dabei vor allem in zwei Motiven begründet, einmal in deren Angst davor, von den patriotischen Truppen Simon Bolívars, die sich der Missionen bemächtigt hatten, für Arbeits- und Militärdienste zwangsrekrutiert zu werden, zum anderen in dem "natürlichen Hang der Kariben zu einem primitiven Leben" (Hamilton 1820b: 4). Auch an ihrem Zufluchtsort in den angrenzenden holländischen Kolonien, die 1816 in den Besitz der Engländer übergegangen waren, verloren die Kari'ña in dieser Zeit zunehmend ihre Bedeutung für das koloniale Regime. Zwar waren sie in ihrer Funktion als *bush police* bis zur Abschaffung der Sklaverei in den 1840er Jahren noch gelegentlich von Nutzen, doch wurden sie auch hier mit der Konsolidierung des kolonialen Staates mehr und mehr an den Rand der nationalen Gesellschaft gedrängt, die ohne ihre produktive Unterstützung und ihren Beistand niemals hätte entstehen können (Whitehead 1988: 171). 'Faul' und 'nutzlos' wie sie zunehmend gesehen wurden, wurden sie auch dort von der kolonialen Regierung, wie die guyanische Ethnologin Brackette Williams ausführt, "passiv und aktiv dazu ermuntert, in die Wildnis zurückzukehren" (Williams 1991:137). Die so genannte Rückkehr war demnach nicht einfach ein Rückzug in die Wälder, sondern eine sowohl materiell wie symbolisch wirksame, aktive Zurückweisung der Indigenen an ihren vermeintlich angestammten Platz. Dies bekräftigt auch Menezes (1977: 84) in ihrer Chronik der kolonialen Indigenenpolitik von Britisch-Guiana: "Thus the Indians were put in their places, and back to those places in the wilderness they went".

Als schließlich Mitte des 19. Jahrhunderts tatsächlich Gold in der Region gefunden wurde und Goldsucher verschiedenster Nationalität und Herkunft in die entlegenen Waldgebiete der Sierra Imataca zu strömen begannen, waren von den einst einflussreichen Kariben nur noch klägliche Reste übrig, was selbst von europäischen Reisenden mit Verwunderung registriert wurde. So fragte sich beispielsweise der Brite Daniel Blair, der 1857 von Georgetown aus zu einer Expedition in die Goldschürfgebiete am Cuyuni an der Grenze zum heutigen Venezuela aufbrach, angesichts der im Vergleich zu früheren Berichten auffälligen Dezimierung der Kari'ñabevölkerung irritiert:

"Now we find only these small settlements along its [the Cuyuni's, MG] whole course and the ruins of two – what has become of these people? The people here say they are all dead, many in the natural course of time must be, but where are their survivors?" (Blair 1980 [1857]: 26)

II.1.2 Das postkoloniale *El Dorado*

"Seit den ältesten Zeiten europäischer Entdeckungen und Eroberungen in der neuen Welt lebt die Sage vom Dorado, vielfach wiederholt und vielfach missverstanden. Wenn auch kein vernünftiger Mensch an diese mehr wunderlichen als wunderbaren Erzählungen in vollem Ernste glauben kann, so sind doch in neuester Zeit gerade in den Gegenden, wohin man gewöhnlich das Dorado verlegte, bedeutende Goldlager entdeckt worden, und werden zum Theil schon ausgebeutet."

A. Ernst (1869a: 124)

Während die indigenen Kari'ña von Imataca in die Bedeutungslosigkeit entschwanden, sollte die Region alsbald erneut in den Blick der öffentlichen Aufmerksamkeit rücken. Verantwortlich für das Mitte des 19. Jahrhunderts plötzlich erwachende Interesse an dieser entlegenen Provinz in Venezuela waren einmal mehr Gerüchte um reichhaltige Goldvorkommen. Im Unterschied zu früheren Gerüchten waren sie dieses Mal allerdings nicht nurmehr das Produkt kolonialer Phantasien, sondern basierten auf realen Funden. Wie der oben zitierte deutschstämmige Gelehrte Adolfo Ernst aus Caracas 1869 in der Zeitschrift *Globus* der interessierten Leserschaft in Deutschland mitteilte, "sind gerade in den Gegenden, wohin man gewöhnlich das Dorado verlegte, bedeutende Goldlager entdeckt worden und werden zum Theil schon ausgebeutet" (Ernst 1869a: 124). Er spielte damit vor allem auf die Entdeckungen der Goldfelder am Yuruarifluss und oberen Cuyuni unweit des heutigen Tumeremo an, auf die man in den 1850er Jahren gestoßen war (López 1981: 102; vgl. Schneider 2002: 55). Über dreihundert Jahre nach den ersten *El Dorado*-Expeditionen waren damit nun endlich die immer schon in der Region Guayana vermuteten Goldschätze Wirklichkeit geworden.

Die Goldfunde lockten Goldsucher aus aller Herren Länder in die Region, die mit Pike, Schaufeln und Holzpfannen an den Flussufern des Yuruari und Cuyuni nach Gold zu schürfen begannen. Diese Phase intensiver, spontaner Zuwanderung hielt bis Ende der 1890er Jahre unvermindert an. In deren Folge entstand in den Wäldern und Flüssen eine Vielzahl neuer Siedlungen und auch in den alten, verlassenen Missionsorten der Kapuziner wuchs die Bevölkerung massiv an (s. Cunill Grau 1987). Bis 1879 zeichnete sich die Goldgewinnung durch eine kleine, aber regelmäßige Produktion, einfache Abbauformen aus und auch größere Firmen waren noch bis auf wenige Ausnahmen unbekannt. Die Suche konzentrierte sich zunächst vor allem auf die alluvialen Goldseifen in Flüssen und Kiesablagerungen an der Oberfläche, die mit relativ einfachen Mitteln gewonnen werden konnten. Nur in wenigen Standorten wie etwa El Callao wurde bereits in dieser Phase mit dem Abbau des so genannten Quarzgold begonnen, das in "Adern verschiedener Stärke oft tief im Boden, aber oft auch ganz dicht unter der Oberfläche anzutreffen ist" (Gerstäcker 1880: 667). Trotz der zunächst bescheidenen Produktion war die *paisaje minero* (Robinson 1968: 69) im Jahr 1870 mit ihren Löchern, Wegen und Goldgräbercamps bereits ein we-

sentlicher Bestandteil der naturräumlichen und sozialen Umwelt geworden (vgl. a. Blair 1980 [1857]).

Zu einem der wichtigsten Zentren der regionalen Goldgewinnung entwickelte sich der Ort El Callao, gefolgt von kleineren Zentren namens Chile, California, Perú, Potosí u.a., alle samt Minenorte, die auch in der gegenwärtigen Goldgewinnung noch oder wieder Bedeutung haben.⁵⁴ Ab den 1970er Jahren installierten sich in und um El Callao verschiedene größere ausländische Minenunternehmen, vor allem aus den USA, Frankreich und England. Mit der Investition ausländischen Kapitals in den Minensektor ab den 1870er Jahren gewann der Bergbau ökonomisch an Bedeutung in Venezuela, obgleich die Wirtschaft des Landes weiterhin agrarisch geprägt blieb. Allein in den Minen von El Callao wurden zwischen 1871 und 1890 über 1,3 Millionen Unzen Gold⁵⁵ gefördert (Brito Figueroa 1975: 304). Die höchsten Fördermengen wurden in den sechs Jahren zwischen 1881-1887 erzielt, mit dem Spitzenwert von über 8.200kg im Jahr 1885. In den späten 1880er Jahren nahm die Produktion dann stark wieder ab bis 1897 sich die lukrative Goldader in El Callao erschöpft hatte und der Minenbetrieb wieder eingestellt werden musste (Fernández 1995: 36).

Ein großer Teil der Arbeiterschaft in den Minen von El Callao rekrutierte sich aus schwarzen Migranten von den westindischen Inseln und Trinidad, die von den Goldgerüchten angelockt in die Region gekommen waren. Nach Schätzungen des britischen Konsuls in Venezuela hielten sich in den späten 1890er Jahre am Höhepunkt des Goldbooms allein im Gebiet von Las Tablas und El Callao über 5.000 britische Untertanen auf, "die meisten dieser Leute Bewohner der British West Indies" (Lemos 1898, zit. n. Wright 1993: 63).

Auch die Regionen weiter im Osten im heutigen Nordwest-Distrikt von Guyana, wohin viele der Kari'ña aus der Sierra Imataca in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geflohen waren, wurden nach Goldfunden an den Flüssen des Barama und Barima in den 1880er Jahre vom Goldfieber gepackt. Allein in der Zeit zwischen 1890-1895 registrierten sich in Guyana mehr als 15.000 Männer als Goldsucher (Perkins 1896). Die allermeisten ließen sich entlang der Flüsse Barima und Barama nieder, eines der Kernsiedlungsgebiete der Kari'ña. In dem Rausch der Aktivitäten, die die Entdeckungen von Gold auslösten, entstanden zahlreiche kleine Goldgräbersiedlungen mit so viel versprechenden Namen wie Better Hope, Charity, Land of Promise, Golden City entlang dieser Flüsse, die über Pfade mit den größeren Zentren der Goldgewinnung Arakaka, Golden City und Five Stars verbunden waren (Colchester 1997: 61-70, Adams 1972: 81f.). Der Nordwesten Guyanas blieb bis in die 1930er Jahre der Schwerpunkt des guyanischen Goldbergbaus (Moohr 1975).

⁵⁴ Die Minenorte wurden dabei vielfach nach anderen Ländern und bekannten Goldregionen benannt, wie Gerstäcker (1880: 663) etwas verwundert feststellt: "Die Hauptstellen heißen nämlich bis jetzt Callao, Chile, Panama, Peru, Potosi, andere haben die Namen Kalifornien und Australien erhalten, und wenn das so fort geht, werden sie eine vollständige geographische Liste des Erdballs bieten."

⁵⁵ Eine Unze entspricht 28,34 Gramm. Insgesamt wurden also in dieser Zeit etwa 37.592kg Gold gewonnen.

Die Auswirkungen dieser Entwicklung auf die Kari'ña waren offenkundig nicht positiv. Bereits im Jahr 1915 schloss Charles Furlong (1915: 536): "[...] hier – im Wald – inmitten des Überflusses von Leben, wo die Natur gegen sich selbst Krieg führt, gedeihen die Kariben trotz allem, ausgenommen dem Kontakt mit der Zivilisation". Die erste Reaktion der Kari'ña auf diesen massiven Zustrom von Goldsuchern in ihr Gebiet war offenbar Rückzug (vgl. Amerindian Lands Commission 1969: 200). Viele der Gruppen versuchten, sich dem Einfluss der Minen zu entziehen und verlegten ihre Siedlungen flussaufwärts in entlegenere Gebiete. Mit der Zeit lernten sie jedoch, selbst nach Gold zu suchen und Dienstleistungen verschiedener Art an die aufstrebende Goldindustrie anzubieten. Furlongs pessimistische Einschätzung der Auswirkungen dieser letzten Invasion in ihrem Gebiet scheint sich jedoch zunächst bewahrheitet zu haben. So kam eine Mitte der 1940er Jahre durchgeführte Untersuchung über die Situation der Amerindians gerade im Fall der Kari'ña zu schockierenden Befunden, wie der folgenden Passage des Untersuchungsberichtes zu entnehmen ist:

"The Upper Barama River Caribs are the most impoverished and traumatic aboriginal group that I have encountered throughout the length and breadth of British Guiana. They are settled in areas which produced in the early days of mining exploration the largest gold deposits in the Colony above the Fraser Falls of the Barama River and in the Five Star District on the Barima. [...] They have been and still are completely unadministered. Medical services are below the falls [...] They have [been] and are labouring as carriers and labourers in mining camps. Their arts and crafts to all intents and purposes have vanished. From information obtained the Carib population in this area was reputed to be over twenty-five hundred strong just over fifty years ago. There are no facts known to the writer to support this contention but from the morbid condition of these contemporary 'Carib' groups such a rapid decline in population number is understandable. Colonel Moorhead, Commissioner of Lands and Mines, who recently walked the Five Star-Baramita trail commented on the physical condition of the carriers and stated that they could not continue to carry the loads they do and live. The answer is they do not live; they merely exist." (Peberdy 1948: 19-20)

Als Folge dieser massiven Veränderungen, die der Goldboom im Siedlungsgebiet der Kari'ña losgetreten hat, haben sich die ohnehin schon prekären sozialen Verhältnisse jener kläglichen Reste der Kari'ña, die aus der kolonialen Epoche hervorgegangen waren, noch einmal dramatisch verschlechtert. Schließlich war Gold auch nicht die einzige Ressource, auf die sich die Interessen richteten. Zur gleichen Zeit begann ebenfalls der Aufstieg einer anderen Ressourcenindustrie, der von Gummi oder Balata, die im nächsten Kapitel ausführlicher Betrachtung finden wird.

Wie bereits in dem Zitat von Peberdy deutlich wurde, verdingten sich die Kari'ña auch als Arbeiter und Träger in der Goldindustrie. Eine besonders intensive Hinwendung zum Goldbergbau erfolgte in den 1950er bis 1970er Jahren. Wie Adams (1972: 81f.) berichtet, arbeiteten in dieser Zeit über die Hälfte aller Kari'ña-Männer in einer Goldmine (vgl. a. Forte 1988: 334). Die Abhängigkeit von dem Einkommen der Mine war in dieser Zeit offenbar derart groß geworden, dass viele Arbeiter nach der rezessionsbedingten Schließung der Mine Ende der 1960er Jahre in akute Versorgungsnoté kamen (Baird 1982). Viele entschlossen sich in dieser Zeit zur Migration nach Venezuela, wo sie bessere Lebensbedin-

gungen zu finden hofften (s. Kap. II.4.3). Gerade auf guyanischer Seite war ein Ergebnis der Öffnung des Kari'ñasiedlungsgebietes für den Goldbergbau auch das Auftauchen einer Anzahl von Mischlingen indigen-afrikanischen Phänotyps, die im Allgemeinen aus Verbindungen zwischen Kari'ñafrauen und afro-guyanischen *pork-knockers* stammen (vgl. Forte 1999a). Sichtbare Spuren dieser Vermischung finden sich auch unter den heute in der Region Imataca lebenden Kari'ña.

Nach längeren Phasen relativer Bedeutungslosigkeit erlebt der Goldbergbau seit Mitte der 1980er Jahre einen erneuten Aufschwung, diesseits wie jenseits der Grenze. Einmal mehr geraten die Kari'ña in die 'Zange' zweier Erschließungsfronten, die dieses Mal jedoch noch mit einer großflächigen kommerziellen Holznutzung einhergeht (vgl. Kap. II.4). Ihre heutigen Beziehungen zum Goldbergbau müssen dabei nicht zuletzt vor dem Hintergrund ihrer bisherigen Erfahrungen mit dieser Ressourcenökonomie, wie sie eben kurz geschildert wurden, evaluiert werden.

Gold und die Kari'ña heute

Über das Thema *Gold und die Kari'ña heute* zu schreiben, heißt in diesem Fall insbesondere über Fangol zu schreiben, so der Name einer lokalen Goldmine, um die viele der rezenten Konflikte um die Ressource Gold bei den Kari'ña in der Region Imataca kreisen. Der Konflikt um die Mine Fangol bringt dabei zugleich einige spezifische Aspekte und Probleme in der Beziehung zwischen Indigenen und der Goldgewinnung in Venezuela zum Ausdruck. Deutlich werden sowohl die sozialen Verwerfungen und ökonomischen Transformationen, die mit der jüngst staatlich forcierten *apertura minera*, der Transnationalisierung des Goldsektors, für die Kari'ña einhergehen, als auch die Möglichkeiten politischer Einflussnahme von indigenen Akteuren in diesem Ressourcenfeld. Nicht zuletzt verweisen die Auseinandersetzungen um die Goldmine Fangol auf die besondere Konfliktrichtigkeit dieses Ressourcenfeldes hin, welches durch eine Vielfalt von Akteuren und Interessenlagen gekennzeichnet ist.

Die folgenden Ausführungen beleuchten die Hintergründe und den Verlauf des Konflikts um Fangol d, wobei die spezifischen Verstrickungen und die Rolle der Kari'ña im Vordergrund stehen werden. Meine Aufmerksamkeit richtet sich dabei zunächst auf die konkreten Ereignisse und Geschehnisse vor Ort, wie sie sich mir im Zuge meines Aufenthaltes bei den Kari'ña dargestellt haben, um dann sukzessive den Blick auf größere Zusammenhänge und Problemfelder im Verhältnis zwischen indigenen Akteuren, staatlicher *apertura minera* und internationaler Indigenen- und Umweltpolitik auszuweiten.

Es ist vielleicht bezeichnend, dass mich mein erster Feldbesuch bei den Kari'ña von Imataca auf direktem Wege zur Goldmine Fangol geführt hat. Die Reise erfolgte mit dem Auto in Begleitung eines in Ciudad Bolívar lebenden Kari'ña-Aktivisten und Mitbegründers des

dort ansässigen *Movimiento Indígena de Guayana* (MIG).⁵⁶ Er hatte sich anboten, als Vermittler und Vertrauensperson bei meiner ersten Kontaktaufnahme zu den Kari'ña in der Region Imataca zu fungieren. Seiner Ansicht nach war die Mine Fangol der passende Startpunkt, um einen ersten Eindruck von der Region und der Lebenssituation der dortigen Kari'ña zu bekommen. Von Tumeremo aus folgten wir der Piste in das Gebiet der Forstreserve Imataca hinein, an den Siedlungen der Kari'ña vorbei, die wir ohne Anzuhalten passierten. Der Minenort Fangol liegt etwas abseits am östlichen Ende der Piste, erreichbar nur über eine kleine, ziemlich holprige und hügelige Nebenstraße, die kurz nach der Kari'ña-Siedlung Prestamo von der Hauptpiste nach Norden abzweigt. Am Anfang dieser Nebenstraße befindet sich der Ort Juan Cansio, eine kleine Kari'ña-Siedlung von einigen wenigen, besonders armselig aussehenden Hütten. Hier unterbrachen wir die Fahrt zum ersten Mal, zum einen, um den schon herbeieilenden *capitán* der *comunidad* zu begrüßen, zum anderen aber auch gezwungenermaßen, da der weitere Weg in die Mine durch eine bewachte Schranke versperrt war. Die Schranke, so erklärte mir der Kari'ña-Aktivist des MIG, hatte die *comunidad* der Kari'ña vor einiger Zeit errichtet, um den Zugang zur Mine zu kontrollieren.

Die Schranke steigerte meine Neugierde und Spannung anlässlich des bevorstehenden Besuchs in der Mine zusätzlich. Über die Hintergründe des Konfliktes hatte ich bis dahin nur sehr vage Kenntnisse. Sie beschränkten sich zu diesem Zeitpunkt im Wesentlichen auf die Information, dass um die Mine Fangol, deren formale Konzessionsrechte offensichtlich ein transnationales Goldunternehmen besitzt, ein heftiger Streit um Nutzungsrechte entbrannt war, an dem die Kari'ña wesentlich beteiligt sind. Wie mir mein Begleiter auf unserer gemeinsamen Fahrt erzählt hatte, war der aktuelle Stand im Konflikt mittlerweile, dass sich das Unternehmen, ein englisch-kanadisches Konsortium namens Monarch, offenbar unter dem wachsenden Druck von Protesten der Kari'ña aus dem Gebiet zurückgezogen hatte. Die Mine selbst war inzwischen von einer Gruppe so genannter *pequeños mineros*, mehrheitlich venezolanische Goldsucher, übernommen worden. Sie sollten allerdings den Kari'ña, die sich als rechtmäßige 'Besitzer' dieser Goldmine wähten, eine gewisse Summe aus den Einkünften der Goldproduktion abgeben, so jedenfalls die Idee bzw. die Forderung auf Seiten der Kari'ña. Ob und inwieweit die *mineros* tatsächlich dieser Forderung nachkamen, blieb zunächst unklar. Zumindest zeugte die Schranke von einer

⁵⁶ Das MIG ist Anfang der 1980er Jahre von jungen, im städtischen und universitären Umfeld sozialisierten Kari'ña in Ciudad Bolívar gegründet worden. Die Bewegung verstand sich als erste, explizit unabhängige Organisation, die sich gegen jegliche Form der staatlichen Bevormundung stellte, wie sie in den Augen der Gründungsmitglieder und -mitgliedern die bisherige staatliche Indigenenpolitik gekennzeichnet hatte. Vor allem in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren war das MIG eine der einflussreichsten indigenen Organisationen in Venezuela, die nicht nur eine eigene Zeitung (*Orinoco Indígena*) herausbrachte, sondern auch vielfältige nationale und internationale Kontakte besaß. Ihr Einfluss reichte auch in die staatliche Regionalpolitik hinein. Die Einrichtung eines regionalen *Departamento de Asuntos Indígenas* (DAI) Anfang der 1990er Jahre war eines ihrer Verdienste. Seit Mitte der 1990er Jahre hat die Organisation infolge parteipolitischer Verfilzungen und anderen Problemen einen spürbaren Niedergang erlebt. Zur Geschichte der staatlichen Indigenenpolitik und der indigenen Bewegungen in Venezuela s. Schneider (1994); Schulz (1994); Heinen/Kasburg (1994).

gewissen Entschlossenheit der Kari'ña, ihren Forderungen auch Nachdruck zu verleihen. Dies wurde auch im weiteren Verlauf des Besuchs in der Mine deutlich.

Der *capitán* von Juan Cansio, ein junger Mann in den Zwanzigern, mit dem mein Begleiter aus Ciudad Bolívar offenbar sehr vertraut war, nahm die Gelegenheit wahr und begleitete uns kurzerhand in die Mine, um zu sehen, wie er in fließendem Spanisch meinte, *como están las cosas allá*: "wie die Dinge dort stehen". Gekleidet in Jeans, Hemd und Gummistiefel hatte er an seiner Seite einen langen geschmückten Dolch befestigt, der offenbar als eine Art Insignium seiner traditionellen Autorität dienen sollte. Auf dem letzten Wegstück zur Mine wurden zunehmend Spuren großräumiger Prospektions- und Schürftätigkeit sichtbar. Besonders markant ins Auge stach ein Areal, das allem Anschein nach eine der zentralen Arbeitszonen des Unternehmens gewesen war: eine große entwaldete Fläche, von riesigen Schutt- und Abraumhalden gesäumt, die wohl auf massive Erdabtragungen und -verschiebungen zurückzuführen waren; dazwischen übel riechende Tümpel mit Brackwasser. Auf einem Teil des Areals waren junge Baumpflanzungen zu sehen, die offenbar Bemühungen zur Wiederaufforstung der degradierten Fläche darstellten. Während wir mit dem Jeep den Platz überquerten, wurden mir diese sichtbaren Spuren der 'Verwüstung' von meinen beiden indigenen Begleitern als typische Folgen des industriellen Bergbaus beschrieben. Im Vergleich dazu, so argumentierten sie, sei der handwerkliche Bergbau der *pequeños mineros* in seinen Auswirkungen weit weniger massiv, schon gar in der Art und Weise, wie ihn die Kari'ña in Fangol und anderswo betrieben. In der Regel stünden den meisten Kari'ña nur einfache Mittel zur Verfügung, zum anderen würden sie sich gewöhnlich auch nur zeitweilig der Goldsuche widmen. Diese Merkmale unterscheidet die *minería indígena* wesentlich von anderen Formen des Goldbergbaus.

In der Mine angelangt waren zunächst keinerlei Anzeichen indigener Präsenz zu erkennen. Wie sich zeigte, waren die meisten der dort arbeitenden Goldsucher Venezolaner, die aus verschiedenen Regionen des Landes kamen. Damals lebten und arbeiteten etwa hundert bis hundertfünfzig Leute in der Mine, darunter auch einige Frauen, die vor allem als Köchinnen angestellt waren oder andere Dienstleistungen anboten. Der Kernbereich der Mine erstreckte sich über ein welliges Gelände mit einer größeren, nahezu vollständig abgeholzten Senke in der Mitte, die nach der Anzahl der darin versprengten Stollenöffnungen zu urteilen, offensichtlich der zentrale Arbeitsbereich der Mine war. Das Gold wurde hier in Form eines einfachen Untertagebaus in Stollen gewonnen, die in Venezuela *barrancos* genannt werden.⁵⁷ Über den Eingängen der zunächst senkrecht in die Erde führenden Stollen waren einfache, mit Plastikplanen überspannte Gerüste aus Holzstangen angebracht, wohl um die Stolleneingänge vor dem Eintritt von Regenwasser zu schützen. Unter den Planen bot sich den arbeitenden *mineros* zugleich ein kleines, schattiges Plätzchen für eine Hängematte. Von dieser Arbeitszone führten einige kleinere, verzweigte Pfade in einen

⁵⁷ Die Stollen der *pequeños mineros* können eine Tiefe von sechzig bis achtzig Meter erreichen. Die Mehrzahl der mannshohen Stollen sind jedoch nur zwischen zehn und dreißig Meter tief (Schneider 2002: 134-145).

hinteren, größtenteils wieder bewaldeten Teil, wo sich die Mehrzahl der eigentlichen *campamentos*, der Wohnhütten der Goldbergleute befanden. Dies waren meist einfache Holzhütten, die entweder mit Plastikplanen oder Wellblechen bedeckt waren und gerademal Platz boten für den notwendigsten Hausrat, wie etwa Hängematten, Kochstelle, Tisch und ein paar provisorische Hocker.

Bei unserer Ankunft in der Hitze des frühen Nachmittags machte der Ort einen verschlafenen Eindruck, nur wenige Männer waren beim Arbeiten zu sehen. Viele hatten es sich in den Hängematten neben den Stollen gemütlich gemacht. Andere saßen in Grüppchen im Schatten eines größeren Gebäudekomplexes. Wie sich herausstellte, befand sich dort eine von zwei Gesteinsmühlen der Mine, mit Hilfe derer das aus den Stollen beförderte, goldhaltige Gestein zerkleinert und gemahlen wird. Anschließend wird das Gold unter Zugabe von Quecksilber aus dem fein gemahlenden Gesteinsmaterial gelöst. Einige Männer machten sich gerade an der Mühle zu schaffen, offenbar war eine ihrer Hammervorrichtungen defekt, so dass die Mühle schon seit einigen Tagen nicht mehr in Betrieb genommen werden konnte und sich die Säcke, in denen das in den Stollen abgebaute Goldgestein transportiert wurde, am Rande der Hütte schon zu stapeln begannen. Meine zwei Begleiter wurden von den *mineros* recht freundlich begrüßt. Man kannte sich offenbar. Innerhalb kurzer Zeit waren sie in eine rege Diskussion verstrickt, in der insbesondere Tito Poyo, mein Kari'ñabegleiter aus Ciudad Bolívar als redegewandter Wortführer auffiel. Debattiert wurde um die bereits angesprochene Frage der Gewinnbeteiligung der Kari'ña-*comunidades* an der Mine, ein Thema, das offenbar eine Reihe von Problemen aufwarf, wie ich aus den zum Teil sehr hitzigen Wortbeiträgen der *mineros* schloss. Die Goldgräber klagten über immer wieder auftauchende Probleme in der Mine, über Schikanen der *Guardia Nacional*, die in der Nähe einen Posten hatten und die offenbar mit erzwungenen Stilllegungen der Gesteinsmühlen und anderweitigen Maßnahmen die Arbeit in der Mine immer wieder behinderte. Interessant für mich in diesem Zusammenhang war die Erkenntnis, dass sie diese Probleme in erster Linie mit einem 'internen' Konflikte zwischen den Kari'ña um die Kontrolle der Mine in Verbindung brachten.

Vieles von dem, was an jenem ersten Besuchstag in der Mine erörtert wurde, war für mich nur in Ansätzen verständlich. Zu wenig wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch über die Hintergründe der Auseinandersetzungen um die Goldmine und über die konkrete Rolle, die die Kari'ña dabei spielten. Ebenso fremd war mir die Arbeitskultur der Goldsucher, die offenbar komplexen Regeln und Normen folgte. Nur rudimentär war ich darüber hinaus von dem Kari'ña-Aktivisten aus Ciudad Bolívar über den angesprochenen internen Konflikt zwischen den Kari'ña informiert worden, ein Konflikt, in den er – den Gesprächen in der Mine zufolge – anscheinend selbst maßgeblich verwickelt war. Wenn auch die Informationen, Gerüchte und Geschichten, die ich an jenem Tag über den Fall 'Fangol und die Kari'ña' zu hören bekam, sich erst nach und nach zu einem einigermaßen schlüssigen Gesamtbild zusammenfügten, eines war mir bereits bei diesem ersten Besuch in der Region Imataca deutlich vor Augen geführt worden: die enorme Bedeutung, die dem Gold in die-

ser Region zukommt. Nahezu alles, so mein Eindruck, schien sich hier um dieses glänzende Metall zu drehen. Es ist der Gegenstand des Interesses, das Thema, um das sich alles dreht, Politik, Arbeit und Alltag der Leute gleichermaßen. Die Mehrheit der Bevölkerung in und um Tumeremo herum lebt direkt oder indirekt vom Goldbergbau. Und Gold beeinflusst in zunehmendem Maße auch das Leben der Kari'ña, wie der folgende Abriss zur Konfliktgeschichte Fangol deutlich macht.

Zur Konfliktgeschichte von 'Fangol'

Die Anfänge des Konflikts um die Goldmine Fangol liegen in den frühen 1990er Jahren. In dieser Zeit begann das kanadisch-englische Bergbauunternehmen *Monarch Resources de Venezuela* mit der Prospektion und Erkundung eines Terrains, das unmittelbar in der Nähe der beiden Kari'ña *comunidades* Prestamo und Juan Cansio liegt. Im staatlichen Bergbaukataster wird das Areal als Teil einer 5000 ha großen Konzession namens Bochinche 12 geführt, über welche sich das Unternehmen einige Jahre zuvor in einem mit der CVG abgeschlossenen *contrato minero* die Nutzungsrechte gesichert hatte.⁵⁸ Der Minenkonzern Monarch ist im venezolanischen und internationalen Goldgeschäft kein unbekannter Begriff. Den Recherchen von Schneider (2002: 269ff.) zufolge gehört das Unternehmen zu den größten transnationalen Bergbaukonzernen, die gegenwärtig in Venezuela tätig sind. So besitzt Monarch eine Reihe von Bergbaukonzessionen in Venezuela, deren Gesamtfläche sich auf etwa 30.000 ha beläuft (ebd.).⁵⁹

Die ersten Tätigkeiten auf dem Areal der Konzession Bochinche 12 manifestieren sich zunächst in dem Errichten eines Arbeitscamps für das Personal, dem Anlegen neuer Wege und Pisten durch das Terrain, dem Roden von Waldflächen usw. Darüber hinaus wurden unter Einsatz schwerer Gerätschaften größere Erdverschiebungen zur Entnahme von Gesteinsproben vorgenommen. Bedeutsam für den Konfliktverlauf ist jedoch der Umstand, dass das Unternehmen schon wenig später auch mit der Ausfuhr größerer Mengen von goldhaltigem Material aus dem Gebiet begonnen haben soll. In einem von den Kari'ña-Siedlungen Juan Cansio und Prestamo gemeinsam verfassten Schreiben, in dem sie schließlich offiziell Beschwerde und Klage gegen die Bergbauunternehmungen von Mo-

⁵⁸ Die Vergabep Praxis von Bergbaukonzessionen in Venezuela ist schwer durchschaubar. Probleme bereiten vor allem die umstrittene Gesetzeslage und die unklare institutionelle Zuständigkeit zwischen der regionalen Entwicklungsbehörde CVG einerseits und dem staatlichen Bergbauministerium MEM andererseits. Dies führte mithin dazu, dass Flächen doppelt vergeben wurden. So waren allein in der Reserva Forestal Imataca zum Zeitpunkt dieser Untersuchung beachtliche 426 Konzessionen und Verträge vergeben worden. Die Situation wurde Mitte der 1990er Jahren derart unübersichtlich, dass die Vergabe neuer Konzessionen bis auf weiteres gestoppt wurde. Seither bemüht sich die venezolanische Regierung bzw. das MEM um mehr Transparenz und Ordnung (s. Schneider 2002: 122-125; 252-264; Müller et al. 1998).

⁵⁹ Damit liegt die dem Unternehmen Monarch zugebilligte Konzessionsfläche eigentlich über der gesetzlich festgeschriebenen Flächenbegrenzung von 20.000 ha, die für einzelne privatwirtschaftlich geführte Unternehmen erlaubt ist. Die Begrenzung kann jedoch durch die Gründung von Tochter- und Scheinfirmen oder auch durch Joint Ventures mit Subunternehmen leicht umgangen werden (s. Schneider 2002: 270).

narch erhoben, heißt es dazu: "Monarch brachte tausende von Lastwagenfulren von goldhaltigem Material aus den abgetragenen Hügeln nach El Callao⁶⁰, um es dort in ihrer Goldscheideanlage Revemin II zu verarbeiten" (Schreiben der *comunidades* vom 13.3.1996).

Der Entschluss der Kari'ña, gegen das Unternehmen Monarch vorzugehen, war über längere Zeit gereift. Vorausgegangen waren zahlreiche Zusammenstöße, die langsam, aber stetig zur Politisierung der Situation beigetragen haben. Eine zentrale Anführerrolle spielte dabei der *capitán* der Kari'ña-Siedlung Matupo.⁶¹ Seinen eigenen Schilderungen zufolge begannen die Konflikte mit dem Unternehmen, als er und andere Mitglieder der *comunidad* in der Nähe des geöffneten Explorationsareal des Unternehmens nach Gold schürften, wie sie es auch schon zuvor getan hatten. Monarch zeigte sich nicht geneigt, dieses in ihren Augen 'illegitime Eindringen' in ihr Minenareal zu dulden, zumal die Erfahrung lehrte, dass andere Goldsucher dem Beispiel der Kari'ña folgen würden. Dadurch könnte schließlich eine ähnlich brisante Situation der illegitimen Besetzung der Mine von *mineros pequeños* entstehen, wie sie in diversen Minenstandorten transnationaler Konzerne bereits aufgetreten war (s. Schneider 2002: 155ff).⁶² Das Unternehmen ließ daraufhin das Gelände bewachen und bat die *Guardia Nacional* ihre Patrouillen im Konzessionsgebiet und den Minenorten zu verschärfen.⁶³ Die Situation spitzte sich zu. Dies war offenbar der Moment, in dem sich das *Movimiento Indígena de Guayana* in den Konflikt einschaltete, repräsentiert durch Tito Poyo, jenen Kari'ña-Führer aus Ciudad Bolívar also, der mich auf meinem ersten Besuch bei den Kari'ña und in der Goldmine Fangol begleitet hatte.⁶⁴

Das MIG und lokale Führungskräfte der Kari'ña, allen voran der erwähnte *capitán* der Siedlung Matupo, arbeiteten zunächst eng in der Frage der weiteren strategischen Vorge-

⁶⁰ El Callao ist einer der ältesten Minenstandorte in Venezuela. Bereits im letzten Jahrhundert förderten englische und amerikanische Bergbauunternehmen in El Callao Gold. Heute ist die Mine im Besitz des größten staatlichen Bergbauunternehmens MINERVEN (s. Kap. I.2).

⁶¹ Der *capitán* dieser Siedlung ist kein Kari'ña, sondern kolumbianisch-indianischer Herkunft. Seinen eigenen Angaben zufolge will er als junger Wanderarbeiter nach Venezuela gekommen sein, wo er sich einer Kari'ñagruppe im Grenzgebiet von Venezuela und Guyana anschloss, mit der er später an den jetzigen Standort nach Matupo migrierte (s. Kap. II.5.3). Inzwischen spricht er nicht nur die Sprache der Kari'ña fließend, sondern er sieht und geriert sich selbst als einer ihrer Sprecher und Führer. Er ist in dieser Rolle nicht zuletzt wegen seiner paternalistischen Grundhaltung und seines ausgeprägten Kontrollbedürfnisses umstritten.

⁶² Die Besetzungen in dieser Zeit der späten 1990er Jahre sind im Zusammenhang mit der damals forciert vorangetriebenen *apertura minera*-Politik des Staates zu sehen, die vor allem auf die Interessen der großen, transnationalen Konzerne zugeschnitten war, und die Zugangsrechte des kleingewerblichen Bergbaus stark einschränkte. Die Situation hat sich mit dem neuen Nutzungsplan für die Forstreserve Imataca, der 2004 verabschiedet wurde, geändert. Er sieht die Ausweisung spezieller und größerer Nutzungsareale für die *minería pequeña* und *minería indígena* vor (vgl. Kap. II.5).

⁶³ Die Aufgaben der *Guardia Nacional*, der Nationalgarde, umfassen neben der Grenzsicherung auch Kontrollaufgaben im Bereich des Umweltschutzes. Gegenstand dieser *vigilancia ambiental* sind wohl vor allem die Aktivitäten der handwerklich arbeitenden Kleinmineros. Dies sorgt immer wieder für Konflikte zwischen der *Guardia Nacional* und den Goldsuchern.

⁶⁴ Die Kontakte zwischen dem MIG und den Kari'ña von Imataca waren erst Anfang der 1990er Jahre gefestigt worden, als Kari'ña-Vertreter des MIG im Rahmen ihrer Mithilfe bei der Durchführung der indigenen Volkszählung in das Gebiet kamen. Erst in diesem Zusammenhang wollen sie von der Existenz dieser Kari'ña-Gruppe erfahren haben (Interview Tito Poyo, Cd. Bolívar, November 1997)

hensweise zusammen. Während den Kari'ña vor Ort vor allem verschiedene Szenarien der gewaltsamen Besetzung und Beschlagnahmung vorschwebten, setzte sich das MIG mit seinem Vorschlag der öffentlichen Denunziation durch. Mit Verweis auf den Status der Kari'ña als "primeros habitantes de estas tierras", als erste Bewohner dieser Territorien, und auf die ökologisch verheerenden Wirkungen des Unternehmens wurde bei allen einschlägigen Regierungsstellen Klage gegen das Unternehmen erhoben. Zugleich forderte das MIG eine Überprüfung der bereits erfolgten Konzessionsvergaben im Gebiet. Dies galt auch für die Holzkonzessionen der Gebrüder Hernández und des Holzunternehmens Inproforca, innerhalb deren Konzessionsfläche sich die Mine Fangol befindet (s. Kap.II.4.2).

Die Forderung hatte Erfolg. Eine Untersuchungskommission wurde beauftragt, die Situation vor Ort zu prüfen und sie stieß in der Tat auf gewisse Ungereimtheiten. Offenbar hatte das Unternehmen Monarch, obwohl nur im Besitz eines so genannten *contrato de exploración*, der lediglich Untersuchungen und Probebohrungen im Gelände gestattet, bereits mit der Förderung von Gold im Tagebauverfahren begonnen.⁶⁵ Damit hatte sich das Unternehmen formal gesehen einer gesetzeswidrigen Handlung schuldig gemacht. Noch im selben Jahr 1996 wurde der Konzessionsvertrag von Monarch bis auf Weiteres suspendiert und das Unternehmen musste seine Operationen vor Ort einstweilig einstellen. Vom MIG-Vertreter der Kari'ña und den Kari'ña selbst wurde dies zunächst als viel versprechender Erfolg gefeiert, ein Erfolg, der von dem erfahrenen Indigenen-Führer aus Ciudad Bolívar als Zeichen für den wachsenden Einfluss der Indigenen in Konflikten um Ressourcen, Land und Umwelt gewertet wurde. "La presencia indígena tenía mucha fuerza", die Anwesenheit der Indigenen hatte große Wirkung, so seine Erklärung für die überraschende 'Kapitulation' des Unternehmens (Interview mit Tito Poyo; Tumeremo, Januar 1997).

Mit diesem vorläufigen Sieg gegen einen mächtigen internationalen Bergbaukonzern war der Konflikt um Fangol jedoch nicht beigelegt. Im Rückblick betrachtet, fingen die Schwierigkeiten und Probleme dann erst richtig an. Die Hintergründe und Ursachen dieser Schwierigkeiten, mit denen sich die Kari'ña im weiteren Verlauf der Auseinandersetzungen um die Kontrolle der Mine konfrontiert sahen, stehen im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen. Sie erscheinen mir in zweierlei Hinsicht instruktiv im Hinblick auf die Frage nach den Folgen und Implikationen der gegenwärtig wachsenden Hinwendung und Beziehung der Kari'ña zur Goldökonomie. Zum einen spiegeln die Schwierigkeiten spezifische Merkmale und Logiken des Goldbergbaus in Venezuela wider. Sie stehen im engen Wirkungszusammenhang mit dem, was man die politische Ökonomie des Goldbergbaus nennen könnte. In diesem Sinne werfen die Probleme Licht sowohl auf die Materialität der

⁶⁵ Zur Fördererlaubnis benötigt man die so genannte *autorización de ocupación del territorio*, die nach damals bestehender Gesetzeslage vom venezolanischen Umweltministerium (MARNR) nur nach Vorlage und Prüfung einer Umweltverträglichkeitsstudie ausgestellt wird. Beides lag für die Konzession Bochinchiche 12 zu jenem Zeitpunkt nicht vor, wie das Umweltministerium auf Anfrage der Kommission schriftlich bestätigte (Mitteilung des MARNR an Comisión Permanente del Ambiente y Ordenación del Territorio del Senado des la República, 23. 08.96).

Ressource selbst, als auch auf die daraus resultierenden Folgen für indigene Strategien der Goldsuche. Zum anderen sind die Schwierigkeiten und Probleme auch im Zusammenhang mit den spezifischen sozialen Verhältnissen der Kari'ña zu sehen, die in einem Prozess wechselseitiger Beeinflussung die Probleme fortlaufend verstärkt haben.

Nachwehen des Erfolgs

Fahren wir zunächst mit dem weiteren Verlauf der Geschichte um Fangol fort. Nach der erfolgreichen Vertreibung des Konzerns aus dem Gebiet der Kari'ña-Siedlungen Prestamo und Juan Cansio stellte sich das Problem, dass die Kari'ña zwar einerseits Ansprüche auf die Mine Fangol geltend machten und auch formal einzuklagen versuchten, andererseits aber nicht selbst in der Lage waren, das Gold zu fördern. Nur wenige Kari'ña hatten Erfahrung mit den Techniken des unterirdischen Stollenbergbaus. Die Kari'ña schürften vorzugsweise das in Flüssen und oberflächennahen Erdschichten abgelagerte Alluvialgold, das mit vergleichsweise einfacher Ausrüstung gewonnen werden kann. Wie gleich noch näher ausgeführt wird, meiden sie dabei einen allzu engen Kontakt mit anderen, nicht-indigenen Goldsuchern. Im Fall Fangol zogen sie sich daher auch nach und nach aus der praktischen Goldgewinnung zurück, als venezolanische *mineros* in der verlassenen Mine zu arbeiten begannen. Diese Situation brachte die Kari'ña in eine schwierige Verhandlungsposition. Schließlich bedurfte es sozusagen eines Kampfes und Taktierens an zwei Fronten: einmal gegenüber staatlichen Einrichtungen, mit denen über formale und legale Ressourcenrechte verhandelt werden musste; zum anderen gegenüber den in Fangol arbeitenden *mineros*, mit denen Möglichkeiten und Modi einer Gewinnbeteiligung der Kari'ña an der Mine ausgehandelt werden mussten. Wie bereits eingangs erwähnt, einigten sich die Kari'ña hier darauf, von den *mineros* quasi als Bedingung für das ihnen zugestandene Schürfrecht auf diesem Areal zehn Prozent des erwirtschafteten Gewinns aus der Mine zu fordern. Mit dem Geld sollten sowohl anfallende Kosten im Zusammenhang mit der formalen Einklagung der Rechte über die Minenkonzession gedeckt werden, die mittlerweile von den Kari'ña in die Wege geleitet worden war, als auch langfristig verschiedene *proyectos de comunidad* finanziert werden. Anvisiert wurden vor allem Projekte im Bereich der Bildungs- und Organisationsarbeit. In Anbetracht einer "Analphabetenrate von über neunzig Prozent" und einer "kaum entwickelten kommunalen Organisation" waren dies Bereiche, in denen nach Auffassung des MIG besonders dringlicher Handlungsbedarf bestand (MIG 1995). Schließlich waren diese Defizite in den Augen des MIG maßgeblich dafür verantwortlich zu machen, dass diese Gruppe der Kari'ña nicht nur stark unter den negativen Einflüssen der Bergbau- und Forstaktivitäten zu leiden hatte, sondern dass ihnen bislang auch jegliche Form der öffentlichen Unterstützung und Zuwendung von Seiten staatlicher Indigenenprogramme vorenthalten worden war (ebd.).

Mit der Forderung nach Gewinnbeteiligung fanden sich die Kari'ña gegenüber den *mineros* in der Rolle von Rentiers wieder.⁶⁶ Diese Rolle stellte die beteiligten Kari'ña vor eine Reihe heikler Entscheidungen und organisatorischer Probleme. Wie beispielsweise sollten die Zahlungen der *mineros* an die Kari'ña und die Verteilung der Gelder an die verschiedenen Dörfer der Kari'ña organisiert werden? Wer übernahm dafür die Verantwortung und Kontrolle? Wie sollten Entscheidungen getroffen werden? Welche Personen waren autorisiert, die Interessen der Kari'ña in dieser Angelegenheit nach außen und vor den Goldsuchern zu vertreten? Zwar gab es immer wieder Ansätze, alle örtlichen Kari'ña-Siedlungen in die Entscheidungsprozesse einzubeziehen, *de facto* blieb die Entscheidungsgewalt weitgehend in den Händen einiger weniger Personen, in erster Linie den beiden selbsternannten, 'externen' Sprechern und Anführern der Kari'ña.

Zwischen diesen beiden 'externen Führern' entbrannte wenig später ein Machtkampf um die Kontrolle der Minenangelegenheiten, der immer weitere Kreise zog und alsbald für ein Klima des gegenseitigen Misstrauens und Argwohns unter den Kari'ña sorgte. Im Zentrum ihrer Auseinandersetzungen stand der gegenseitige Vorwurf der Veruntreuung und persönlichen Bereicherung an den Einkünften aus der Mine, die eigentlich zum Gemeinwohl aller *comunidades* zu verwalten und zu verteilen waren. Dabei ging es vor allem um die Gelder, die aus dem Verkauf goldhaltiger Abraumsande aus der Mine Fangol erhalten worden waren. Solche Abraumsande oder *arenas*, wie dieses Material im venezolanischen Minerojargon meist schlicht genannt wird, sind gewissermaßen ein Abfallprodukt im handwerklichen Goldabbau – es sind jene Materialrückstände, die nach der Zerkleinerung und Behandlung des aus den Stollen geförderten Goldgesteins mit Quecksilber zurückbleiben. Allerdings enthalten diese Abraumsande zum Teil noch beachtliche Mengen an Restgold, so dass das Material von den handwerklich organisierten Goldsuchern in der Regel an industrielle Bergbaukonzerne wie Monarch verkauft wird, die über entsprechende Scheidetechnologien verfügen und normalerweise auch sehr am Aufkauf dieser goldhaltigen Abraumsande interessiert sind.⁶⁷

Insgesamt wurden, so wurde mir erzählt, zehn Lastwagenfulden dieses Material an den Bergbaukonzern Monarch verkauft, der damit trotz Suspendierung seiner

⁶⁶ Gewisse Parallelen lassen sich hier zur Geschichte der *Indios petroleros* erkennen. Diesen Namen erhielten einige Kari'ñagemeinschaften in Monagas, nachdem sie in den 1940er Jahren erfolgreich mit internationalen Ölfirmen über die Zahlung von *royalties* oder einer Ölrente verhandelt hatten (s. Kap. II.3). Als Teil eines tradierten Erfahrungswissen der Ethnie Kari'ña in Venezuela wäre es durchaus vorstellbar, dass diese Geschichte unterschwellig auch das strategische Handeln des MIG im Zusammenhang mit der Mine Fangol beeinflusst hat, zumal viele Mitglieder des MIG selbst aus Kari'ña-Familien aus jener nördlichen Region abstammen.

⁶⁷ Über die Tatsache, dass viele der so genannten *mineros pequeños* im Prinzip illegal arbeiten, d.h. keine formalen Zugriffsrechte über die Minen haben, in denen sie arbeiten, wird bei solchen Geschäften oft hinweggesehen. In gewisser Weise verschaffen sich hier die großen Bergbaukonzerne Zugriff auf Goldressourcen, für die weder sie noch die *mineros* formale Zugriffsrechte haben. Letztlich profitieren sie sogar von der Rechtsunsicherheit der *mineros*, da diese dadurch in ihrer Verhandlungsmacht beträchtlich eingeschränkt und geschwächt werden.

Konzessionsrechte weiterhin von der Mine profitieren konnte. Wie hoch der Anteil der Kari'ña an den Gewinnen aus diesem Verkauf war, blieb unklar.⁶⁸ Jedenfalls soll von dem Geld, das offenbar das MIG einstrich, nichts bei den *comunidades* angekommen sein. Über den Verbleib des Geldes in einer öffentlichen Versammlung in Tumeremo befragt, beteuerte der Vertreter des MIG, dass es auch nichts an die *comunidades* zu verteilen gegeben hätte, da nach Abzüge aller Kosten, einschließlich der Bestechungsgelder an die *Guardia Nacional*, deren Einverständnis man bei solchen Geschäften bräuchte, und wegen des niedrigen Verkaufspreises eine viel geringere Summe als erhofft erhalten worden sei, die wiederum fast vollständig für entstandene Kosten für Verwaltung, Unterkunft und Verpflegung aufgebraucht worden sei.

In der Bilanz dieses Konfliktes ist letztlich der Wahrheitsgehalt solcher Aussagen unerheblich. Ausschlaggebend sind meines Erachtens vielmehr die sozialen und politischen Folgen dieses Konflikts. Denn was zunächst als viel versprechende Erfolgsgeschichte begann, hat im Nachhinein die Position der Kari'ña in dieser besonders konfliktträchtigen Arena des Goldbergbaus in Venezuela eher geschwächt als gestärkt.

Gold als Agens des Wandels

Eine derart ernüchternde Bilanz lässt sich in mehrerer Hinsicht ziehen. Erstens haben die andauernden Querelen und Auseinandersetzungen um die Goldmine Fangol zu massiven sozialen Spannungen und Fraktionsbildungen innerhalb den Kari'ña-*comunidades* geführt. Nicht zuletzt hat dazu auch die dritte externe Person, die einen gewissen Einfluss bei den Kari'ña ausübt, ihren Beitrag geleistet: der bereits genannte adventistische Missionar, der ebenfalls zeitweilig massiv in den Konflikt intervenierte. Die durch den Konflikt entstandenen Zerwürfnisse drohen die ohnehin schwache soziale Kohäsion der Kari'ña als Gruppe weiter zu schwächen, und den diffusen Zustand der sozialen Anomie, der sich bei den Kari'ña erkennen lässt, weiter zu verfestigen. Mit dieser fortschreitenden sozialen Fragmentierung wird zweitens auch die politische Handlungsfähigkeit der Kari'ña wesentlich geschwächt. Bereits der große Einfluss solch externer *líderes* in der Auseinandersetzung ist ein Indiz für die fehlenden oder sehr schwach ausgebildeten politischen Organisationsstrukturen bei den lokalen Kari'ña. Tatsächlich unterscheidet sich in dieser Hinsicht die Situation der Kari'ña von Imataca kaum von derjenigen, die die guyanische Ethnologin Jeanette Forte bei den Kari'ña im angrenzenden Baramagebiet angefundener hat:

"What is most striking is the comparison, in which the Karinya come out badly, with the overwhelming majority of other Guyanese Amerindian settlements. In no Karinya settlement in this sub-region, Baramita excepting, did I ever meet a local acknowledged leader. There is simply no local structure of governance" (Forte 1999a: S. 71).

⁶⁸ Die Rechte an diesem Material sind normalerweise sehr komplex und verteilen sich in der Regel mit absteigenden Anteilen auf die Gruppe der *molineros*, d.h. den Besitzern der Gesteinsmühlen, die oft wiederum weiteren Geschäftspartnern verpflichtet sind, die *mineros* und in diesem Fall offensichtlich auch die Kari'ña.

Diese Beobachtung lässt sich mehr oder weniger auch auf die Kari'ña-Siedlungen in Imataca übertragen. Zwar besitzt hier jede Siedlung einen so genannten *capitán*. Dieser ist jedoch keine interne, gewachsene Führungsperson der Kari'ña. Vielmehr ist das System der *capitanes* Teil einer hierarchischen Organisationsstruktur, die die regionale Indigenenföderation des Bundesstaates Bolívar (FIB) im Rahmen ihrer Bemühungen der Selbstorganisation in den 1980er Jahren unter der indigenen Bevölkerung eingeführt hat. Die Rolle der *capitanes* besteht denn auch überwiegend darin, die *comunidades* nach außen zu vertreten und Vermittler zwischen ihren Dörfern und der Außenwelt zu sein. Die Mehrheit der *capitanes* bei den Kari'ña verfügt dabei kaum über jene Qualitäten und Kenntnisse, die heute offensichtlich für ein erfolgreiches Agieren auf der politischen Bühne und in der Welt der Criollos notwendig geworden sind: selbstbewusstes Auftreten, Redegewandtheit, Entschlossenheit, Unbeeinflussbarkeit, strategische und politische Expertise, formale Schulbildung usw.⁶⁹ So gut sie auch Venezolanisch sprechen, so zeigen sie doch in der Regel ein sichtliches Unbehagen und Unwohlsein in der direkten Auseinandersetzung mit Außenstehenden. Dies hat zur Folge, dass die meisten der *capitanes* der Kari'ña aus Imataca in solchen Situationen vor allem zur Reserviertheit und Verslossenheit neigen, anstatt als lautstarke und selbstbewusste Wortführer ihrer Gruppe aufzutreten, wie ich aus eigenen Erfahrungen mit Versammlungen mit den Kari'ña berichten kann.

Gerade in Anbetracht des politisch stark umkämpften Feldes der Goldproduktion, in dem die Kari'ña sich hier bewegen und behaupten müssen, erscheint die schwache Artikulationsfähigkeit der Kari'ña nach außen problematisch. Zugleich wird das Paradox deutlich, dass in dem Maße, wie sich die Kari'ña politisch in diesem Feld engagieren, die sozialen Bedingungen untergraben werden, die für eine erfolgreiche Artikulation als Gruppe notwendig erscheinen. Im Ergebnis also haben die Interventionen der beiden *líderes de afuera*, so wohlmeinend sie auch immer gedacht waren, eher das Gegenteil von dem bewirkt, was sie bewirken wollten – anstelle der von ihnen angestrebten politischen Unterstützung und Bemächtigung der Kari'ña haben sie letztlich mehr zu ihrer Entmächtigung beigetragen.⁷⁰

Indigene Strategien der Goldsuche

Fangol bildet nicht den einzigen Berührungspunkt zwischen den Kari'ña und dem Goldbergbau vor Ort. Zwar deutet auf den ersten Blick wenig in den Kari'ña-Siedlungen in der Region Imataca auf die Wichtigkeit dieser Ressourcen im Leben der Kari'ña hin. Es gibt so gut wie keine materielle Anzeichen von Gold, kein Zurschaustellen eines durch Gold gewonnenen Wohlstandes etwa, kein Schmuckstück oder andersartiger Gegenstand, der auf

⁶⁹ Zum schwierigen Emanzipierungsprozess der indigenen Bewegung und zum Profil der neuen Führungselite in Venezuela s. Schneider (1994).

⁷⁰ Zu einem ähnlichen Befund kommt auch Terence Turner (1991, 1993) mit Bezug auf die Kayapó-Indianer im brasilianischen Amazonasgebiet.

eine besondere Wertschätzung dieses Edelmetalls bei den Kari'ña verweisen würde. Dennoch bestimmt Gold in einigen der Siedlungen vor Ort mehr und mehr das Leben und Handeln ihrer Bewohner und Bewohnerinnen, wenn auch, wie mir scheint, nicht ganz in der Intensität wie jenseits der Grenze in Guyana. Hier beschreibt Forte (1999a: 59) die Situation folgendermaßen:

"Gold mining can be said to be the measure of all things in the Karinya world in the North West district - not only the preoccupation of men but of women and quite young children, indeed of almost everybody I met in the territory, Karinya and non-Karinya alike."

Nach allem was man von alten Goldgräbern und Ladenbesitzern in der Region hört, besitzen die Kari'ña eine 'gute Nase', wenn es darum geht, Gold aufzuspüren. Selbst auf dieses Phänomen angesprochen, bekommt man verschiedene Erklärungen von den Kari'ña zu hören. Einige allerdings würden diesen Ruf von ihrer besonderen Befähigung auch zurückweisen. Viele der Kari'ña führen ihren Erfolg im Aufspüren von Gold auf Traumvisionen zurück, die ihnen – wenn richtig gedeutet und aufmerksam analysiert – viel versprechende Fundorte aufzeigten (vgl. Slater 1994). Oft seien es Träume über menschliche Fäkalien, die einen guten Hinweis auf Gold abgäben, wurde mir erzählt, und diese spezifische Verbindung weiß auch Forte (1999a) von den Kari'ña im Nordwest-Distrikt von Guyana zu berichten.

Auf einer Erkundungsreise durch das Baramagebiet bekam sie folgende Geschichte erzählt, die sich in der Mine Loca unmittelbar an der venezolanisch-guyanischen Grenze zugetragen haben soll:

"[...] der Erzähler träumte von drei Haufen menschlicher Fäkalien, die sich in einem Stollen befanden, den er und seine Kollegen jüngst aufgegeben hatten, weil er nichts 'zeigte'. Am Morgen nach dem schicksalhaften Traum entschied er, es noch einmal zu probieren und überzeugte seine zwei Kompagnons mit ihm zu gehen. Am Ende des ersten Tages hatten sie zehn dwt [10 *pennyweight* entsprechen 14,2 Gramm; MG] Gold gefunden". (Forte 1999a: 60)

Andere Kari'ña wiederum geben eher praktische Erklärungen, verweisen auf spezifische Zeichen und Hinweise in der Landschaft, die Art und Weise etwa, wie ein Fluss im Verhältnis zum Berg verläuft, oder welche Struktur und Farbe das umliegende Gestein aufweist (ebd.).⁷¹ Meist gelingt es den Kari'ña jedoch nicht, die Orte lange geheim zu halten, da sie irgendwann unweigerlich das Gold für Essen und vor allem Alkohol eintauschen müssen. Hat sich das Gerücht von einer produktiven Quelle erst einmal verbreitet, lassen nachrückende Nicht-Kari'ña Goldsucher meist nicht lange auf sich warten, welche dann, in

⁷¹ Auch unter der nicht-indigenen Minerobevölkerung wird bei der Suche neuer Goldadern vielfach auf mythisch-spirituelle Zeichen und Vorstellungen zurückgegriffen. Barbara Schneider (2002: 179; 201) erwähnt in ihrer Studie über den venezolanischen Bergbau beispielsweise spiritistische Sitzungen, bei denen die beschworenen Medien, meist Verstorbene, auch Hinweise auf Fundstellen geben würden. Von den Goldsuchern des Öfteren erwähnt wurde auch ein Vogel namens *minero*, dessen wiederholter Schrei auf Goldlagerstätten aufmerksam machen soll. Ebenso gäbe es eine Pflanze, deren Wuchs auf Gold hinweise. Darüber hinaus finden jedoch Metalldetektoren mehr und mehr Einsatz bei der Suche nach neuen Lagerstätten, so offenbar auch unter den Kari'ña in Guyana (s. Forte 1999a: 61).

der Regel mit besseren technischen Gerätschaften ausgerüstet, eine parallele Operation vor Ort installieren. Die Kari'ña selbst reagieren darauf typischerweise mit Rückzug (vgl. Forte 1999a: 72f.). Die Kari'ña fühlen sich nach all meinen Beobachtungen generell unwohl in der Gegenwart von *criollos* und bleiben lieber unter sich. So kehren sie entweder zu ihren Siedlungen zurück oder beginnen an einem anderen Ort erneut nach Gold zu suchen. Diese Scheu vor Fremden dürfte neben den fehlenden technischen Möglichkeiten sicherlich auch dafür gesorgt haben, dass die Kari'ña nicht selbst in der Mine Fangol gearbeitet haben. Viele Kari'ña konzentrieren sich aus gegebenen Gründen auf das Schürfen von oberflächennahen alluvialen Seifen und Flussgoldvorkommen, eine Form von Gold, die nicht nur mit einfachstem Handwerkszeug – mit traditioneller Goldwäscherpfanne, der *batea*, Pickel und etwas Quecksilber – gewonnen werden kann, sondern notfalls auch alleine.⁷² Dies bedeutet nicht, dass ausgefeiltere Techniken der Goldgewinnung von den Kari'ña gänzlich gemieden werden würden. In der Regel ist dies für die Kari'ña jedoch nur um den Preis einer gewissen Abhängigkeit von finanzkräftigen Kreolen und der Bereitschaft zu haben, sich in feste Arbeitsstrukturen zu fügen (vgl. Colchester 1997: 62ff.). Von wenigen Ausnahmen abgesehen zeigen die Kari'ña in Imataca ein bemerkenswertes Widerstreben, diesen Preis für einen (vielleicht) produktiveren Zugriff auf das Gold zu bezahlen.⁷³

So groß die Verlockung der Goldsuche für die Kari'ña gegenwärtig auch sein mag, sie scheint nicht automatisch das Ende ihrer Subsistenzwirtschaft einzuläuten, wie dies in vielen ethnologischen Studien nahe gelegt wird, wenn die Auswirkungen von solchen massiven Erschließungsprozessen in indigenen Territorien erörtert wird (s. Gray 1997: 90ff.; Taussig 1980; Nash 1979). Gerade mit Blick auf die Auswirkungen so genannter *mining frontiers* (Hennessy 1978: 71-82) zeichnen ethnologische Studien im Allgemeinen ein düsteres Bild vom radikalen Kulturwandel indigener Lebensweisen (für einen Überblick ethnologischer Literatur zum Thema Bergbau s. Godoy 1985). So betont auch die Ethnologin Audrey Butt Colson in ihrer ebenso eindrücklichen wie beunruhigenden Studie über die Auswirkungen des Gold- und Diamantenbergbaus auf die Akawaio und Arekuna des Oberen Mazaruni im angrenzenden Guyana die ungemein kulturzerstörerischen Kräfte, die durch die Präsenz von Gold- und Diamantensucher mobilisiert worden sind (Butt Colson 1983). Der Bergbau, so zeigt sie in ihrer Studie, hat dort zu einem vollständigen Zu-

⁷² In ihrer Typologie des handwerklichen Goldbergbaus in Venezuela nach Lagerstätte und angewandter Technologie bezeichnet Schneider (2002: 133- 137) diese Form der Goldbergbaus als *minería de palas*, die heute in Venezuela allerdings keine allzu große Rolle mehr spielt. Ökonomisch bedeutsamer sind nach Schneider die drei anderen Typen des handwerklichen Goldbergbaus, der fluviale Bergbau mittels Flößen und Saugpumpen (*minería balseira*), der alluviale Bergbau unter Einsatz von Wasserstrahlpumpen (*minería bombera*) und der Stollenbergbau (*minería vetera artesanal*), der sowohl industriell als auch informell betrieben wird.

⁷³ Im Zuge der Auseinandersetzungen um Fangol wurde beispielsweise immer wieder auch die Idee diskutiert, einzelne Kari'ña in bestehende Arbeitsteams venezolanischer Bergleute zu integrieren, um die erforderlichen Arbeitstechniken erlernen. Während sich die *mineros* wenn auch mit einigen Bedenken und Auflagen dazu bereit erklärten, scheiterte der Plan am Widerstreben der Kari'ña. In Anbetracht ihrer Erfahrungen mit Nicht-Kari'ña dürfte dies Scheu wohlbegründet sein.

sammenbruch der indigenen Subsistenzwirtschaft geführt: neue Felder wurden nicht mehr gerodet und bestellt, die Produktion der Felder nahm ab und überteuerte, in die Region importierte Lebensmittel ersetzten lokal produzierte Nahrungsmittel, was unter den Indigenen zu ernsthaften Erscheinungen von Mangelernährung führte. Nicht minder gravierend schildert sie die Auswirkungen im sozialen Bereich, wo Butt Colson die Entstehung eines typischen "Goldgräber-Syndroms" ausmacht, das durch "Trinken, Spielen, Prostitution, verschwenderischen Lebensstil und von Zeit zu Zeit Gewalt" gekennzeichnet ist (Butt Colson 1983; zit. n. Colchester 1997: 68). Darüber hinaus wurden alte Werte und Traditionen des Teilens und der sozialen Kooperation durch monetäre Werte, Eigeninteressen und Misstrauen ersetzt (vgl. Mansutti 1981 und Cousins 1991 für ähnliche Entwicklungen bei den venezolanischen Pemon). Ähnliches galt auch für traditionelle Glaubensvorstellungen und Wissenspraktiken, die mehr und mehr verloren gingen, was die Abhängigkeit der Indigenen von der Gold- und Diamantensuche weiter erhöhte. Das Ergebnis war letztlich ein klassisches Entwicklungsparadox, bei dem steigende Einnahmen durch den Verkauf von Gold zu einem deutlich verschlechterten Lebensstandard der indigenen Bevölkerung geführt hatten (ebd.).

Viele der von Butt Colson aufgeführten Negativfolgen des Gold- und Diamantenbergbaus lassen sich ansatzweise auch bei den Kari'ña in der Region Bochínche ausmachen. Während Butt Colsons Beschreibung jedoch den Eindruck von einer umfassenden kulturellen Krise und einer radikalen Transformation wirtschaftlicher Lebensweisen aufkommen lässt, im Zuge derer innerhalb weniger Jahre eine 'traditionelle Moralökonomie' durch eine auf Eigeninteresse und Konkurrenz stützende 'monetär-kapitalistische' Wirtschaftsweise mit all ihren negativen sozialen Begleitfolgen verdrängt wird, erscheint mir eine solche Sichtweise mit Blick auf die Kari'ña zu einseitig.

Bei den Kari'ña können sehr unterschiedliche Reaktionen im Bezug auf Gold beobachtet werden. So gibt es Gruppen vor Ort, in denen die Goldsuche eine äußerste wichtige Rolle spielt. Viele vor allem der jüngeren Männer arbeiten hier regelmäßig und für längere Abstände in den oft entfernt liegenden Minen, während die Frauen mit den Kindern meist zu Hause bleiben und sich um die Felder kümmern. Dazu gehören beispielsweise die *comunidades* KM 50, Matupo und natürlich auch El Cansio und Prestamo, die am östlichen Ende der Stichstraße unweit des Minenorts Fangol liegen. Hier ist die Selbstidentifikation als *minero* unter den Kari'ña hoch, wie den von den lokalen Schulen durchgeführten Einwohnerzensen zu entnehmen war, bei denen nebst Namen, Alter und Geschlecht auch nach der *profesión*, dem Beruf, gefragt wurde. Die Kari'ña bevorzugen dabei bestimmte Regionen, wo sie, wie ich gehört habe, vergleichsweise unbehelligt von anderen *mineros* der Goldsuche nachgehen können. Beliebte Plätze zur Zeit meines Aufenthaltes waren beispielsweise der Minenort El León in der Nähe des Flüsschens Margerita im Norden der Sierra Imataca sowie die Minenorte Las Pavas und La Loca unmittelbar an der Grenze zu Guyana, alle etwa einem guten Tagesmarsch von den Siedlungen entfernt. In anderen Siedlungen wiederum, wie beispielsweise Botanamo, wo ich einen großen Teil meiner Zeit vor Ort

verbrachte, spielte die Goldsuche kaum eine nennenswerte Rolle. Nur ein paar Leute, darunter interessanterweise zwei jüngere, allein stehende Frauen, gaben an, in den vergangenen Jahren gelegentlich auf Goldsuche gegangen zu sein.

Eine Reihe von Faktoren sind für diese unterschiedliche Verhaltensweisen verantwortlich zu machen. Neben der geographischen Entfernung der Minenorte, wurden von den Kari'ña in Botanamo auch mangelnde Kenntnisse über die Goldarbeit, fehlende Kontakte und Gelegenheiten, sowie die insbesondere mit dem unterirdischen Stollenbergbau verbundenen Gefahren als Gründe für ihre Nicht-Beteiligung an der Goldökonomie genannt. Nicht ohne Einfluss sind auch kulturelle Wertvorstellungen. So mache es nach Meinung vieler der von mir befragten Kari'ña in Botanamo keinen Sinn, nach Gold zu suchen, wenn das Gold zum großen Teil wieder für Nahrungsmittel eingetauscht werden müsse, d.h. für Dinge ausgegeben wird, die 'umsonst' zu haben sind bzw. selbst produziert werden können.⁷⁴ In der Tat lässt sich nämlich genau dies in einigen der *comunidades* in der Region beobachten. Ähnlich wie Butt Colson in ihrer Studie feststellt, lässt sich unter den Kari'ña als Folge ihres wachsenden Engagements in der Goldökonomie eine Tendenz zur Vernachlässigung ihrer Subsistenzbasis ausmachen. Besonders deutlich war dieser Prozess in den nahe von Fangol gelegenen *comunidades* Juan Cansio und Prestamo zu erkennen, wo einige der Familienhaushalte zeitweilig kein 'produktives' Maniokfeld besaßen. Der Mangel an diesem grundlegenden Nahrungsmittel bedeutete, dass diese Familien darauf angewiesen waren, sich von den völlig überbewerteten Lebensmitteln wie Nudeln, Reis und Konserven aus den kleinen Lebensmittelläden in den Minen zu ernähren, welche sie gelegentlich mit erbeutetem Jagdwild zu ergänzen versuchten.

Die wenigsten Kari'ña verlassen sich jedoch ausschließlich auf die Goldsuche, die bei allem nachgesagten Gespür für Gold, wie sie gelernt haben, immer auch ein Glücksspiel ist, bei dem der tägliche Ertrag keineswegs garantiert ist. Für die Kari'ña, die keinerlei Ersparnisse und/oder Vorräte besitzen, bedeutet "nichts zu haben, am Ende eines harten Arbeitstages der Graberei und Wühlerei [...], dass sie besser ein Feld im Rückhalt haben" (Forte 1999a: 75). Bei allen Veränderungen, die der Goldboom bei den Kari'ña diesseits wie jenseits der Grenze auslöst, versuchen doch die meisten zumindest ihre Bittermaniokfelder weiter zu kultivieren. In diesem ganz fundamentalen Sinne bleiben sie damit eine "intakte Waldkultur", wie Forte (ebd.) schreibt. Dies gilt wohl noch mehr für die Kari'ña in der Region Imataca auf der venezolanischen Seite, die soweit ich dies nach einem kurzen Feldtrip ins benachbarte Guyana beurteilen kann, nicht ganz so stark von der

⁷⁴ Das Gold wird von den Kari'ña offensichtlich nur in bestimmten Kontexten als ein akzeptiertes Tauschmittel gesehen. Es besitzt nicht den Charakter eines wertneutralen universalen Tauschmittels wie Geld in unserer modernen, westlichen Warengesellschaft. Vielmehr werden moralische Unterscheidungen zwischen einer angemessenen und unangemessenen Verwendungsweise dieses Tauschmittels getroffen, wobei eine deutliche Grenze zwischen dem Anbau und Tausch von Subsistenzgütern und dem Kauf von Waren gezogen wird. Ähnliche Beispiele solcher Grenzziehungen und unterschiedlicher Bewertungsmaßstäbe von 'Geld' sind von Ethnologen wiederholt beschrieben worden (s. u.a. Parry/Bloch 1989; vgl. a. Röbner 1999: 190-191).

Goldsuche eingesogen werden, wie ihre Verwandten jenseits der Grenze. Die Basisversorgung der meisten Kari'ña-Haushalte wird in Imataca weiterhin über das Feld (*mañña*), die Jagd (*vataarono*) und den Fischfang (*vootoppko to'no*) bestritten.

Zwar lassen sich gerade mit Blick auf die Größe und den Zustand der Felder sowie die Palette der Anbauprodukte deutliche Schwankungen zwischen einzelnen Haushalten bzw. Familiengruppen erkennen. So lässt sich besonders unter den Familiengruppen, die sich stark in der Goldökonomie betätigen, eine Tendenz zur Vernachlässigung und zur abnehmenden Sorgfalt in der Kultivierung ihrer Felder feststellen. Soweit möglich versuchen die Familien zwar zumindest dafür zu sorgen, dass essenzielle Nahrungsprodukte wie vor allem Bittermaniok (*küdere*) und *Yucca* (*yupuo*), eventuell auch Mais (*avajshi*) und *Ñame* (*Pirijsha*) in ausreichenden Mengen angebaut werden, dazu vielleicht noch die eine oder andere Pflanze, die wenig Pflege bedarf. Über die längere Abwesenheit kann es jedoch schon einmal vorkommen, dass der Zeitpunkt für das Roden und Brennen eines *mañña aseerü*, eines neuen Feldes versäumt wird, die in der Trockenzeit in den Monaten Februar, März und April angelegt werden müssen, um rechtzeitig zu Beginn der Regenzeit Ende Mai kultiviert werden zu können. Ein solches Versäumnis kann dann schon gelegentlich zu Engpässen in der subsistenten Versorgung führen, zumal gerade Mais, Tabak und Melonen beispielsweise nur auf einem neu gebrannten Feld gut gedeihen. In akuten Notsituationen suchen die Familien oft Standorte alter, aufgegebener Felder auf, die so genannten *mañña-rüjpo*, wo meist immer noch eine Reihe von Früchten und Knollen aufgestöbert werden können.

Im Allgemeinen versuchen die Kari'ña jedoch eine subsistente Grundversorgung beizubehalten, die nicht zuletzt in ihrem Widerstreben begründet liegt, sich vollständig in die Abhängigkeit des Goldes zu begeben. Dies kann einerseits als eine Strategie der Risikoverminderung im Kontext einer wachsenden Einbindung in die regionale Goldökonomie gesehen werden. Andererseits hat dieses Festhalten der Kari'ña an noch so elementaren Praktiken der Waldnutzung eine beträchtliche identitätsstiftende Bedeutung, die es den Kari'ña bei aller sozialen Anomie ermöglicht, ein erstaunlich starkes Gefühl ethnischen Selbstbewusstseins aufrecht zu erhalten. Gerade in dieser Kontinuität ihrer engen Beziehung zur Umwelt verschafft sich eine bemerkenswerte kulturelle Widerständigkeit Ausdruck. Die Fähigkeit, unter widrigen Bedingungen in und vom Wald überleben zu können, wird von vielen Kari'ña auch heute noch hoch bewertet. Ein "richtiger Amerindian", gab mir einmal Rinaldo Díaz, ein etwa dreißigjähriger Kari'ña-Mann aus Botanamo, auf unserem mehrtägigen Fußmarsch nach Guyana zu verstehen, "weiß von dem Wald zu leben, weiß welche Pflanzen und Tiere im Wald wie zu nutzen sind, um im 'Busch' zu leben"⁷⁵. Als Beispiele

⁷⁵ Rinaldo Díaz war gemeinsam mit zwei Brüdern Ende der 1980er Jahre von Guyana nach Venezuela migriert. Gemeinsam mit ihm und einem seiner Brüder unternahm ich im Juli 1997 eine mehrtägige Fußwanderung nach Guyana, wo wir Eltern, zurückgebliebene Geschwister und Verwandte besuchten. Die Gespräche auf unserer Reise wurden in der Regel in Englisch geführt, daher hier auch die Verwendung des Begriffs *Amerindian* (s. a. Kap. II.4.3).

besonderer Fähigkeiten in diesem Zusammenhang nannte er das Feuermachen und die Gewinnung von Salz aus bestimmten Pflanzen. Solche speziellen Kenntnisse gingen jedoch auch bei den Kari'ña immer mehr verloren, nur ein paar der älteren Männer der *comunidad* kannten viele solcher alter Praktiken heute noch. Sich selbst bezeichnete er in diesem Zusammenhang als *mixed child*, womit er einerseits wohl auf seinen quasi kindlichen Wissens- und Entwicklungsstand in Dingen des *bushlife* anspielen wollte. Andererseits wollte er damit auch seine eigene kulturelle Hybridität betonen, die sich für ihn vor allem in seiner Abhängigkeit von Waren und Gegenständen der venezolanischen Gesellschaft manifestierte. Gemessen am Ideal eines 'richtigen Indios' jedenfalls bedeutet dies letztlich ein Stückweit die Preisgabe seiner Autonomie und Unabhängigkeit.

Dies könnte zunächst wie eine romantische Einlage eines Indigenen gegenüber einer dafür aufgeschlossenen Ethnologin klingen, wären da nicht gleichzeitig die allgegenwärtigen Zeichen sozialer Auflösung und Krise bei den Kari'ña, die einem romantische Anklänge geradezu absurd erscheinen lassen. Schließlich ist die heutige isolierte Lebensweise der Kari'ña bereits vielfach "Produkt des expansionistischen Staates" (Adams 1982: 172). Wohl mag sich die Geschwindigkeit des Wandels und die Intensität gegenwärtiger Erschließungsprozesse erhöht haben, zumal wenn man die gleichzeitige Transformation der Landschaft durch die Holzfirmen in Betrachtung zieht, die Diesseits und jenseits der Grenze riesige Waldgebiete zur Holznutzung zugesprochen bekommen haben (s. Kap. II.4). Die Kari'ña leben und suchen weiter nach Gold in den kleinen Nischen und Zwischenräumen ihres Territorium, Seite an Seite mit venezolanischen Goldsuchern, illegalen Brazilianern und Kolumbianern, lokalen und transnationalen Bergbauunternehmen. Die Kari'ña haben die bisherigen Zyklen des 'realen Goldfiebers' überstanden, wohl sogar besser überstanden als die phantastische Identifikation ihres Lebensraums mit dem *El Dorado*. Wie die Ethnologin Jeanette Forte (1999a: 77) mutmaßt, dürfte die Chancen groß sein, dass die Kari'ña auch den gegenwärtigen Boom um Gold irgendwie überstehen werden, fraglich sei nur wie und zu welchem sozialen Preis.

II.2 Gummi – die gescheiterte Kolonisierung

"The jefes say if they cannot make
the Indians work for money they must
make them work through fear"
Vicki Baum (1945: 205)

In diesem Kapitel geht es um eine Ressource, die in venezolanischen Ausfuhrstatistiken des frühen 20. Jahrhunderts weit oben auf der Rangskala der Exportgüter auftaucht. Bei dem Produkt handelt es sich um Gummi, genauer gesagt, um eine spezifische Wildgummiart. Sie wurde unter dem Namen *Balata* geführt und stellte neben dem (Hevea-)Kautschuk eine zweite wichtige Handelsklasse südamerikanischen Naturgummis dar. Obgleich *Balata* und Kautschuk also einen ganz ähnlichen Rohstoff beschreiben, und beide Namen offenbar auch auf indianische Wörter zurückgehen, ist Kautschuk der weitaus geläufigere und bekanntere Ausdruck in diesem Zusammenhang. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass 'Kautschuk' im allgemeinen Sprachgebrauch heute als Synonym bzw. Oberbegriff für alle Typen von Naturgummi Verwendung findet. Der Name Kautschuk geht ursprünglich auf das indianische Wort *caa-o-chú* oder *cahutchu* zurück. Nach Berichten des französischen Naturforschers Charles Marie de la Condamine, der diese elastische Substanz bereits Mitte des 18. Jahrhunderts mit wissenschaftlichen Berichten und Proben in Europa bekannt machte, benannten so die Indianer des amazonischen Tieflandes einen außergewöhnlichen Baum, aus dessen Milch sie, wie er ebenfalls erwähnt, vielfältige und nützliche Dinge herzustellen wussten (vgl. Iribertegui 1987: 125). Über das französische Wort *caoutchouc* wurde dann das deutsche Wort Kautschuk geformt – so jedenfalls besagt es die gängige Herkunftsgeschichte dieses Begriffs.

Die Bedeutung des indianischen Wortes *caa-o-chú* wird von Autoren, die sich mit der Geschichte dieser Ressource in Südamerika befassen, mit "weinendes Holz" oder "der Baum, der weint" wiedergegeben.⁷⁶ Falls die Indianer Amazoniens damit ursprünglich auf die milchige Substanz anspielten, die beim Anritzen der Rinde wie Tränen aus den Bäumen zu fließen begann, so hat das Bild der Tränen spätestens während des Kautschukbooms in Südamerika eine zweite Bedeutung erhalten. Heute symbolisiert das Bild vom 'weinenden Baum' auch oder gerade die Verbrechen und die ungeheuerlichen Grausamkeiten, die an der indigenen Bevölkerung in der Zeit des Kautschukbooms in Südamerika (und Afrika) begangen wurden. Trotz der nur vergleichsweise kurzen Dauer dieses extraktiven

⁷⁶ Zur Popularisierung dieser Übersetzung hat die österreichisch-amerikanische Schriftstellerin Vicki Baum mit ihrem erfolgreichen Roman *The Weeping Wood* beigetragen. In dem Roman, der 1943 in englischer Sprache erschien, hat die Autorin, wie sie in der Einleitung schreibt, "den Versuch unternommen, die Geschichte des Kautschuks als Sozialgeschichte zu schreiben. Was die Menschen mit dem Kautschuk gemacht haben, interessanter aber: was der Kautschuk mit den Menschen gemacht hat" (Baum 1945: vii, Üs: MG). U.a. beschreibt sie darin die Terrorisierung und das Leid der indianischen Bevölkerung. Auf Deutsch erschien der Roman u.a. unter dem Titel 'Cahuchu. Der Strom der Tränen' (Frankfurt/M.: Büchergilde Gutenberg, 1952).

Ressourcenbooms in Amazonien waren die Folgen nach Einschätzung von Historikern und Anthropologen für viele indigene Gruppen in den Kautschukgebieten dramatisch. So kommt etwa Iribertegui in seiner Studie über die Kautschukgewinnung im Süden Venezuelas zu dem Schluss, dass die "Exploitation von Kautschuk unter den Ethnien der Region einen Akkulturations- und Vernichtungsprozess in Gang setzte, der sogar jenen, der während der Kolonialzeit ausgelöst wurde, überstieg" (Iribertegui 1987: 440).

Bei Balata, oft auch Balatá geschrieben, handelt es sich ebenfalls um eine Substanz, die der Kategorie 'Naturgummi' oder genauer: der Klasse der latexartigen Naturstoffe zugeordnet werden kann. Wie der (Hevea-)Kautschuk wird auch das Balata aus dem Milchsaft bestimmter tropischer Baumarten gewonnen. Es sind große, stattliche Bäume, die durch ein üppiges Kronendach beeindruckend und in der Region nicht selten anzutreffen sind. Der Baum, der – wie mich die Kari'ña unterrichteten – im lokalen, venezolanischen Sprachgebrauch gemeinhin als *purguo* bekannt ist, war für mich zunächst nur eine Ressource unter vielen, die von den Kari'ña aus den umliegenden Wäldern genutzt werden. Die Kari'ña bezeichnen den Baum als *Parajta*, was die sprachliche Verwandtschaft zu Balata erkennen lässt.⁷⁷ Nützlich ist ihnen der Baum auf verschiedene Weise. Einmal schätzen sie das harte und offenbar sehr widerständige Holz als Baumaterial für ihre Häuser (vgl. dazu a. Kap. II.4.1), zum anderen dient ihnen die latexartige Milch als Dichtungsmaterial und Klebstoff für ganz verschiedene Zwecke, etwa um Löcher in ihren Gummistiefeln, Flaschen oder Planen abzudichten, oder auch bei der Jagd nach Papageien, die mit Hilfe des Klebstoffs an die Bäume 'geleimt' werden und so lebendig gefangen werden können (vgl. a. Civrieux 1974a: 164). Nicht zuletzt liefert der Baum essbare und durchaus schmackhafte Früchte, die von den Kari'ña gerne zum Verzehr gesammelt werden.⁷⁸ Darüberhinaus wird in Quellen erwähnt, dass der Milchsaft des Baumes früher von indianischen Gruppen mit Wasser verdünnt auch getrunken wurde (vgl. Clouth 1899: 214; Schmidt/Marcus 1943: 474). Die Purguobäume sind häufig relativ leicht identifizierbar, da viele der Bäume kreuzweise Einkerbungen aufweisen, die auf eine frühere Nutzung des Milchsaftes hinweisen (Feldnotizen, 23.03.1997).

Balata gehört zu den Ressourcen, die die Koproduktion von ökonomischen Entwicklungen und kulturellen Zuständen bei den Kari'ña in der Region Imataca wesentlich geprägt haben. Die Auswirkung dieses Ressourcenbooms in der Ethnohistorie der Kari'ña genau zu ermitteln, ist dennoch nicht einfach. Das Erstaunliche in diesem Zusammenhang ist bzw.

⁷⁷ Dies wird u.a. von Goslinga (1990: 489) bestätigt, der über Balata in Surinam schreibt: "Its popular name comes from the Caribs: balata."

⁷⁸ Die lokale Bezeichnung *purguo* wird, so sei hier vorweg angemerkt, allerdings für verschiedene Baumarten der gleichen Gattung verwendet. Die Balata-liefernden Bäume gehören allesamt der Gattung *Manilkara* an, die nach der botanischen Systematik wiederum der Familie der Sapotaceen zugeordnet werden. So stammen die Früchte sehr wahrscheinlich von dem Baum *Manilkara elata* (in anderen Regionen auch unter dem Namen Massarandu bekannt), während das Produkt Balata überwiegend aus der Milch der *Manilkara bidentata* gewonnen wurde. Auf die Eigenschaften der Ressource und die Schwierigkeiten ihrer wissenschaftlichen Klassifikation wird an anderer Stelle des Kapitels noch gesondert eingegangen.

war, das in Venezuela so gut wie nie über diese Zeit des Balatabooms gesprochen wurde, und das obwohl der angestammte Siedlungsraum der Kari'ña in den Wäldern der Sierra Imataca einst das wichtigste Gewinnungsgebiet für Balata in Venezuela war. Gerade auch im Kontext der umweltpolitischen Auseinandersetzungen um die Forstreserve Imataca, die in den letzten Jahren verstärkt die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Region lenkte, wurde meines Wissens nie auf die Geschichte der Ressource Balata Bezug genommen, einer Ressource, die in den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts das ökonomische Geschehen in der Region um Tumeremo wesentlich bestimmte und auch im angrenzenden Britisch-Guiana große wirtschaftliche Bedeutung besaß. Dies ist umso verwunderlicher, als die Geschichte des Goldbergbaus in Guayana, die mit den Goldfunden am Yuruari und dem später berühmten Minenort El Callao Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Auftakt nahm (vgl. Kap. II.1.2), in diesem Zusammenhang sehr häufig öffentlich in Erinnerung gerufen wurde. Im Gegensatz zum Gold stellt die Zeit des Balatabooms heute offenbar kein Thema des öffentlichen Diskurses dar, obgleich beide Ressourcen nicht nur in der gleichen Region gewonnen wurden, sondern ihre Geschichte sich auch zeitlich überlappt.

Der unterschiedliche Status dieser beiden Ressourcen in der Erinnerung der historischen Entwicklung von Guayana mag zum einen damit zusammenhängen, dass die eine Ressource, Gold, bis heute eine wichtige Rolle in der Wirtschaft der Region Guayana spielt. Balata hingegen büßte ähnlich wie der Wildkautschuk Amazoniens mit dem Aufkommen der asiatischen Plantagenökonomie und der Entwicklung synthetischer Ersatzstoffe spätestens nach dem zweiten Weltkrieg seine (welt-)wirtschaftliche Bedeutung ein. Heute besitzt Balata allenfalls noch lokal einen begrenzten Gebrauchswert. In einigen Gegenden von Guyana haben sich darüber hinaus indigene Gruppen mit handwerklich sehr kunstvollen Miniaturfiguren und -objekten, die sie aus Balata herstellen und an Touristen verkaufen, eine neue Marktnische geschaffen.⁷⁹ Über diese lokalen Vermarktungsansätze hinaus spielt Balata als Ressource heute jedoch keine größere wirtschaftliche Rolle mehr, jedenfalls nicht mehr in Form von 'Gummi'; das Holz der Balata-Bäume wird sowohl auf guyanischer Seite, wo der Baum unter dem Namen *Bullet-tree* bekannt ist, wie auf venezolanischer Seite kommerziell genutzt. Produktion und Export von Balata-Holz sind in Guyana in den letzten Jahrzehnten allerdings stetig zurückgegangen (Sizer 1996: 33). Auf venezolanischer Seite steht das Holz derzeit an dritter Stelle der genutzten Arten in den Holzkonzessionen (Bevilacqua et al. 2002: 98).

⁷⁹ Hauptakteure dieser als *Nappi Balata Crafts* bekannten indigenen Kunst sind die Makushi-Indianer aus den Kanukubergen im Landesinneren Guyanas, nach deren Siedlung Nappi die mittlerweile auch in anderen Regionen Guyanas boomende amerindianische Balatakunst benannt ist. Seit 1994 unterstützt die internationale Umweltschutzorganisation *Conservation International* die Herstellung und Vermarktung dieser Kunst im Rahmen ihrer Regenwaldkampagne, die konzeptionell insbesondere auf die Förderung alternativer Märkte und nachhaltiger Regenwaldprodukte setzt (Starbroek News 22.04.2002; vgl. a. Colchester 1997). Nähere Informationen zu diesen Projekten finden sich im Internet (z.B. http://oneworldprojects.com/products/nappi_main.shtml), wo man sich auch einen bildlichen Eindruck von den Balatafiguren und Kunstobjekten der Makushi aus Guyana machen kann.

Eine hinreichende Erklärung für den unterschiedlichen Status, den die Ressourcen Gold und Balata im kollektiven Gedächtnis Venezuelas innezuhaben scheinen, liefert die gesunkene ökonomische Bedeutung jedoch kaum. Eine abschließende Erklärung wird wohl auch das folgende Kapitel schuldig bleiben müssen, da meine Annäherung an die Ressource Balata selbst fragmentarisch bleibt. Sie ist als Rekonstruktion einer doppelten Leerstelle zu begreifen, doppelt insofern, als sich die Leerstelle im vorliegenden Zusammenhang nicht nur auf das bezieht, was man 'Balata als Diskurs' bezeichnen könnte, sondern auch auf den Stoff und das Material selbst, aus dem normalerweise solche Geschichten und Diskurse gebaut sind.

Die Rekonstruktion dieser Ressourcengeschichte erfolgt in vier Teilen. Im ersten Teil (II.2.1) werde ich zunächst knapp auf die Probleme und Implikationen eingehen, die sich in methodischer Hinsicht aus dieser Leerstelle ergeben haben. Der zweite Teil (II.2.2) beleuchtet die wirtschaftlichen Vorgänge und Entwicklungen in der Region Imataca im unmittelbaren Vorfeld der Ende des 19. Jahrhunderts beginnenden Balata-Ära. Im Kern dieser regionalen Entwicklungen stehen Konzessions- und Kolonisierungsprojekte von gigantischen Ausmaßen, die an ausländische Investoren, vor allem aus den Vereinigten Staaten, mit dem Auftrag vergeben wurden, die Entwicklung und Kolonisierung dieser unerschlossenen und 'zivilisationsfernen' Naturräume im Osten und Süden Venezuelas herbeizuführen. Diese Konzessionen setzen nicht nur die territorialen und ideologischen Rahmenbedingungen, innerhalb deren sich die Gewinnung von Balata entfaltet, sondern zeichnen auch spätere staatliche Versuche vor, diesen Raum zu erschließen. Sie werden daher entsprechend ausführlich an dieser Stelle behandelt, auch schon im Blick voraus auf die Holzkonzessionen, die im selben Gebiet in den letzten Jahrzehnten eingerichtet wurden (vgl. Kap. II.4.2).

Im dritten Teil (II.2.3) rückt die eigentliche Boomzeit der Ressource Balata von 1895 bis 1935 in den Mittelpunkt der Betrachtung. Ausgehend von einer Beschreibung der Ressource und ihrer Verbreitungsgebiete, werden Verlauf und Umfang des Handels mit diesem Rohstoff in Venezuela nachgezeichnet, sowie das komplexe Geflecht von Akteuren, Interessen und Beziehungen analysiert, welches Gewinnung und Handel von Balata in Venezuela strukturierte. Im Anschluss daran werden die Gewinnungsmethoden vor Ort einer genaueren Betrachtung unterzogen, die zunächst vor allem in ökologischer Hinsicht gravierende Folgen zeitigten.

Im vierten und letzten Schritt (II.2.4) wird nach den Folgen der Balatagewinnung für die indigene Bevölkerung in Venezuela gefragt. Die meisten Hinweise zur Situation der Indigenen während der Kautschukära in Venezuela finden sich für das *Territorio Amazonas* im Süden Venezuelas. Hier kam es wohl auch zu den schlimmsten Exzessen und Grausamkeiten, die während der Balatazeit in Venezuela an der indigenen Bevölkerung begangen wurden. Wie es den Kariña in der Sierra Imataca während des knapp vierzigjährigen Balatabooms erging, ist schwieriger zu beantworten, da es dazu in der vorhandenen Literatur kaum direkte Äußerungen gibt. Eine Rekonstruktion ist daher

auf Indizien, Analogien und Vermutungen angewiesen. Dabei wird zunächst das System der Schuldknechtschaft diskutiert, das gemeinhin als einer der Schlüsselmechanismen gilt, die zur Unterdrückung und Ausbeutung der Gummizapfer geführt hat. Gerade jüngere Studien zum Kautschukboom in Amazonien kommen hier zu einem differenzierten Bild wechselseitiger Abhängigkeiten, so dass die Frage nach den Arbeitsbedingungen der Zapfer in der Kautschukgewinnung ebenso wenig pauschal beantwortet werden kann, wie die Frage nach ihren Folgen für die indigene Bevölkerung. Doch lassen sich indirekt unter Einschluss dieser Erfahrungen und der Berichte aus angrenzenden Regionen gewisse Vermutungen über die Auswirkungen der Balataproduktion auf die Indigenen plausibel machen. Hierzu können auch die wenigen literarischen Zeugnisse der Kautschuk- bzw. Balata-Ära in Venezuela herangezogen werden. Zum einen spielt der berühmte, 1924 erstmals erschienene Roman des Kolumbianers José Eustasio Rivera (1889-1928), *El Vorágine* (dt.: Der Strudel), auf die dramatischen Ereignisse zur Zeit des Gummibooms im südwestlichen Venezuela an. Von seinen geographischen Bezügen noch relevanter ist der Roman *Canaima* von Rómulo Gallegos (1884-1969), einem der bedeutendsten venezolanischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts.⁸⁰ Erschienen 1935 – also zu einer Zeit, als sich der Niedergang dieser Ressource bereits deutlich abzeichnete – beinhaltet der Roman einige Schilderungen der Arbeit der *balateros*, der Balatazapfer, die auch in der literarischen Verarbeitung noch gewisse Rückschlüsse auf die Situation der indigenen Bevölkerung in den Balatawäldern der Sierra Imataca erlauben.

II.2.1 Annäherungen an Balata: die Rekonstruktion einer Leerstelle

Die historische Dimension des Themas und seine Vernachlässigung sowohl in der wissenschaftlichen Literatur wie in den aktuellen venezolanischen Debatte über die Region machte es erforderlich, vielfältige Quellen an unterschiedlichen Orten zu erschließen. Dank der freundlichen Unterstützung venezolanischer Kollegen erhielt ich Zugang zu mir besonders relevant erscheinenden Artikel und Materialien aus Beständen der venezolanischen Nationalbibliothek. Auch in der Fülle von Büchern, Berichten und Dokumenten, die von weiteren Kollegiaten und Kollegiatinnen des DFG-Graduiertenkollegs in Venezuela gesammelt wurden, fanden sich vereinzelt wertvolle Informationen zu diesem Rohstoff. Als brauchbare Quelle erwiesen sich darüber hinaus landeskundliche Führer und wissenschaftliche Expeditionsberichte aus der Zeit (so u.a. Morisse/Laffitteau 1901; Bürger 1922; Sievers 1921; Hanson 1933). Daneben waren Recherchen insbesondere im Hamburger Weltwirtschafts-Archiv (HWWA) ergiebig, nicht nur in Fragen des Handels von Balata (Ausfuhrstatistiken, Handelsvolumen, Produktqualitäten etc.), sondern auch im Blick auf die deutsch-venezolanischen Wirtschaftsbeziehun-

⁸⁰ Die Bedeutung von Rómulo Gallegos für die gesamte lateinamerikanische Literatur zeigt sich heute u.a. daran, dass der wichtigste hispanoamerikanische Literaturpreis seinen Namen trägt.

gen, die in diesem Zusammenhang eine führende Rolle spielten. Schließlich bot sich schließlich die Gelegenheit, die wissenschaftliche Bibliothek des *New York Botanical Garden* zu nutzen, deren Archiv- und Manuskriptbestand die persönlichen Papiere des britischen Wirtschaftsbotanikers Llewelyn Williams (1901-1980) umfasst. Williams war eine Koryphäe auf dem Feld der latex- und gummiproduzierenden Tropengewächse und führte im Laufe seiner Karriere intensive botanische Feldstudien in Venezuela durch. Unter den zahlreichen unveröffentlichten Manuskripten, Forschungsberichten, Karten und photographischen Materialien fand sich eine Reihe interessanter Dokumente zur Balatagewinnung in Venezuela, die bei der Rekonstruktion dieses Ressourcenfeldes in Venezuela in hohem Maße behilflich waren. So hinterließ Williams beispielsweise sehr detaillierte Ausführungen zu Eigenschaften, Gewinnungsmethoden, Verteilung und Bestandsdichten von Balata bzw. Balata-Bäumen, sowie ein längeres Manuskript zur "Geschichte des Balata"⁸¹ in Venezuela und Britisch-Guiana.

Diese Quellen erwiesen sich nicht für alle Aspekte und Fragen gleichermaßen ergiebig. Es blieben Löcher und Risse in der Rekonstruktion, deren Bereinigung einer systematischeren Aufarbeitung des Themas harrt (Grimmig, i.V.). Gerade mit Blick auf die Rolle der indigenen Bevölkerung in den Balatagebieten Guayanas blieben Fragen offen. Für viele indigene und ortsansässige Bevölkerungsgruppen in den verschiedenen Kautschukregionen der Welt erwies sich die Gewinnung dieses Rohstoffs bekanntermaßen als eine Zeit der Gefahren, des Leids und stellenweise sogar des Terrors und der Grausamkeit. In Teilen Amazoniens wurden die Indigenen unter extrem repressiven Bedingungen zur Arbeit in den Kautschukgebieten gezwungen, systematisch terrorisiert und z.T. gefoltert. Ganze Familien fanden sich in den Knebeln des vielerorts etablierten Systems der Schuldknechtschaft wieder, das Sklaverei-ähnliche Züge tragen konnte. In manchen Regionen nahmen diese sozialen Missstände Ausmaße und Formen an, die nach ihrem Bekanntwerden für einen öffentlichen Skandal in Europa und den USA sorgten und Antisklaverei- und Menschenrechtsgruppen wie etwa die britische *Aborigines Protection Society* auf den Plan riefen. Eine Region, die es in diesem Zusammenhang zu besonders unrühmlicher Bekanntheit brachte, war das obere Putumayogebiet⁸² an der Grenze zwischen Peru, Kolumbien und Ecuador, woher der am besten dokumentierte Fall von Gräueltaten stammt, die während der Zeit des Gummibooms an der indigenen Bevölkerung begangen wurden. Ganz ähnliche Verbrechen

⁸¹ Williams, Llewelyn: History of Balata. Unveröffentlichtes Manuskript, o.J. [1950er?] In: Personal Papers of Llewelyn Williams, NYBG, Box 5, Series 2: Manuscripts & Typescripts.

⁸² Einschlägige Quellen im Fall Putumayo sind die Augenzeugenberichte von Walter E. Hardenburg (1912), einem US-amerikanischen Ingenieur und Abenteurer, der 1907 mit einem Begleiter in diese entlegene Ecke Amazoniens kam und mit seinen Enthüllungen die schrecklichen Zustände in Putumayo an die Öffentlichkeit brachte, sowie der über 130 Seiten starke Bericht, den Sir Roger Casement als Vorsitzender der Untersuchungskommission, die nach Publikwerden der Verbrechen an der indigenen Bevölkerung im Putumayo eingerichtet worden war, verfasste und der 1913 als offizielles *blue book* zum Fall Putumayo erschien (Casement 1913). Darüber hinaus haben sich eine Reihe von Ethnologen und Historikern in der jüngeren Zeit mit diesem Fall befasst. Bekannt geworden sind hier v.a. Michael Taussigs Arbeiten (1987; 1984); s. aber auch Hvalkof (2000); Stanfield (1998); García Jordon (1993); Collier (1968), um nur einige der wichtigeren zu nennen.

und Schreckenstaten im Zusammenhang mit der Exploitation von Kautschuk wurden aber auch aus Belgisch-Kongo bzw. dem Freistaat Kongo während der Herrschaft des belgischen Königs Leopolds II. bekannt, einem Despoten, der Ressourcen und Menschen des Landes rücksichtslos ausbeuten ließ (ausführlich dazu: Hochschild 2000; vgl. a. Italiaander 1964). Vor allem aber auf die Ereignisse im südamerikanischen Putumayo wird in diesem Kapitel noch zurückzukommen sein.

Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach den Auswirkungen und Folgen der Balataökonomie in Imataca für die dort ansässige indigene Bevölkerung natürlich von besonderer Brisanz. Die meisten Quellen machen dazu bestenfalls spärliche und beiläufige Angaben, deren Bedeutung sich erst im größeren Zusammenhang erschließen lässt. Viele weisen cursorisch auf die Bedeutung der indigenen Arbeitskraft bei der Gewinnung von Balata hin, und häufig wird gerade die Frage der Arbeitskräfte als eine problematische Angelegenheit in der Balataindustrie gewertet, denn die Gewinnung von Balata war und blieb im Grunde eine primitive, ausgesprochen arbeitsintensive Sammelwirtschaft.⁸³ Daher überrascht es wenig, dass angesichts der oft sehr peripheren Lage der Produktionsstätten und einer rapide wachsenden Nachfrage nach diesem Rohstoff die Arbeit leicht zum Engpass im Produktionsprozess von Balata werden konnte. Die Rekrutierung und Kontrolle ausreichender und zuverlässiger Arbeitskräfte war wohl immer wieder ein Problem für die Kautschukunternehmer (u.a. *India Rubber World* 1903, 27 [6]: 185).

Wie die Lage der Kari'ña in der Zeit des Balata konkret aussah (d.h. wieviele Kari'ña als *balateros* arbeiteten, unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen) kann aus dem vorhandenen Quellenmaterial jedoch nur unvollständig rekonstruiert werden. Wie bereits oben angesprochen, können unter Berücksichtigung von Berichten und Erfahrungen aus anderen Regionen innerhalb wie außerhalb Venezuelas sowie literarischen Verarbeitungen dieser Zeit gewisse Rückschlüsse auf die Situation in Imataca gezogen werden. In Anbetracht der extremen Ausbeutung, Gewalt und Grausamkeit, die das System der Gewinnung von Kautschuk vielerorts hervorbrachte und die nach dem politischen Selbstverständnis der 'befreiten' Länder in Südamerika eigentlich einen prekären Rückfall in die Barbarei darstellen musste, liegt die Vermutung nahe, dass hier auch ein Schlüssel liegen könnte, der uns bei der Suche nach einer Erklärung für die spezifische venezolanische Politik der Erinnerung dieser Zeit weiterhelfen könnte.

Den 'Rückfall in die Barbarei' erklärt Hvalkof (2000: 100) am Beispiel der Verbrechen in Putumayo aus "der spezifischen politischen Ökologie der Kautschukgewinnung". Die

⁸³ Für Weinstein (1983: 9ff.) setzt der zunächst frappierende Gegensatz zwischen einer hoch entwickelten Gummiwarenindustrie in den europäischen Metropolen und einer vorkapitalistischen Produktion in den Peripherien Südamerikas ein bekanntes historisches Muster in den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Metropolen und Kolonien fort, wenn auch hier der Gegensatz zwischen den Produktionssystemen besonders ausgeprägt war. Seit Beginn der europäischen Kolonisation bildeten Sammelexpeditionen den Grundstein wirtschaftlicher Produktion in Amazonien, wo extractive Ressourcenökonomien bis heute das wirtschaftliche Leben der Region bestimmen.

politische Ökologie umfasst für ihn dabei das System politischer und ökonomischer Kontrolle, die spezifischen Arbeitsbedingungen, die globalen und die nationalen Wirtschaftsinteressen ebenso wie Typen, Verteilung und Eigenschaften der Kautschukbäume, sowie auch den Aspekt regionaler Geopolitik. Eine ganz ähnliche Faktorenkonstellation charakterisiert auch die damalige Situation in der Region Imataca, wo ebenfalls internationale Wirtschaftsinteressen, nationalstaatliche Geopolitik und ein aktueller Grenzkonflikt mit der Materialität der Ressource Balata und spezifisch räumlichen Symbolisierungen zusammentrafen. Dieses Zusammenspiel, so die These vorweg, lässt den Nexus zwischen (national-)staatlicher und wirtschaftlicher Durchdringung der Region sehr prekär werden. Nun aber zum eigentlichen Anliegen des Kapitels: der Rekonstruktion der Geschichte der Ressource Balata in Imataca.

II.2.2 Konzessionsprojekte im ausgehenden 19. Jahrhundert

Erste Beschreibungen des Balatabaums in den Guianas und Venezuela sind schon aus dem 17. und 18. Jahrhundert überliefert (vgl. Williams o.J.: History of Balata: 1). In diesen frühen Ausführungen zum Balatabaum oder *bullet-tree* wird vor allem die gute Qualität seines Holzes hervorgehoben, ein hartes und offenbar sehr witterungsbeständiges Holz, das insbesondere für öffentliche Bau- und Konstruktionszwecke vielfach Verwendung fand. So wurden später aus dem Holz auch die Schwellen von Eisenbahngleisen angefertigt (ebd.: 22). Alexander von Humboldt hatte in hellstichtiger Vorausschau bereits auf seinen Reisen durch die Missionen des Orinoko auf die enorme Bedeutung der dort in großer Vielfalt und Menge vorkommenden gummiliefernden Gewächse für Europa hingewiesen und folgende Überlegung angestellt:

"Bedenkt man die große Menge verschiedenartiger Gewächse, welche in den Äquinoktialländern Kautschuk liefern können, muss man bedauern, dass diese vielfältig nutzbare Substanz nicht preiswerter bei uns zu haben ist. Ohne Ausbreitung des Anbaus der Milchsaftbäume könnte man in den einsamen Missionen des Orinoko allen Kautschuk sammeln, den das zivilisierte Europa verbrauchen kann" (Humboldt 1815-1832 [1997], Teilbd. 2: 360).

Zu jenem Zeitpunkt konnte Humboldt noch nicht ahnen, dass seine Prophezeiung von der Bedeutung dieser Ressource für das "zivilisierte Europa" noch weit überboten werden sollte. Es musste noch etwa ein halbes Jahrhundert vergehen, bis mit Goodyears folgenreicher Entdeckung der Vulkanisierung und der Erfindung des Automobils die große Nachfrage nach dem südamerikanischen Wildkautschuk einsetzte.

Die 'Entdeckung' des Balata als industriell verwertbarer Rohstoff verlief im Vergleich mit dem Hevea-Kautschuk etwas weniger spektakulär. Erste Proben der Substanz gelangten 1859 aus Britisch-Guiana nach Europa, wo sie auf ihre Verwertbarkeit in der Industrie untersucht wurden, zunächst mit mäßigem Ergebnis. Auf der internationalen Industrieausstellung in London im Jahr 1862 erregte Balata erstmals größeres Interesse als ein Stoff, der offenbar ähnliche Qualitäten wie das asiatische Gutta-Percha aufwies, ein

Naturlatex, welcher aufgrund seiner plastischen und isolierenden Eigenschaften und seiner Robustheit gegenüber Wasser einen wichtigen kommerziellen Artikel darstellte (Rodway 1912: 264f.). Die ähnlichen Qualitäten von Balata und Guttapercha sorgten gerade anfänglich für einige Verwirrung in der Klassifikation von 'Balata', das zunächst als "Guttapercha Südamerikas" (Coppen 1995) ge- und behandelt wurde. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde Balata im Handel (und auch wissenschaftlich) als selbstständige Gattung erkannt und als eigenständige Ressource auch namentlich unterschieden (Clouth 1899: 213). Balata teilt, wie gesagt, viele wesentliche Eigenschaften mit Gutta-Percha, so etwa seine Plastizität und die Eigenschaft, ein guter Isolator für Elektrizität zu sein, der sich auch unter Wasser sehr lange hält, ohne Feuchtigkeit aufzunehmen. Ähnlich wie Gutta-Percha wurde Balata daher bei der Herstellung von Unterseekabeln und Telefonleitungen sowie als Isoliermaterial in verschiedenen elektrischen Geräten verwendet. Ein wesentlicher Rohstoff war Balata auch bei der Fabrikation von Treibriemen für Dynamos. Des Weiteren nutzte man den Stoff bei der Anfertigung von Golfbällen, Schuhsohlen, Gürteln und in diversen Apparaten der Medizin- bzw. Zahntechnik (Williams, History of Balata, o.J.: 21-22). Balata ist insgesamt fester und widerständiger als Gutta-Percha, das gerade unter Einwirkung von Luft und Licht schnell harzig und spröde wird (Clouth 1899: 222). Es gilt daher auch als eine "höherwertige Art des Gutta-Percha" (Joubert 1899: 295), das vor allem in entharzter Form Gutta-Percha in vielen industriellen Verwendungen ersetzen kann (Williams, ebd.: 21). Allerdings hängt seine Qualität stark von seinem "Gutta"(=Transpolyisopren)-Gehalt ab, der bei dem handelsüblichen Balatagemisch normalerweise bei 40-50 Prozent liegt, bei reinem, unvermishten Balata (*Manilkara bidentata*, s.u.) jedoch bis zu achtzig Prozent betragen kann (Coppen 1995).

Wie Gutta-Percha wird das genuine Balata aus Bäumen der Familie der Sapotaceen gewonnen, aber aus einer unterschiedlichen Gattung, *Manilkara*, die vor allem in den Guianas, der venezolanischen Guayanaregion und dem nördlichen Amazonien beheimatet ist und hier ihre größten Vorkommen hat. Andere gerade anfänglich weithin gebräuchliche wissenschaftliche Synonyme für die Balatabäume sind u.a. *Mimusops balata* (Gaertner), *Achras-Balata* (Aublet) und *Mimusops globosa* (Clouth 1899: 216ff.; Coppen 1995). Diese botanischen Bestimmungen von Balata wurden zusätzlich durch die große Vielzahl lokaler Bezeichnungen (s. Clouth 1899: 216-217; Williams, History of Balata, o.J.: 4-5) verwirrt, und durch den Umstand, dass die Bezeichnung Balata oft in einem weiteren, generischen Sinne gebraucht wurde und andere nicht-elastische Naturlatexe wie *Massarandu*, *Massaranduba* oder *Pendare* (s. Morisse 1901b: 43f.) einschloss. Wichtiger, jedenfalls ökonomisch gesehen, war die Unterscheidung zwischen dem sogenannten *Sheet-Balata* auf der einen, und dem *Block-Balata* auf der anderen Seite. Diese Bezeichnungen beschreiben verschiedene Handels- oder Produktklassen von Balata, die, wie gleich noch zu sehen sein wird, auf verschiedene Verfahren der Koagulierung der Balatamilch zurückzuführen sind. In Venezuela wurde dabei vor allem das Block-Balata produziert, während in den drei

Guiana-Ländern der Balatalatex vornehmlich in Form des qualitativ höherwertigen Sheet-Balata gewonnen und exportiert wurde (s. Williams o.J.: 33f.).

Wie verschiedenen Quellen zu entnehmen ist, verlief die wirtschaftliche Entwicklung der Balatagewinnung in den Verbreitungsgebieten der Ressource zunächst zögerlich. Auch hier machte Britisch-Guiana den Anfang, das bereits seit den 1870er Jahren Balata in stetig zunehmenden Mengen ausfuhrte und 1889 mit einer Ausfuhrmenge von über 350.000 lbs (entspricht ca. 157.500 kg) einen ersten Höhepunkt erlebte (Harrison/Stockdale 1911: 37f.). In Venezuela startete die Entwicklung zeitlich um fast zwei Jahrzehnte verzögert. Zwar wurde Balata bereits in den 1880er Jahren als eine kommerziell interessante Ressource gesehen, und es wurden erste Anstalten gemacht, diese in größerem Rahmen zu erschließen. Aber erst in den Jahren 1895/96 taucht Balata in den Jahresbilanzen der venezolanischen Handelsstatistik auf (Morisse/Laffiteau 1901: 39; vgl. Williams, *History of Balata*, o.J.: 24). Die ersten Erschließungsversuche der noch jungen Ressource Balata erfolgten in Venezuela im Rahmen riesiger Landkonzessionen, die in den 1880er Jahren von den damaligen venezolanischen Machthabern an ausländische, vornehmlich US-amerikanische Investoren im Osten und Süden Venezuelas vergeben wurden. Balata war dabei zunächst nur eine (und anfänglich eher nebensächliche) Ressource unter anderen, die im Zuge dieser wirtschaftlichen Großprojekte erschlossen und entwickelt werden sollten. Zunächst standen andere in dem Gebiet vermutete oder vorhandene Ressourcen wie vor allem Eisen, Gold, und Holz im Visier der ausländischen Konzessionsbesitzer.

Diese Konzessionsprojekte bzw. besser vielleicht Kolonisierungsprojekte sind für unser Anliegen bedeutsam, den Bedingungen und Auswirkungen der Balatagewinnung in Imataca nachzuspüren. Zum einen lagen in den Konzessionen, die z.T. wahrhaft gigantische Ausmaße hatten und große Teile des Orinokodeltas, des heutigen Bundesstaates Guayana und des Essequibogebietes im angrenzenden Guyana umfassten, auch die späteren Hauptgewinnungsgebiete von Balata (vgl. Abb. 4). Wie es in den Konzessionsverträgen hieß, galten diese Gebiete aus Sicht der zentralstaatlichen Regierung als brachliegende, "kaum bewohnte Ländereien" (Barandiarán 1999: 335), die es im nationalen Interesse zu 'erobern' galt und deren wirtschaftliche und infrastrukturelle Erschließung, Entwicklung und Kolonisierung Hauptauftrag der Konzessionäre war. Gleichzeitig umfassten die Konzessionen auch Kernsiedlungsgebiete der Kari'ña, zumal die Konzessionen im Osten bis nach Britisch-Guiana reichten – wobei die Briten und Venezolaner damals sehr unterschiedliche Vorstellungen davon hatten, wo die Grenzen zwischen ihren Ländern zu ziehen waren (s. Ugalde 1994: 557). Zum anderen sind in dieser venezolanischen Konzessionspolitik des ausgehenden 19. Jahrhunderts bereits einige wesentliche Themen und Spannungslinien angelegt, die das im Blickfeld stehende Ressourcenfeld Balata auszeichnen. Ein zentrales Motiv, das hier aufscheint, ist das der scheiternden Kolonisierung und Zivilisierung dieser 'wilden Naturräume'. Nicht nur scheitern die Konzessionsprojekte in ihrem Auftrag, diese Gebiete ökonomisch zu erschließen, zu entwickeln und zu besiedeln. Keines der Konzessionsunternehmen hat dazu

Nennenswertes beitragen können, auch wenn einzelne Individuen sich an diesen Unternehmungen durchaus bereichert haben.

Als gescheitert muss vor diesem Hintergrund auch die ganze 'Unternehmung Balata' gesehen werden, trotz des singulären wirtschaftlichen Erfolgs dieser Ressource. Der Erfolg war allerdings ebenso kurzlebig wie prekär aus nationalstaatlicher Sicht. Jedenfalls vollzog sich die Entwicklung der Ressource nicht wirklich in den Bahnen jenes *orden y progreso*, der Vorstellung von Ordnung und Fortschritt, wie sie nach der damals ebenso populären wie einflussreichen positivistischen Entwicklungsideologie vorgegeben war⁸⁴. Statt einer solchen geordneten und produktiven nationalen Gesellschaftsentwicklung Vorschub zu leisten, trug die Gewinnung von Balata wohl eher Züge eines 'anarchischen Raubbaus', der weit davon entfernt war, die für die nationale Entwicklung und Selbstfindung so wichtig erachtete Zähmung und Zivilisierung der brachliegenden und unerschlossenen Territorien und ihrer indigenen Bewohner voranzutreiben. Weder die strategischen Konzessionsprojekte noch die Boomwirtschaft des Balata haben der venezolanischen Nation die gewünschte Modernisierung und den Fortschritt bescheren können. Im Gegenteil: Statt politische und wirtschaftliche Souveränität über Territorium, Ressourcen und Bevölkerung zu gewinnen und zu festigen, war diese Phase in der Geschichte Venezuelas in großen Teilen geprägt von politischer Instabilität, schwieriger wirtschaftlicher Kontrolle und – nicht zuletzt – von territorialem Verlust. Umso mehr sollte dann die Kolonisierung dieser Räume zur nationalen Herausforderung festgeschrieben werden, eine Herausforderung, der sich Venezuela insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit großer Energie stellte (s. dazu Kap. II.3 u. II.5).

Das Projekt Manoa: Die Konzessionspolitik des Guzmán Blanco

Die Vergabe riesiger Landkonzessionen an ausländische Investoren war im 19. Jahrhundert in Venezuela wie auch in anderen südamerikanischen Ländern eine weit verbreitete ökonomische Praxis, um das Problem der Erschließung und Kolonisierung von peripheren Landesteilen und Regionen anzugehen. Vielen der gerade unabhängig gewordenen Länder fehlte es an Kapital und Ressourcen, um diese Aufgabe selbst in die Hand zu nehmen. Im Fall von Venezuela kam erschwerend hinzu, dass sich das Land infolge lang anhaltender politischer Machtkämpfe zwischen rivalisierenden Caudillofraktionen, die in den so genannten Föderalkriegen von 1863-1868 einen blutigen Höhepunkt fanden, in einem zerrütteten Zustand befand. Viele ländliche Regionen waren verlassen, da die Bewohner zum Schutz vor den Truppen in die Städte geflüchtet waren. Heimgesucht von Chaos, Zerstörung und Krankheitsepidemien wie Cholera und Gelbfieber "war der zivilisierte Teil des Landes tatsächlich am Schrumpfen", wie Nava (1965: 528) bemerkt. Für viele

⁸⁴ Zur Aufnahme der positivistischen, sozialdarwinistischen und evolutionistischen Theorien in die lateinamerikanischen Identitätsdiskurse im Allgemeinen, s. Matzat (1996); zum venezolanischen Positivismus im Besonderen, s. Vallenilla (1990).

südamerikanische Nationen wie Venezuela lagen die Herausforderungen in der zweiten Hälfte 19. Jahrhunderts daher oft mehr in einer "internen denn externen Eroberung" (Sommer 1990: 86):

"The uncompromising and heroic militarism that expelled Spain from most of America was now a threat to her development. What America needed now were civilizers, founding fathers, not fighters" (ebd.).

Antonio Guzmán Blanco, der aus dem Kräftemessen zwischen konservativ-zentralistischen und liberal-föderalen Kräften als dominante Führerfigur hervorging und in den 1870er und 1880er Jahren die politischen Geschicke Venezuelas bestimmte, schickte sich an, die Rolle eines solchen Zivilisationsbringers und nationalen Gründungsvaters zu übernehmen. Anlehnend an europäische Vorbilder (vor allem Frankreich), bemühte sich Guzmán Blanco, der regelmäßig nach Europa reiste und dessen schwärmerische Europabewunderung geradezu legendär wurde, einen Geist des Fortschritts und des nationalen Bewusstseins in Venezuela zu verankern und das Land entsprechend den europäischen Vorbildern zu formen. Unter seiner Herrschaft erfolgte der Aufbau eines flächendeckenden Netzes von Telegraphenleitungen, Straßen und Eisenbahnlinien, was die Kontrolle der Zentralregierung über regionale Caudillos extrem erhöhte (vgl. Lombardi 1982: 196f.). Er restrukturierte und modernisierte Militär, Handel und Verwaltung. Er führte ein öffentliches Schulsystem ein und rehabilitierte Simón Bolívar als nationale Identifikationsfigur, von dem er Büsten auf buchstäblich allen öffentlichen Plätzen aufstellen ließ (Nava 1965: 542). Nicht zuletzt verpasste er der engen und verschlafenen Kolonialstadt Caracas ein moderneres und zeitgemäßeres Antlitz, Paris zum Vorbild dieser ehrgeizigen städtebaulichen Umgestaltung erhebend. Mit dem Bau breiter Boulevards und Plätze, die von Gärten, Brunnen und Denkmälern verschönert wurden, und einer Reihe prunkvoller öffentlicher Bauten wie dem Kongressgebäude des Capitolio, dem Nationalpantheon und dem Teatro Guzmán Blanco sollte Caracas gewissermaßen zum "nationalen Schaustück dieses materiellen Fortschritts" werden (Nava 1965: 536, vgl. a. Gerdes 1992: 33ff.). Obgleich ein Großteil von Guzmán Blancos Energien und finanziellen Mitteln in die Modernisierung der städtischen Gebiete, allen voran die Metropole Caracas, flossen, war *El Ilustre Americano*⁸⁵, wie Guzmán Blanco gemeinhin betitelt wurde, auch im Bezug auf die Entwicklung des riesigen Hinterlandes von Venezuela nicht gänzlich untätig. Unter dem Einfluss positivistischen Gedankenguts galt gerade auch die systematische Kolonisierung unter zentralstaatlicher Kontrolle als ein wichtiger Gradmesser für Fortschritt und Zivilisation.

Im Blickpunkt standen hier vor allem die östlichen und südlichen Landesteile, die so genannte Provinz Guayana – bestehend aus den heutigen Bundesstaaten Delta Amacuro,

⁸⁵ Dies war die Kurzform eines Ehrentitels, welchen Guzmán Blanco 1873 vom Kongress für seine Verdienste in der Befriedung und Modernisierung des Landes verliehen wurde. Der offizielle Titel lautete vollständig "El Ilustre Americano, Pacificador y Regenerador de Venezuela, y Dirigente Supremo de la Revindicación" (Nava 1965: 543).

Estado Bolívar und Territorio Federal de Amazonas. Ein Großteil dieser Region wurde, wie oben bereits angedeutet, in den 1880er Jahren für ehrgeizige Kolonisierungs- und Ressourcennutzungspläne geöffnet. Die Umsetzung dieser in der Tat "märchenhaften Pläne des Guzmán Blanco" (Ugalde 1994: 489) erfolgte mittels ausgedehnter Landkonzessionen, die zu großzügigen Bedingungen an ausländische Investoren und Unternehmer vergeben wurden. Diese verpflichteten sich im Gegenzug dazu, alle Anstrengungen zu unternehmen, um das ihnen anvertraute Gebiet wirtschaftlich und infrastrukturell zu erschließen und die Besiedlung der Region voranzutreiben. Nach dem venezolanischen Historiker Ugalde, der sich eingehend mit der Geschichte und ökonomischen Mentalität dieser Kolonisierungsprojekte im Guayana des 19. Jahrhunderts befasst hat, waren es für Guzmán Blanco vor allem drei Elemente, die das Geheimnis von Entwicklung ausmachten: "ausländisches Kapital, europäische oder nordamerikanische Siedler und die Eisenbahn" (Ugalde 1994: 481).⁸⁶ Mit dieser Einschätzung stand der *Ilustre Americano* nicht allein. Als einer der ersten venezolanischen Machthaber erkannte er jedoch den Zusammenhang zwischen ausländischem Kapital, nationalen Ressourcen, der Unterdrückung lokaler Revolten und der Möglichkeit persönlicher Bereicherung, eine Möglichkeit, die der bald als ebenso korrupt wie despotisch geltende Guzmán Blanco nach dem Urteil des Historikers Lombardi auch reichlich für sich auszunutzen wusste:

"In effect, his [Guzmán Blancos, MG] exceptional business skills permitted him to loot Venezuela's wealth in the form of property and acquire a portion of Venezuela's future wealth by skimming contracts and loans that the nation would have to pay back in years to come." (Lombardi 1982: 192)

Lombardi spielt hier unter anderem auf besagte Konzessionsvergaben in der Provinz Guayana an, für die Guzmán Blanco offenbar beträchtliche Gelder in die eigene Tasche lenkte (Ugalde 1994: 481). Die meisten Verträge über Konzessionen, die der Präsident in dieser und anderen Regionen Venezuelas gewährte, wurden in den letzten Jahren seiner zweiten Amtszeit, dem sogenannten *quinquenio* der Jahre 1879-1884, abgeschlossen (ebd.: 1994: 521f.; Barandiarán 1999: 340).⁸⁷ Wieviele Konzessionen, an wen und in welcher Größe Guzmán Blanco in dieser Zeit gewährte, lässt sich aus den Quellen nur teilweise eruieren. Nicht nur haben viele der Konzessionen im Laufe ihrer Existenz mehrfach ihren Besitzer gewechselt. Darüberhinaus schlossen diese wiederum in vielen Fällen Subverträge über Teilgebiete oder bestimmte Ressourcen mit dritten Personen ab, die wieder ihre

⁸⁶ Trotz der durch den *guzmancismo* erzielten infrastrukturellen und materiellen Fortschritte blieb politisch (und in gewissem Maße auch wirtschaftlich) vieles beim Alten, insofern Guzmán Blancos personalistischer Regierungsstil in nicht unerheblichem Maße auf jenes klientelistische System persönlicher Bindungen deutete, das den venezolanischen *caudillismo* des 19. Jahrhunderts getragen hatte. Auch wirtschaftlich zeigte die durch Guzmán repräsentierte neue Bourgeoisie kein wirkliches Interesse an neuen Modellen, sondern setzte weiterhin vor allem auf die Ausfuhr von Agrarprodukten. Für solche und ähnliche Widersprüche im Entwicklungsprozess Venezuelas im 19. und 20. Jahrhundert s. Gerdes (1992).

⁸⁷ Die erste und längste Amtszeit von Guzmán Blanco währte von 1870-1877, eine dritte und letzte folgte nach einem zweijährigen Interludium von Joaquín Crespo (1884-1886) von 1886-1888. Insgesamt bestimmte Guzmán Blanco damit über eine Zeitspanne von mehr als 18 Jahren die politischen Geschicke Venezuelas.

eigenen Erschließungsfirmen gründeten, so dass die Situation insgesamt sehr komplex und undurchsichtig war.

Sicher ist jedoch, dass unter der Ägide von Guzmán Blanco "ein riesiges und unbekanntes Ausmaß der staatlichen und 'fast unbewohnten' (wie es in den Verträgen heißt) Staatsländereien, der *baldiós nacionales*, für jegliche Klasse von Kolonisierungs- und Ressourcennutzungsplänen geöffnet" wurde (Barandiarán 1999: 335). Im südlichen Teil der einstigen Provinz Guayana, im heutigen Bundesstaat Amazonas beispielsweise wurden verschiedene Konzessionen an französische und italienische Investoren, vor allem zur Kautschuk- und Sarrapiagewinnung, vergeben (ebd.). Interessant für unsere Zusammenhänge sind vor allem die drei 1883 vergebenen Konzessionen, die im eigentlichen Kern der Guayanaregion lagen bzw. große Teile dieser Region umfassten.

Den Auftakt machte Mitte September 1883 ein Konzessionsvertrag mit einem nordamerikanischen Investor namens Horacio Hamilton zur Erschließung der Asphaltvorkommen und anderer Ressourcen nördlich des Deltas (vgl. Carreras 1987: 30-79). Größer und ehrgeiziger war der zweite Konzessionsvertrag, den die venezolanische Regierung nur einige Tage später mit dem Amerikaner Cyrenius C. Fitzgerald aushandelte. Bei dieser Konzession handelte es sich um ein gigantisches Gebiet von fast 6 Millionen Hektar, dessen Grenzen quer durch das Delta dem Orinoko entlang bis zur Insel Tortola im Westen verliefen, im Süden der Serranía Imataca bis hin zur allerdings nicht näher bestimmten Staatsgrenze zu Britisch-Guiana folgten, und im Osten bis zum Atlantik reichten. Teil der Konzession war auch die Insel Pedernales, die nicht mit dem Rest der Konzession verbunden war, aber wahrscheinlich wegen ihrer reichhaltigen Asphaltlagerstätten dazugefügt wurde (Carreras 1987: 106; Jackson 1960: 13, vgl. Abb. 4). Fitzgerald hatte offenbar das reichhaltige Ressourcenpotenzial dieser Region erkannt, schließlich war er zuvor jahrelang als Mineningenieur in führender Stellung für das britische Goldbergbau-Unternehmen El Callao in den nicht weit davon entfernten Goldminen von El Callao in Venezuela tätig gewesen.

Der Vertrag gab Fitzgerald das exklusive Recht, alle Ressourcen innerhalb dieses Gebiets für eine Dauer von 99 Jahren zu nutzen. Gleichzeitig wurde ihm freie Schifffahrt auf allen Flüssen und Wasserwegen gewährt, und die Vorzüge zweier Anlegehäfen, wo immer er sie haben wollte. Kolonisten, die das Territorium besiedelten, würden darüber hinaus für 20 Jahre von jeglichen Steuerabgaben befreit sein. Fitzgerald für seinen Teil stimmte zu, "die notwendige Infrastruktur zu errichten, die Ressourcen der Konzession auf das Beste zu entwickeln, und die Immigration sowie die Zivilisierung der Indianer voranzutreiben" (Carreras 1987: 107). Fitzgerald versuchte daraufhin in den USA, Investoren und Kapital für sein Projekt zu gewinnen. In einer Broschüre, die er in einflussreichen Geldgeberkreisen und unter potenziellen Auswanderergemeinden zirkulieren ließ, pries er die wirtschaftlichen Möglichkeiten seiner Konzession in den schillerndsten Farben: er schrieb über die wunderbaren Häfen, die günstigen klimatischen Bedingungen und die großen Wälder, die einen blühenden Handel mit Holz erwarten ließen. Darüberhinaus gebe es fruchtbare

Böden im Überfluss, um Zuckerrohr, Kakao und viele andere tropische Produkte anzubauen; gutes Weideland sei gleichfalls vorhanden, und auch an nahen Absatzmärkten für Fleisch würde es mit den Karibischen Inseln nicht fehlen, ebenso wenig an Gold und Kohle, die man in der Region selbst zu finden hoffte. Fitzgerald schloss seine Lobeshymne mit den salbungsvollen Worten: "An einem vielleicht nicht allzu fernen Tag wird dieses Gebiet der Garten Südamerikas sein, was Schönheit und industrielle Bedeutung angeht" (zit. n. Carreras 1987: 108; Üs: MG).

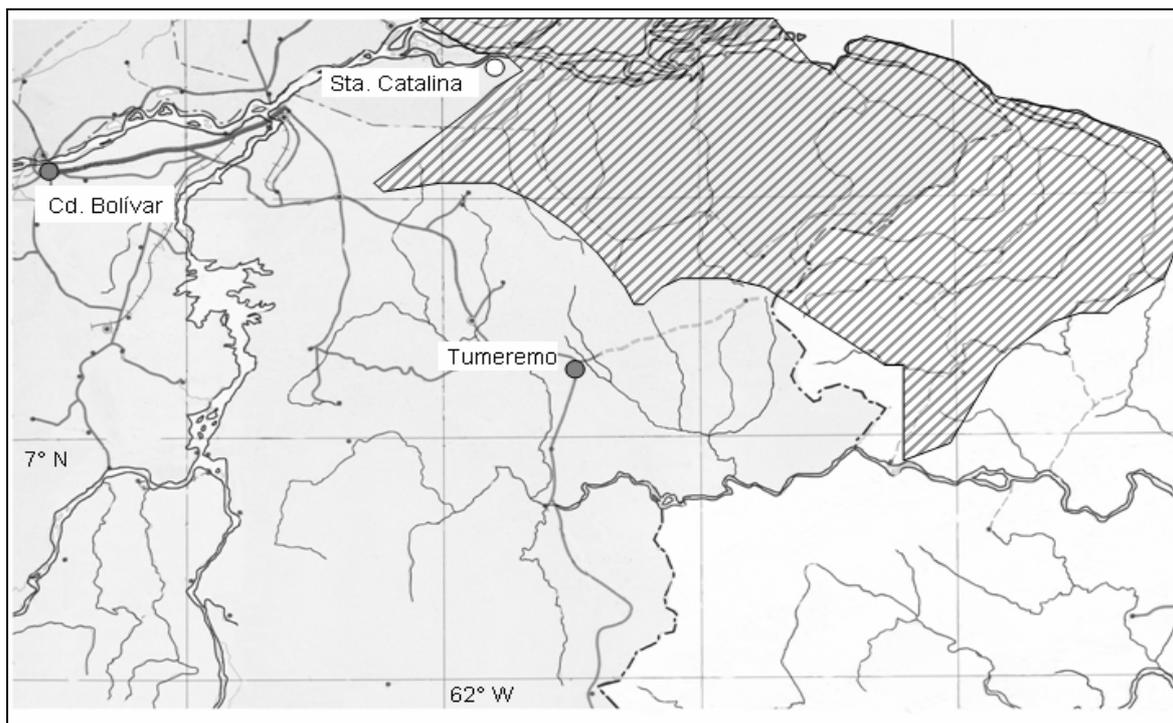


Abb. 4: Lage und Ausdehnung der Konzession *Manoa* (Fitzgerald, später Orinoco Company) ca. 1884

Quellen: Ugalde (1994: 567), Kreuter (1973: 198); Dorr (1995). Eig. Darstellung auf Grundlage einer aktuellen Karte, die zur Orientierung u.a. den Tumeremo und den heutigen Grenzverlauf zeigt. Sta. Catalina war zeitweilig der Hauptsitz der Konzessionsfirma. Zur weiteren Ausdehnung der Konzession im Delta des Orinoko s. Text.

Fitzgerald malte sich – wohl ebenso wie die venezolanische Regierung – die Entstehung einer blühenden Kolonie in der nahen Zukunft aus, eine Vorstellung, die Anklänge an die alte Phantasie vom *El Dorado* heraufbeschwört. Er knüpft – ob nur strategisch oder tatsächlich von solchen Phantasien beseelt – auch tatsächlich an diesen Mythos an, insofern er seinem Unternehmen, das er 1884 mit anderen Investoren in New York gründet, den Namen *Manoa* gibt, in Anlehnung an jene mythische Stadt Manoa, von der Sir Walter Raleigh in seinem berühmten Reisebericht über das "reiche und schöne Guiana" schrieb.⁸⁸ Auch die zukünftige 'Hauptstadt' seiner Kolonie sollte den Namen Manoa

⁸⁸ Seit der Entdeckung der Goldminen von El Callao und am Yuruari in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfreute sich die Anspielung auf diesen alten Mythos vom El Dorado in Venezuela wieder

tragen. Eine kleine Siedlung dieses Namens wurde dann auch offenbar in jener Zeit im Delta gegründet; sie ist auf aktuellen Landkarten noch eingezeichnet.

Die Umsetzung von Fitzgeralds ehrgeizigen Wirtschaftsprojekten schien zunächst viel versprechend anzulaufen. Bereits Mitte 1884 war das Unternehmen Manoa in verschiedenen Bereichen tätig geworden, hatte ein Dampfschiff erworben, Sägemühlen und andere Maschinen in das Gebiet bringen lassen, aber trotz solch reger unternehmerischer Aktivität und Investitionen, etwa in die Erschließung von Asphalt, dem Anbau von Zuckerrohr und dem Aufbau einer Viehzucht, waren die Bemühungen nicht wirklich von Erfolg gekrönt (Carreras 1987: 111; Jackson 1960: 27ff.). Noch relativ am erfolgreichsten von allen Manoa-Projekten war die Holznutzung, aus der die Firma ihre größten Einnahmen bezog (vgl. Ugalde 1994: 599f.; Jackson 1960: 30-31). Die indigene Bevölkerung stellte nach Jackson (1960: 28) gerade im Holzgeschäft einen Großteil der Arbeitskräfte, zumindest einige wurden auch bei der Erschließung des Asphalts eingesetzt. Jackson geht jedoch davon aus, dass indigene Arbeiter auch für andere Tätigkeiten eingestellt wurden, schließlich stellten diese, mit "fünf Pfund gesalzenem Fisch und einem Kassavabrot für 15 Männer pro Tag" (ebd.) als Lohn, keinen allzu großen Kostenfaktor für die Firma dar. "Dies scheint", wie Jackson zugleich anmerkt, "der einzige Versuch gewesen zu sein, die Indigenen zu unterwerfen, eine Vorgabe in einer von Fitzgeralds Vertragsklauseln" (Jackson 1960: 28).

Von Anfang an hatte Manoa mit chronischen Finanzproblemen zu kämpfen, so dass das Unternehmen, auch als man in den Imatacabergen auf bedeutende Eisenlagerstätten stieß, nicht in der Lage war, das Eisen zu fördern (Carreras 1987: 112). Auch die Pläne zum Bau einer Eisenbahn quer durch das Konzessionsgebiet zu den Goldfeldern des Yuruari, über die man mit britischen Investoren verhandelte, wurden nie in die Tat umgesetzt. Bereits ein paar Jahre nach dem Erwerb der Konzession war abzusehen, dass Fitzgerald seinen Kolonisierungsauftrag nicht würde einhalten können. Im Jahr 1886 musste er daher die Manoa-Konzession an einen anderen US-amerikanischen Investor aus New York abtreten, George Turnbull, der sich zuvor bereits um die Rechte an den Asphaltlagerstätten in der Konzession Manoa bemüht hatte (Carreras 1987: 112). Es war wohl nicht allein die Nichterfüllung des Vertrags, welche Guzmán Blanco dazu brachte, die Konzessionsrechte an Turnbull weiterzugeben. Offenkundig waren auch geopolitische Kalküle mit im Spiel. Denn während dieser Zeit hatten die Spannungen in der ungeklärten Grenzfrage mit Britisch-Guiana massiv zugenommen. Seit den Goldfunden am Yuruari in den 1860er Jahren hatte Britisch-Guiana seinen Einflussbereich zum Unmut Venezuelas immer weiter nach Westen in die venezolanischen Goldregionen ausgedehnt. Vor allem im Minengebiet um El Callao war der britische Einfluss allgegenwärtig. Viele Bergbauunternehmen waren

großer Popularität. Schließlich schienen mit der Entdeckung dieser Goldadern die alten Träume der Spanier, das El Dorado in dieser Region zu finden, tatsächlich wahr geworden zu sein. Zur ideologischen Bedeutung und politischen Funktionalisierung des El-Dorado-Mythos' in Venezuela und Britisch-Guiana im 19. Jahrhundert, s. Silver 1992.

in britischer Hand, in den Goldminen arbeitete eine überwiegend schwarze Arbeiterschaft, die aus den britischen Kolonien und den Antillen gekommen war. All dies gab dem "venezolanischen Yuruari", wie der venezolanische Historiker Pablo Ojer (1982: 30) schreibt, "ein unverwechselbar britisches Antlitz, das die Zone mehr an Georgetown anglich als an Ciudad Bolívar". Die ungeklärte Grenzfrage hatte offenbar auch die Erschließungs- und Kolonisierungsbemühungen von Manoa behindert, die immer wieder mit 'britischen Rebellen' in der Region zu kämpfen hatten (Carreras 1987: 110). Venezuela hoffte daher auf eine baldige Klärung der leidigen Angelegenheit und setzte dabei auf die Hilfe der USA, um den in ihren Augen unrechtmäßigen "imperialistischen Expansionsbestrebungen" der Briten in ihr Hoheitsgebiet endlich Einhalt zu gebieten (Almecija 1987). Mit der Weitergabe der Konzessionsrechte an Turnbull, der engere Beziehungen zum damaligen amerikanischen Präsidenten Cleveland unterhielt, verband Guzmán Blanco daher auch die Hoffnung auf eine stärkere Einbindung und ein größeres Engagement der USA im Grenzstreit mit Britisch-Guiana (Ugalde 1994: 589; Jackson 1960: 21).⁸⁹

Der schwelende Grenzkonflikt mit Britisch-Guiana war insgesamt ein wichtiger Faktor, der in die Konzessionspolitik von Guzmán Blanco wie auch die seines Amtsnachfolgers Joaquín Crespo hineinspielte. Über die Erschließung und Kolonisierung dieser Gebiete wollte die venezolanische Regierung schließlich auch ihre Souveränität und ihren Anspruch auf dieses Territorium geltend machen und vor den Expansionsbestrebungen der Engländer sichern. So sah es auch die nationale Presse in der damaligen Zeit, die die Wichtigkeit der Kolonisationsprojekte betonte, "umso mehr wenn man vom politischen Standpunkt aus bedenkt, dass die Regionen, um die es sich handelt, die Grenzen der Republik mit benachbarten Ländern bilden" (Opinion 14.7.1884; zit. n. Ugalde 1994: 589). Es mag dabei aus heutiger Sicht paradox erscheinen, dass diese Ziele ausgerechnet auf dem Weg solcher Konzessionsverträge mit ausländischen Investoren erreicht werden sollten. Wie schließlich die nationale Souveränität über diese Gebiete gesichert werden konnte, wenn gleichzeitig ausländische Unternehmen in Alleinherrschaft dazu ermuntert wurden, diese Gebiete zu exploitierten und zu kolonisieren, fragt sich auch mancher venezolanische Autor im historischen Rückblick auf diese Praxis. "Schlichtweg absurd" nennt beispielsweise Almecija (1987: 162; Fn 89) diese Konzessionsvergaben:

"[...] schließlich kann man nicht verstehen, wie Venezuela solche Konzessionen machen kann, wenn es zur gleichen Zeit versuchte, mit allen Mitteln, die es zu seiner Verfügung hatte, Guayana gegen das Eindringen der Engländer zu verteidigen".

Was auch immer Guzmán Blanco und andere venezolanische Machthaber bewog, solche riesigen Landkonzessionen an ausländische Unternehmer zu vergeben, sie sahen dies offenbar nicht im Widerspruch zu den geopolitischen Zielen der territorialen Verteidigung und Grenzsicherung. Die Konzessionen waren vielmehr angesichts fehlender eigener

⁸⁹ Zur politischen und wirtschaftlichen Interessenslage der USA in diesem Konflikt s. LaFeber (1963: 242-283); Walter (1990).

Kapazitäten und Ressourcen eines der wenigen Mittel, die ihnen zur Verfügung standen, um jenes Ziel zu erreichen. Darüberhinaus hatte sich Venezuela während der langjährigen Kriegswirren im 19. Jahrhundert im Ausland hoch verschuldet, so dass die Provinz Guayana mit ihren reichhaltigen Ressourcen insgesamt zu einem attraktiven Ressourcenpool wurde, um mit den Gläubigerstaaten über die während der Unabhängigkeitskriege angehäuften Schulden zu verhandeln (Barandiarán 1999: 335).

Beide Kalküle Venezuelas gingen letztlich nicht auf. Weder gelang es mittels der Konzessionen die Landansprüche im Osten zu verteidigen, noch konnte das Grenzproblem befriedigend gelöst werden. Auf Intervention der USA, die sich in dieser Auseinandersetzung u.a. auf die Monroedoktrin berief, wurde zwar die Klärung des Grenzstreits zwischen Venezuela und Britisch-Guiana einem internationalen Schiedsgericht übergeben, welches 1899 in Paris zu mehrwöchigen Verhandlungen zusammenkam. Das Urteil des Tribunals war für Venezuela jedoch bekanntlich wenig erfreulich: Venezuela, das immerhin das ganze Gebiet bis zum Essequibofluss⁹⁰ als sein rechtmäßiges Territorium beansprucht hatte, musste ein Großteil des umstrittenen Essequibogebietes an Britisch-Guiana abtreten (Braveboy-Wagner 1984: 104ff.; vgl. Nuñez 1962). Als schwache und politisch relativ instabile Nation, blieb Venezuela zunächst nichts anderes übrig, als diese Entscheidung zu akzeptieren (vgl. a. Kap. II.4.3).

Auch in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht erwiesen sich die Konzessionsprojekte am Ende als ein Misserfolg. Denn auch der neue Besitzer der Manoa-Konzession, George Turnbull, konnte die in ihn gesetzten Hoffnungen, was die Entwicklung und Kolonisierung des ihm anvertrauten Gebietes betraf, nicht erfüllen. Offenbar waren seine Bemühungen sogar noch weniger von Erfolg gekrönt als die seines Vorgängers Fitzgerald, so dass unter der Präsidentschaft von Crespo, der 1894 erneut an die Macht kam, die Konzession 1895 wiederum an Fitzgerald zurückgegeben wurde, der sich im Verbund mit einer Unternehmensgruppe aus Minnesota bereits um die Rückgabe seiner verloren gegangenen Konzession bemüht hatte (Carreras 1987: 117ff, vgl. Kreuter 1973). Die nächsten Jahre waren in der insgesamt sehr bescheiden ausfallenden Unternehmensbilanz der Manoa-Konzession, die nun unter dem Management der Minnesota-Gruppe als *Orinoco Company* reorganisiert wurde, wohl noch am erfolgreichsten. Wissenschaftliche Explorationen⁹¹ (s.

⁹⁰ Bis dahin reichten die alten Grenzen des venezolanischen Generalkapitanats vor der Unabhängigkeit. Das unabhängige Venezuela beruft sich später auf diese kolonialen Grenzziehungen. In den 1830er Jahren kommt es zu ersten Auseinandersetzungen um den Grenzverlauf. Anlass ist Robert Schomburgks Grenzziehungsarbeit im Auftrag der *Royal Geographical Society* und des britischen Kolonialbüros in London. Die ursprüngliche Schomburgklinie von 1840 wurde später von den Engländern sukzessive nach Westen verschoben, u.a. um sich die lukrativen Goldressourcen am Yuruari zu sichern, auf die man in den 1860er Jahren gestoßen war (zu Hintergründen und Verlauf dieses Konflikts, s. Braveboy-Wagner 1984; s. a. Ausführungen zur Holznutzung und Geopolitik in Kap.II.4.3).

⁹¹ An der 15köpfigen Expedition nahm u.a. Henry H. Rusby (1855-1940) teil, bekannter New Yorker Botanikprofessor und Pharmakologe, der für die Smithsonian Institution Sammlungen in New Mexiko und Arizona durchführte, danach für den Pharmakonzern Parke-Davis und Co. arbeitete und später Kurator des New Yorker Botanischen Garten war (zu Verlauf und Ergebnissen dieser Expedition, s. Dorr 1995).

Dorr 1995) und Kolonisierungsprogramme waren dabei die beiden wichtigsten Tätigkeitsbereiche, auf die sich das neue Unternehmen konzentrierte. Potenzielle Auswanderer aus den USA wurden vor allem mit den reichhaltigen Eisen- und Balatavorkommen gelockt, letztere eine Ressource, die zu dieser Zeit an wirtschaftlicher Bedeutung gewann (Carreras 1987: 124). Über dreihundert Kolonisten aus den USA sollen sich Unternehmensberichten zufolge in den Jahren 1896-97 im Konzessionsgebiet niedergelassen haben, die meisten in der Umgebung des heutigen Ortes Santa Catalina, wo die Orinoco Company ihr Hauptquartier errichtet hatte (Dorr 1995: 11). Der Ort gehört damit zu den wenigen Hinterlassenschaften der Kolonisierungsprojekte des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die bis heute überdauert haben. Nur wenige der Siedler blieben, soweit bekannt, in Venezuela; die meisten zog es – ernüchtert von den harten Bedingungen, die sie in dem angeblichen Paradies angefundnen hatten – schon bald wieder in die Heimat zurück.

Letztlich musste auch die Orinoco Company vor der Bürde dieser gewaltigen Kolonisierungsaufgabe kapitulieren. Das Ende kam schneller und anders als erwartet. 1900 annullierte Cipriano Castro, der nach dem gewaltsamen Tode von Crespo im Jahr 1898 das venezolanische Präsidentenamt übernommen hatte, alle bestehenden Konzessionsverträge mit ausländischen Unternehmen, auch die anfangs erwähnte Asphaltkonzession der New Yorker und Bermúdez Firma von Hamilton, ein Akt, der nicht nur in den USA große Missstimmung hervorrief. Auch andere europäische Nationen, darunter Deutschland, hatten Venezuela zum Teil sehr großzügige Kredite gewährt und kostspielige Investitionen im Land getätigt. Sie sahen nun ihre Kapitalanlagen durch Castros eigenwillige, nationalistische Androhung, alle Ausländer des Landes zu verweisen und die Zahlung säumiger Auslandsschulden auszusetzen, gefährdet. Die Schuldenkrise fand Ende 1902 in der sogenannten 'Kanonenboot-Affaire' einen gewaltsamen Höhepunkt, als deutsche, britische und italienische Kriegsschiffe vor der Küste Venezuelas aufliefen, um Venezuela zur Zahlung säumiger Schulden zu zwingen (s. Herwig 1986: 80-109). Weit davon entfernt die wirtschaftliche und politische Souveränität zu festigen, endete die Episode der Konzessionen für Venezuela somit mit einem Vorfall, der im Grunde als klassischer Fall einer imperialistischen Intervention des späten 19. Jahrhunderts gewertet werden kann. In den anschließenden, langjährigen Schuldenverhandlungen mit Venezuela war der 'Fall Manoa' nur eine von vielen Entschädigungsklagen ausländischer Investoren, die vor Gericht ausgetragen wurden. Erst unter der Regierung von Gómez (1907-1935) konnte schließlich ein Kompromiss mit den insgesamt drei Klägerparteien der Manoa-Konzession ausgehandelt werden. Die Geschichte der Konzession Manoa kam damit nach über 18 Jahren zu einem Ende (Carreras 1987: 140ff.).

Die gescheiterte Kolonisierung

Die ehrgeizigen Konzessionsprojekten brachten nicht den gewünschten Fortschritt und die Modernisierung des Landes, allenfalls ein wenig Erfahrung im Umgang mit ausländischen Unternehmen, die Venezuela später bei den Verhandlungen mit ausländischen Ölfirmen

vielleicht zugute kam (Jackson 1960: 45), und eine auf persönliche Bereicherung und kurzfristige Ausplünderung natürlicher Ressourcen basierende ökonomische Mentalität venezolanischer Eliten, die nach Ugalde (1994: 337ff.) bis heute in Venezuela weit verbreitet ist. Meines Erachtens ist es jedoch gerade ihr Scheitern, das als eine der nachhaltigsten Wirkungen dieser Projekte gesehen werden muss. Zum einen verfestigte die gescheiterte Kolonisierung einmal mehr die damals gängige Vorstellung von der 'Leere' und 'Wildheit' dieses Naturraums, dessen Wehrhaftigkeit gegenüber einer Zähmung und Zivilisierung den führenden Eliten in Venezuela umso mehr die Dringlichkeit der Aufgabe vor Augen führte, die 'Gewalt' und 'Barbarei' dieser 'zivilisationsfernen' Räume zu überwinden. Im positivistischen Denkmodell jener Zeit galt insbesondere der 'Urwald' als Antipode der Zivilisation, als Ort der ungebändigten und rohen Natur, dem eine entwicklungshemmende Wirkung, ja Krankheit⁹² bescheinigt wurde, die nur durch den heilsamen Eingriff der überlegenen weißen Rasse bekämpft werden konnte (vgl. Hölz 2001: 238f.). Die eigenen Eingriffe in diese Naturräume konnten in diesem Sinne immer auch als zivilisatorischer Auftrag legitimiert werden.

Im Hinblick auf die konstatierte Leere des Raums ist es vielleicht besser, von einer *Entleerung* zu sprechen, insofern die Vorstellung von der Leere hier auf vielschichtige Weise erst aktiv hergestellt wurde. Auf der rechtlichen Ebene beispielsweise drückte sich der Prozess der Entleerung in neuen Landrechtsgesetzgebungen aus, die indigene Gruppen und Siedlungsgebiete – so genannte *resguardos indígenas* – nur noch im Amazonasgebiet, am Oberen Orinoko und in der Goajiraregion anerkannten. Gruppen außerhalb dieser Gebiete wurde damit in gewisser Weise ihre 'Existenz' abgesprochen. Ein Großteil der Region Guayana wurde dadurch de facto zur *tierra baldía* – zum Brachland, das dem Staat zufiel. Damit war rechtlich die Voraussetzung für die staatliche Vergabe der Konzessionen geschaffen worden (s. Kuppe 1987: 117f.; vgl. a. Kap. II.3). Aber auch die Anerkennung der Präsenz einer indigenen Bevölkerung beseitigte das Problem der Leere nicht. Denn eine gesunde Entwicklung und produktive Teilhabe dieser Räume an den Errungenschaften der Zivilisation konnte nach Ansicht venezolanischer Eliten durch die in archaischen Lebensgewohnheiten verhafteten indigenen Bewohner allein nicht geleistet werden. Dies bedurfte, wie u.a. Wright (1993: 43ff.) in seiner Studie herausstellt, der tatkräftigen Hilfe weißer, europäischer Siedler. Nur durch einen bevölkerungspolitischen Prozess des *blanqueamiento*, so das Credo der positivistischen Gelehrten, konnte die Widerstandsfähigkeit gegen die "Krankheit" der Naturräume gesichert werden (vgl. Hölz 2001: 239f.).

Während die Entleerung sich vor allem auf die (indigene) Bevölkerung bezog, wurde der Raum gleichzeitig auch *voller* gemacht in diesem Prozess – und zwar voller gemacht mit Rohstoffen und Ressourcen, deren Spektrum und Wertpotenzial durch die Explorations-

⁹² Für eine Übersicht über die Kulturtheorie der Krankheit in Lateinamerika, siehe Stabb (1967, v.a. Kapitel II: The Sick Continent and its Diagnosticians, S. 12 ff.).

tätigkeiten von Fitzgerald, Turnbull usw. beträchtlich erweitert wurden. Die gescheiterten Kolonisierungs- und Erschließungsversuche im ausgehenden 19. Jahrhundert schürten nicht zuletzt einmal mehr die kollektiven Phantasien und Vorstellungen über die materiellen Reichtümer dieses leeren/vollen Raums, dessen Erschließung und Besiedlung zu einer der zentralen Schicksalsfragen des Landes erklärt wurde. "Guayana ist unsere Reserve und Zukunft. Beutet sie aus, General, und weder das Glück noch die Geschichte wird jemals Ihren Namen vergessen", riet der venezolanische Intellektuelle und Politiker César Zumeta⁹³ 1900 Präsident Castro in einem Brief aus Paris (zit. n. Ewell 1984: 17). Zwar konnte weder Castro noch ihm nachfolgende Präsidenten Zumetas Rat wirklich Folge leisten (dies sollte noch gut sechzig Jahre dauern), doch zeichnete sich bereits damals eine Entwicklung ab, welche zu jener flächigen und umfassenden wirtschaftlichen Durchdringung der Region Guayana führen sollte, die venezolanische Machthaber sich gewünscht hatten. Allerdings verlief diese nicht ganz so wie gedacht. Anders als alle bisherigen Erschließungsversuche war die aufstrebende Balatawirtschaft schließlich nicht das Produkt strategischer und populistischer Machtphantasien einzelner Despoten, sondern eine durch und durch nachfragegetriebene Entwicklung. Die Erschließung von Balata scheint vor diesem Hintergrund weitaus mehr als frühere Ressourcen von einer externen und gewissermaßen modernen Marktlogik bestimmt worden zu sein. Allerdings sollte dies, wie bereits angedeutet, keine Garantie für eine rationale, marktgesteuerte Entwicklung dieser Ressourcenökonomie sein.

Wie sich die Gewinnung dieser Ressource in Venezuela im Einzelnen vollzog, soll nun im Folgenden genauer dargestellt und auf seine ökologischen und sozialen Auswirkungen vor Ort näher beleuchtet werden.

II.2.3 Boomzeiten: Imataca als Zentrum der Balatagewinnung (1895-1935)

Das Jahr 1896 markiert den Beginn der Balata-Ära in Venezuela. In diesem Jahr wird Balata zum ersten Mal und noch in geringen Mengen exportiert. Die Entwicklung verläuft jedoch rasant, wie den in Tabelle 2 aufgeführten Ausfuhrmengen für die Jahre 1896 bis 1935 entnommen werden kann: Schon im folgenden Jahr 1897 hatte sich die Ausfuhrmenge von den anfänglichen 75.000 kg auf 295.000 kg nahezu vervierfacht. Bereits in den Jahren 1900 und 1901 war die Marke von einer Million Kilogramm (resp. 1000t) erreicht – ein erster Höhepunkt in der Gewinnung dieses Produkts. Spätestens zu

⁹³ Auch César Zumeta sah den lateinamerikanischen Kontinent umfassend 'erkrankt' und verordnete in seinem Werk *El continente enfermo* (1909) dem erkrankten Patienten die positivistische Heilsdoktrin von "Freiheit, Ordnung und Fortschritt", die über die Erziehung und Transformation der Umwelt von den europäischen auf die lateinamerikanischen Räume zu übertragen sei. Eine attraktive Immigrationspolitik zugunsten europäischer Siedler sah er als eine wesentliche Bedingung für die zivilisatorische Erneuerung und industrielle Modernisierung des Landes, wie er – allerdings vergebens – gegenüber dem venezolanischen Diktator Juan Vicente Gómez (1908-1935) beharrte (vgl. Hölz 2001: 239f.).

diesem Zeitpunkt hatte Venezuela die Führung unter den balataproduzierenden Ländern in Südamerika übernommen. Nach drastischen Einbrüchen im Jahr 1902, die offenbar vor allem auf die unruhige politische Situation in Venezuela zurückzuführen waren, steigerten sich die Ausfuhrmengen von Balata von Jahr zu Jahr weiter, bis schließlich 1911 mit über zwei Millionen Kilogramm der Höhepunkt in der Produktion bzw. im Export von Balata erreicht wurde. An diesen Wert kam man auch in den späteren Jahren nicht mehr heran. Schwankungen in den Produktions- und Exportmengen waren zum Teil auf politische Krisen zurückzuführen (1902), z.T. aber auch auf ungünstige meteorologische Bedingungen in dem Produktionsjahr. So sei beispielsweise der Rückgang im Jahr 1912 um fast 500.000 kg "hauptsächlich der langen Trockenzeit zuzuschreiben (...), ferner dem Umstande, dass die Mimosops-Bestände immer geringer werden und viel Zeit mit dem Aufsuchen neuer Bestände verloren geht", wie Handelsnachrichten aus Ciudad Bolívar in diesem Jahr vermelden (Der Tropenpflanzer 1914, Vol 18 [1]: 103)(vgl. Tab. 2).

Bis Mitte der 1920 Jahre gehörte Balata zu den wichtigsten Ausfuhrprodukten Venezuelas, es lag meist an dritter Stelle hinter Kakao und Kaffee, die seit dem 18. Jahrhundert traditionell die Liste der Exportgüter in diesem einstigen Agrarland anführten. Danach zeichnete sich der langsame, aber stetige Niedergang ab. Die Ausfuhrmengen gingen ab 1925 immer weiter zurück, bis der internationale Handel mit Balata in den dreißiger Jahren mit Exportmengen um die 30.000 kg so gut wie zum Erliegen kam. Abgesehen von einem kurzfristigen, kriegsbedingten Aufflackern des Balatahandels in den 1940er Jahren war es danach mit der Ära des Balata (wie auch der des Kautschuks) in Venezuela vorbei.

Den Ausführungen von Williams zufolge erstreckten sich die Hauptsammelgebiete von Balata in Venezuela vor allem südlich entlang des unteren Orinokoverlaufs, in den Einzugsgebieten der Flusssysteme des Caroní, Yuruari und Cuyuni über die Serranía de Imataca hinweg bis hin zur britisch-guianischen Grenze im Osten (Williams o.J.: 24). Ein Großteil dieser Sammelgebiete war schon vor Beginn des Balatabooms an eine amerikanische Konzessionsfirma vergeben wurden, der o.g. *Manoa* bzw. späteren *Orinoco Company*. Nach Berichten in einschlägigen Handelszeitungen jener Zeit dominierte dieses Unternehmen zunächst auch die Produktion von Balata in Venezuela (s. *India Rubber World* 1899; 1901).

Zu einem der wichtigsten regionalen Zentren und Umschlagsplätze der Balataproduktion avancierte nach Williams (ebd.) das kleine Städtchen Tumeremo in der Region Roscio am Yuruari, nicht unweit der berühmten Goldfelder von El Callao gelegen, der gleiche Ort also, von dem heute die Zufahrtspiste durch die Forstreserve Imataca zu den indigenen Siedlungen der Kariña von Imataca seinen Ausgang nimmt. Auch andere Autoren bestätigen die herausragende Rolle des Ortes Tumeremo, der, wie es in einem der damals typischen landeskundlichen Kompendien zu Venezuela aus dem Jahre 1912 heißt, "zusehends als das Zentrum der Balataindustrie in den Vordergrund rückt" (Dalton 1912: 218; vgl. a. Bürger 1922: 128f.).

Tab. 2: Ausfuhr von Balata aus Ciudad Bolívar (1896 bis 1935)

<i>Jahr</i>	<i>Menge (kg)</i>	<i>Wert (Bs) (*)</i>
1896	75.000	292.500
1897	295.733	1.475.500
1898	494.168	2.470.300
1899	749.872	2.270.000
1900	1.216.268	6.510.300
1901	1.196.414	6.500.000
1902	6.791	25.000
1903	1.094.598	4.000.000
1904	899.034	3.100.000
1905	1.322.121	3.400.000
1906	1.232.148	4.400.000
1907	1.455.973	4.600.000
1908	1.596.584	5.800.000
1909	1.636.385	6.900.000
1910	1.880.616	11.282.000
1911	2.179.031	12.500.000
1912	1.681.387	9.100.000
1915	1.026.681	4.100.000
1917	1.172.030	6.600.000
1920	1.412.882	8.700.000
1921	979.004	5.100.000
1923	996.577	4.500.000
1925	1.259.187	7.200.000
1926	597.224	2.900.000
1927	541.799	1.800.000
1929	368.745	1.200.000
1930	467.281	1.400.000
1931	148.180	300.000
1933	53.834	170.000
1935	31.345	60000

(*) 1 Bolívar entsprach nach damaligen Wechselkursen etwa 80 Pfennig, 5 Bolívares waren ca. einen US \$ wert. Die Angaben sind von mir der Vereinheitlichung halber auf Tausender gerundet worden.

Quellen: Eigene Zusammenstellung nach Angaben aus den Zeitschriften *Der Tropenpflanzer* und *India Rubber World* (Jg. 1896-1914); Perera (1993: 174); Iribertegui (1987: 168) und Oxford-López (1948: 162).

Stationen und Akteure im Balatahandel

Wie verschiedene Autoren ganz ähnlich schildern, wurde das in der Region gesammelte Balata über die Fußpfade und Wege der Indigenen und Sammler, die sogenannten *picas*, auf dem Rücken von Mauleseln nach Tumeremo gebracht (Williams o.J., *History of Balata*, S. 25; vgl. a. Morisse/Laffitteau 1901: 44; Cabrera Sifontes 1981: 38f.). Von Tumeremo ging es dann offenbar mit Ochsenkarren oder Eseln weiter nach San Felix, von wo die Balatablöcke auf dem Flussweg nach Ciudad Bolívar weitertransportiert wurden (ebd.). Ciudad Bolívar war damals nicht nur der wichtigste Handels- und Umschlagsplatz für alle aus

dem venezolanischen Hinterland kommenden Güter, Rohstoffe und Waren, sondern zugleich auch ein wichtiger Knotenpunkt im (transatlantischen) Handel des Landes mit Europa und den Vereinigten Staaten. Die alte Kolonialstadt verfügte über einen großen und strategisch äußerst bedeutsamen Binnenzollhafen, über den der größte Teil des Überseehandels mit Balata abgewickelt wurde. Von hier nahmen regelmäßig mit allerlei Waren und Gütern beladene Dampfschiffe ihre Fahrt über Trinidad in Richtung Europa auf, wo sie alle größeren Frachthäfen – Rotterdam, Le Havre, Amsterdam, London Hamburg u.a. – anliefen. Ein Großteil des Balata wurde offenbar nach Hamburg verschifft. Deutschland zählte zu den wichtigsten Abnehmern des venezolanischen Balata, was nicht zuletzt auf die starke Handelsposition deutsch-hanseatischer Unternehmer in Venezuela zurückzuführen war, die neben Korsen das Handels- und Bankenwesen in Cd. Bolívar in jener Zeit dominierten (Cabrera Sifontes 1981: 34; vgl. a. Dalton 1912; Bürger 1922).⁹⁴

Eines der einflussreichsten Handelshäuser gehörte dabei dem 1834 vom Lübecker Kaufmann Georg Blohm gegründeten Familienunternehmen Blohm & Co., das Ende des 19. Jahrhunderts an den wichtigsten Plätzen des venezolanischen Handels, so auch Ciudad Bolívar, mit eigenen Niederlassungen vertreten war (Walter 1980: 66). Wie alle damals großen Handelshäuser in Ciudad Bolívar am prachtvollen Paseo an den Ufern des Orinoko gelegen, dominierte das Handelshaus Blohm allem Anschein nach den Balatahandel. Es galt als die "Banca del Balatá", die Bank für Balata, wie Cabrera Sifontes (1981: 38) die Rolle von Blohm & Co. bündig zusammenfasste: Das Haus kaufte offenbar beträchtliche Mengen des Balata von Zwischenhändlern auf, wobei es u.a. mit Bevorschussungen der Ernte- und Transportkosten, sowie langfristigen Kreditvergaben die Händler an sich zu binden und ihre Handelsposition in diesem Geschäft zu sichern suchte (vgl. a. Ugalde 1994: 342f.; Iribertegui 1987: 183). Offenbar bescherte die aufstrebende Balatawirtschaft der Handelsstadt am Orinoco insgesamt eine neue Ära des Wohlstands, nachdem die Zeiten des ersten großen Booms und Reichtums mit dem Gold durch die seit einigen Jahren stagnierende Produktion in den Goldminen von El Callao in die Krise geraten war. Geradezu schwärmerisch äußerte sich der französische Wissenschaftler Morisse, der im Auftrag der französischen Regierung die wirtschaftlichen Möglichkeiten und Perspektiven der Ressource Balata auskundschaftete. Für ihn stand fest, dass mit dem neuen Handelsprodukt Balata, "die schönen Tage von Callao zurückgekehrt sind":

"Une ère de prospérité nouvelle vient de remplacer la précédente: depuis 1895-96, en effet, Bolívar connaît à nouveau la grande fortune, et un vent de richesse de plus en plus accentué y souffle, par suite de la naissance de l'exploitation des gommés dans le bas-fleuve et de l'extension rapide, considérable qu'a prise la production de la sorte de gutta-percha caoutchouqueuse qu'est le balata. Cette industrie s'y est créée de toutes pièces, de Bolívar à la mer: des Sociétés d'exploitation françaises et américaines se sont constituées, des milliers

⁹⁴ Zu Hintergründen und Faktoren, die die Überlegenheit der deutsch-hanseatischen Handelshäuser in Venezuela begründeten, siehe die Ausführungen von Walter (1997: 145f.) Zur wirtschaftlichen Rolle der Deutschen im Venezuela und den venezolanisch-deutschen Handelsbeziehungen im 19. Jahrhunderts s. Walter (1991; 1980); vgl. a. Fröschle (1979).

de bras y sont activement employés; la fièvre du caoutchouc a remplacé celle de l'or; les bénéfices considérables réalisés depuis trois ou quatre ans par les maisons de commerce de Ciudad-Bolívar ont donné naissance à cette locution expressive – nous l'avons entendue – : 'les beaux jours du Callao sont revenus'." (Morisse/Laffitteau 1901: 26-27)

Morisse macht in seiner Analyse des Balatahandels keinen Hehl daraus, wen er vor allem von der Gewinnung des Balata profitieren sieht: die Handelshäuser in Ciudad Bolívar, die seines Erachtens die Handelspreise im wesentlichen bestimmen und dabei Gewinnmargen durchsetzen, die, wie er an anderer Stelle schreibt, "unsereins dazu bringen könnte, sie als überzogen zu sehen, während sie für die Händler überaus angemessen sind" (Morisse/Laffitteau 1901: 12). Den Handelspraktiken dieser Kaufleute liegt dabei, wie Morisse weiter ausführt, ein ebenso einfaches wie lukratives, und wohlbekanntes Grundmuster zugrunde: alle importierten Waren, seien es Luxusartikel oder essenzielle Grundgüter, sehr teuer im Land an die Bevölkerung zu verkaufen, die einheimischen Produkte und Rohmaterialien für den Export dagegen zu einem möglichst niedrigen Preis aufzukaufen (Morisse/Laffitteau 1901: 12). Ein ungleicher Tausch gewiss, so sieht es auch Morisse. Nichtsdestotrotz seien die Händler "durch und durch ehrenhafte Geschäftsleute"(ebd.: 13), insofern sie sich immer genau an die Zahlungen halten: "Tradition ist es, teuer zu verkaufen, und Kredite zu märchenhaften Zinssätzen zu vergeben, aber genau und ohne Widerspruch zu zahlen" (ebd.). So wird überliefert, dass im Hause Blohm sichtbar über der Kasse ein Schild gehangen haben soll, mit der Aufschrift: 'Der Kassierer des Hauses Blohm irrt sich nicht' und daran hat man sich offenbar auch gehalten, wenn nachweislich einmal zuviel ausbezahlt wurde (Cabrera Sifontes 1981: 38).

So klar sich Morisse darüber ist, wer die Profiteure des Handels mit Balata waren, so klar ist er sich auch darüber, wer weniger von den Segnungen dieser Ökonomie zu profitieren vermochte. Am unteren Ende der hierarchischen Produktionsverhältnisse verortet er die sogenannten *balateros*, also jene Leute, die die eigentliche Arbeit des Sammelns in den Balatawäldern verrichteten, d.h. das Latex aus den Bäumen holten und in einen handels- und transportfähigen Zustand brachten. Auf ihrer Ausbeutung, so Morisse, baut letztlich der Erfolg der Balataökonomie auf:

"Man muss ein Wort auszusprechen wagen, das grausam erscheinen mag, aber das den Erfolg ausmacht und auf den Punkt bringt: Die Ausbeutung des Eingeborenen muss der Gewinnung des Gummiprodukts vorausgehen." [i. Orig.: "L'exploitation de l'indigène doit primer l'exploitation du produit en gomme"] (Morisse 1901b: 58).

Überall anders gelte diese Praxis zwar als "unmoralisch und barbarisch", räumt Morisse im Weiteren freimütig ein, gleichzeitig komme ihre Anwendung aber durch eine "Rasse wie die unsere" einer Tatsache gleich (ebd.). Morisse weiß diesen Widerspruch auf seine eigene, elegante Weise aufzulösen, indem er auf die wechselseitige Verschränkung der Interessen und Bedürfnisse von Arbeitern und Unternehmern verweist. Im Endeffekt, so das Fazit seiner Analyse, nutzen die Unternehmer hier nur auf schamlose Weise ein Bedürfnis oder "Laster" aus, welches im Prozess selbst bei diesen Lohnknechten künstlich erzeugt wurde, die Arbeiter aber als natürlich empfinden – deren Bedürfnis nach Geld

nämlich, welches sie meist unmittelbar nach Erhalt wieder ausgeben, für alle möglichen Dinge, vor allem Rum. Ohne diesen, so gibt Morisse zu verstehen, hätte das Geld für den Arbeiter keinerlei Bedeutung (Morisse 1901b: 58).

Was man auch immer von dieser Einschätzung halten mag, deutlich wird hier, dass sich bei der Gewinnung von Balata offenbar ganz ähnlich komplexe Abhängigkeitsstrukturen in den Produktionsverhältnissen herausgebildet haben, wie sie vielfach und detailliert für die Kautschukgewinnung in Amazonien unter dem Begriff des *aviamento*-Systems beschrieben worden sind (s. u.a. Barham/Coomes 1996; Weinstein 1983). Unter ganz normalen Bedingungen konnte es durchaus sein, dass – ähnlich wie beim Kautschuk – ein Balatablock durch sechs verschiedene Hände ging, bis er sein letztendliches Ziel erreichte: den Fabrikanten von Treibriemen und anderen Gerätschaften in Europa, für deren Herstellung das Balata gebraucht wurde. Neben den erwähnten Händlern und Exporteuren in Ciudad Bolívar, die allerdings wohl selten selbst Hand an das Balata anlegten, waren eine Reihe weiterer Akteure am Produktionsprozess von Balata beteiligt. Dazu zählten beispielsweise die Erschließungsfirmen vor Ort, die sich Zugangsrechte zur Ressource Balata – meist in Form von Konzessionen – gesichert hatten.

Aus einer Broschüre anlässlich der 200jährigen Bestehens von Tumeremo (1988) lässt sich entnehmen, dass im Jahr 1917 allein im Distrikt Roscio etwa 160 Konzessionen zur Balatagewinnung existierten, wobei manche der Konzessionäre bis zu zwanzig der in der Regel 1.250 ha großen Einzelkonzessionen besaßen. Insgesamt belief sich die in diesem Distrikt zur Balatagewinnung vergebene Konzessionsfläche auf über 200.000 ha, was einen Großteil dieser Verwaltungseinheit bestehend aus den Gemarkungen Guasipati und Tumeremo ausmachte (Hernández/Herrera 1988: 13). Im ganzen Bundesstaat Bolívar vergab die venezolanische Regierung in diesem Jahr 218 Konzessionsrechte, die zusammengerechnet eine Fläche von 272.000 ha umfassten (Bell 1922: 316). Diese Zahlen führen einmal mehr eindrücklich die herausragende Stellung der Region um Tumeremo in der Balatagewinnung vor Augen.

Genauer über die Organisation, Herkunft und Arbeitsweise dieser Unternehmen lässt sich aus den Quellen nicht ermitteln. Es findet sich lediglich der Hinweis, dass ein englisches Unternehmen namens Dick Balata Ltd. zeitweise "faktisch ein Monopol in der Region etablieren konnte" (Fernandéz 1995: 123).⁹⁵ Eine Firma gleichen Namens findet

⁹⁵ Dies ist insofern eine interessante Bemerkung, als ökonomische Analysen der Kautschukgewinnung in Amazonien immer wieder auf das Fehlen monopolistischer Strukturen in der Produktion dieses Rohstoffes verwiesen haben. Offensichtlich haben die Weitläufigkeit der Sammelgebiete, die dezentrale Organisation und die Offenheit des Marktzugangs die Herausbildung von Handelsmonopolen auf dem Weltkautschukmarkt verhindert (vgl. Barham/Coomes 1996: 34f.). Die erwähnte Monopolstellung der Dick-Balata Ltd. könnte in diesem Zusammenhang einen Hinweis auf Unterschiede in den materiellen Produktionsbedingungen dieser beiden Ressourcen geben. So waren die Balatabestände weitaus weniger weitläufig im Raum verteilt, sondern auf einige bestimmte, relativ überschaubare Regionen in Venezuela konzentriert, die außerdem – und dies scheint mir ein bedeutender Faktor – noch vergleichsweise 'zugänglich' waren, jedenfalls im Vergleich zur Abgelegenheit großer Teile des Amazonasgebietes.

wiederholt auch in den damals einschlägigen Handelszeitschriften der Branche Erwähnung, wie der in New York veröffentlichten *India Rubber World*, die über alle wichtigen Ereignisse und Entwicklungen auf dem internationalen Gummimarkt informierte. Demnach handelte es sich hier um eine schottische Riemenfabrik, die als bedeutender Großabnehmer der (venezolanischen) Balataexporte aus Südamerika die Aufmerksamkeit auf sich zog (s. u.a. *India Rubber World* 1903, Vol. 27 (6): 185). Eine direkte kommerzielle Verbindung zwischen den beiden Unternehmen lässt sich aus dem vorhandenen Quellenmaterial zwar nicht belegen, aber angesichts der komplexen internationalen Verflechtungsstruktur des Balatamarktes dürfte eine solche durchaus nicht unwahrscheinlich sein. Wie schon Morisse in dem obigen Zitat andeutet, hatten sich Unternehmer aus den USA wie dem europäischen Ausland bereits größere Balatakonzessionen gesichert. Die venezolanische Regierung zeigte sich offenbar auch hier sehr großzügig gegenüber ausländischen Investoren, die behaupteten, die wirtschaftliche Entwicklung der betreffenden Regionen zu fördern (vgl. Pearson 1911: 177). Den Namen der Konzessionäre zufolge, die in der o.g. Jubiläumsschrift von Tumeremo z.T. ebenfalls erwähnt werden, muss es aber auch eine ganze Reihe von Venezolanern aus der Region gegeben haben, die aktiv in diesem Geschäft mitmischten.

Wichtige Akteure in der hierarchisch strukturierten Produktionskette von Balata waren die sogenannten *regatones* und *mañoqueros*, die sowohl Perera (1990: 226f.) als auch Iribertegui (1987: 143) erwähnen. Die *regatones* agierten als Zwischenhändler; ihr Geschäft bestand darin, Waren und Lebensmittel an die *barracas balateros*, die Camps der Balatazapfer in den Wäldern, zu verkaufen oder direkt gegen Balatablöcke einzutauschen. Der gleichen Aktivität widmeten sich im Prinzip auch die *mañoqueros*, die allerdings – wie der Name schon andeutet – hauptsächlich ein Produkt anboten: Maniok bzw. Maniokfladen, ein wichtiger Grundstock in der Versorgung der *balateros*.⁹⁶ Beide waren als Betrüger berüchtigt, die die indigenen Arbeiter um das wenige Geld betrügen, das diese verdienten (Zent 1992: 66, Fn 23). Am unteren Ende der Hierarchie stand – wie bereits erwähnt – die Gruppe der Gummizapfer, die mit Abstand das schwächste Glied des Produktionssystems bildeten und die sich in vielen Fällen mit äußerst repressiven Arbeitsverhältnissen konfrontiert sahen. Dies galt wohl im besonderen Maße für die indigene Bevölkerung, die in Venezuela wie in anderen Kautschukgebieten Amazoniens eine wichtige Quelle lokal verfügbarer Arbeitskräfte für die Gummiarbeit darstellte, auf die man – wie wir wissen – notfalls auch mit Gewalt zurückgriff.

Die Frage der spezifischen Bedingungen, unter denen die indigenen wie nicht-indigenen *balateros* in Venezuela ihre Arbeit vor Ort verrichteten, wird uns im vierten Teilabschnitt

⁹⁶ Wohl mehr noch als bei der Gewinnung von Balata waren diese beiden Akteursgruppen bei der Kautschukgewinnung (*Hevea*) präsent, die sich in Venezuela vor allem im südlichen Teil des Landes, dem Territorio Federal de Amazonas abspielte, wo die Transport- und Verkehrswege zu den Zentren insgesamt länger waren und in der Regel über die Flüsse verliefen. Ein Großteil des hier gewonnenen Kautschuks wurde über das brasilianische Manaus ausgeführt (vgl. Iribertegui 1987: 155f.)

dieses Kapitels (II.24) im Zusammenhang mit der Diskussion um die Auswirkungen und Folgen der Balatazeit auf die indigene Bevölkerung noch ausführlicher beschäftigen. Im folgenden Abschnitt steht zunächst die Arbeit der *balateros* selbst im Vordergrund: Wie wurde das Balata vor Ort gewonnen und weiterverarbeitet? Welche Folgen und Probleme ergaben sich daraus?

'Raubbau am Walde': Gewinnungsmethoden von Balata

Im Kontext aktueller Debatten um den Schutz der Tropenwälder gelten diejenigen Menschen, die heute noch von der Kautschuksuche leben, meist als nachhaltige Nutzer des Waldes. Schließlich lässt sich dieser Rohstoff aus den tropischen Wäldern gewinnen, ohne diese zu zerstören oder nachhaltig zu beschädigen, wie das Beispiel der brasilianischen *seringueiros* zeigt (vgl. dazu Hecht/Cockburn 1989).

Nach ähnlichem Prinzip, so erwartet man, wird wohl auch die Gewinnung anderer, dem Kautschuk verwandter Substanzen wie das Balata, vonstatten gehen bzw. vonstatten gegangen sein. Umso erstaunter ist man daher, die Gewinnung von Balata als "irrrationales System" (Oxford-López 1948: 162), als "Raubbau im Walde" (Sievers 1921: 26) oder gar "primitiv und barbarisch" (Morisse/Laffitteau 1901: 43) beschrieben zu finden. Allem Anschein nach galt dies insbesondere für Venezuela, wo in den Worten Cabrera Sifontes (1981: 35) "die vorherrschende Art, das Balata zu gewinnen, darin bestand, diesen stattlichen Baum von härtestem, rötlichfarbenem Stammkern (...) mit der Axt niederzuschlagen." Er fährt fort:

"An dem unter dem Schlag der Axt gefallenen Purguo-Baum wurden seitlich am Stamm verlaufende Einschnitte gemacht. Am unteren Ende jedes Kanals wurde dann auf beiden Seiten ein 'taturó' (eine Art Behälter: MG) aus Blattwerk oder eine Kalebasse befestigt, um den Latex aufzufangen. Ein kleiner Schlag mit der Spitze der Machete genügte, um diese in der Rinde zu verankern. Der Latex wurde dann in großen Behältern gesammelt, wobei mit dem Finger der restliche Latex aus den Kanälen herausgestrichen wurde. Das ganze wurde dann 'dem Maulesel' übergeben, der sich vollbeladen auf den Weg machte, um das Produkt zur Station zu führen." (Cabrera Sifontes 1981: 35; Üs: MG)

Diese destruktive Form der Gewinnung wird für die ersten Jahrzehnte der Balata-Ära in Venezuela von allen Autoren bestätigt. In den drei Guiana-Ländern und im Nordosten Brasiliens, die neben Venezuela wichtige Balataproduzenten jener Zeit waren, scheint sich dagegen eine ressourcenschonendere Methode durchgesetzt zu haben: hier wurde das Balata in der Regel am stehenden Baum gezapft (s. Joubert 1899; zur Balataexploitation in Surinam, s. Heilbron/Willemsen 1980). Auch diese Methode war keinesfalls nachhaltig, sondern führte oft zu irreparablen Schäden und letztlich zum Absterben der Bäume, wie Williams in seinen Ausführungen zu Balata vermerkt. Dies hing u.a. mit den baumphysiologischen Besonderheiten (Tiefe und Verlauf der Milchgefäße etc.) der Ressource zusammen. Anders als bei den kautschukliefernden *Hevea*-Bäumen (vor allem

Hevea brasiliensis, *Hevea benthamiana*) eigneten sich die Balata-Bäume nämlich nur bedingt für regelmäßiges und wiederholtes Zapfen.⁹⁷ Nach dem Zapfen müssen sich die Wunden am Baum erst vollständig wieder verschließen, um erneut produktionsfähig zu sein. Diese Regenerations- oder Ruhephase konnte – hier variieren die Angaben – zwischen 4 und 10 Jahre dauern (s. Williams, Ms. Balata – Massaranduba, S. 5; vgl. Rodway 1912: 264; Schmidt/Marcus 1943: 474). Erst dann produzierte der Baum wieder genügende Mengen von Latex, die kommerziell lohnend waren – falls der Baum die erste Nutzung überhaupt überlebt hatte. Wurde der Baum nämlich rundherum wie beim Kautschuk üblich gezapft, so trocknete die Rinde schnell aus und der Baum starb. Um den Erhalt der Balatabestände zu sichern, wurden in den damaligen Kolonien Britisch-Guiana und Holländisch-Guyana (heute: Guyana und Surinam) deshalb schon früh Regelungen erlassen, die die Art der Zapfmethode genauestens festlegten. So durften die Bäume nur auf der einen Seite des Stammes gezapft werden. Auch Form, Tiefe und Verlauf der Einschnitte waren geregelt, ebenso Umfang und Größe, die ein Baum haben musste, damit er gezapft werden konnte, sowie die Dauer der Ruhephase zwischen den Zapfungen (s. Williams, Ms. Balata – Massaranduba: 6). All dies basierte auf der Theorie, dass der Baum unter diesen Bedingungen seine Vitalität und Produktivität innerhalb von vier bis fünf Jahre zurückgewinnen würde, ein erneutes Zapfen möglich und damit auch die Kontinuität der Balataindustrie gesichert wäre (vgl. Joubert 1899: 293f.) Die praktischen Ergebnisse konnten die Theorie jedoch nicht gänzlich bestätigen. Williams (Ms. Balata – Massaranduba, S. 5) schätzt, dass "mindestens 50% der Bäume, die nur auf einer Seite gezapft wurden, vor dem zweiten Zapfen eingehen". Hinzu kam wohl, dass viele der überlebenden Bäume beim zweiten Zapfen viel weniger Latex lieferten, so dass sich ein erneutes Zapfen kaum lohnte. "Wiederholtes Zapfen wurde daher auch wenig versucht", so das Fazit von Joubert (1899: 293). Dennoch wurde diese Methode gerade in Britisch-Guiana als die ökonomischste vom Standpunkt des Ertrags als auch des Erhalts der Bäume für zukünftige Gewinnung gesehen (s. Williams, ebd.).

In Venezuela dagegen schien die Sorge um den Erhalt der Ressourcenbestände weniger umfangreich gewesen zu sein. Zwar begannen bereits kurz nach Beginn der Exploitation Bemühungen von offizieller Seite, der Zerstörung der Balata-Bäume Einhalt zu bieten. Sie zeigten jedoch offenbar kaum Wirkung. Auch ein später gesetzlich verankertes Fäll-Verbot

⁹⁷ Diese Eigenschaft teilen sie im Übrigen mit der Gattung *Castilloa* (*C. elastica*, *C. ulei*), die neben *Hevea* und *Balata* eine weitere wichtige Sorte und Handelsklasse von Gummi während des amazonischen Kautschukbooms lieferte. Die Gewinnung dieser weniger wertvollen Gummiart erfolgte damals – ebenso wie beim *Balata* – mittels Fällen und Ausbluten des Baumes am Boden. Die Verbreitungsgebiete der *Castilloa* lagen vor allem im oberen Amazonasgebiet, in einem weitgespannten Bogen, der von Kolumbien durch Ecuador und Peru nach Bolivien reichte. Auch im Gebiet von Putumayo, wo die indigene Bevölkerung unter extrem grausamen Bedingungen zur Sammelarbeit gezwungen wurde, wurde hauptsächlich diese Kautschukart gewonnen. Dieser Umstand mag dabei nicht ganz unerheblich gewesen sein, da die soziale Organisation der Gummigewinnung variierte, je nachdem welche Klasse von Kautschuk gesucht wurde, d.h. auch davon abhängig war, in welcher Form die Ressource materiell vorlag (s. Barham/Coomes 1996: 36ff.).

änderte daran nichts (vgl. Williams, *History of Balata*, S. 24; Perera 1993: 164f.). Die Methode des Fällens war insgesamt zwar arbeitsaufwändiger und mühsamer, von allen Verfahren brachte sie jedoch die höchsten Erträge pro Baum. Nach Angaben von Joubert (1899: 293) konnten so sechs- bis achtmal höhere Erträge erzielt werden als durch das Zapfen am stehenden Baum. Andere Schätzungen sind etwas konservativer und gehen meist von einer durchschnittlich etwa vier mal höheren Ertragsmenge pro individuellem Baum aus (vgl. Williams *Ms. Balata – Massaranduba*, S. 3f.; Schmidt/Marcus 1943: 474). Konnten durch das Zapfen an gefälltten Bäumen durchschnittlich zwischen 10 und 12, in vielen Fällen sogar 16 bis 20 Liter Latex gewonnen werden, was etwa 5-6 kg bzw. 8-10 kg getrockneten Gummi entsprach, so galten in Britisch-Guiana, wo das Zapfen auf eine Seite des Stammes beschränkt war, bereits 1,5 kg bis 2,5 kg Gummi als zufriedenstellende Menge.⁹⁸ Alles in allem waren dies erhebliche Produktivitätsunterschiede, so dass das Fällen der Bäume – zumindest vom Standpunkt kurz- oder mittelfristiger Gewinnmaximierung – der produktivere und profitablere Weg war, für den man offensichtlich auch die Zerstörung der Ressourcenbasis in Kauf nahm.⁹⁹

Die ökologischen Auswirkungen der Balatagewinnung in Venezuela waren immens. Ein kleines Rechenbeispiel soll genügen, um eine Vorstellung von der Dimension der ökologischen Auswirkungen auf die Wälder im Süd-Osten Venezuelas zu bekommen: Gehen wir davon aus, dass pro 5 kg getrocknetem Balata durchschnittlich ein Baum in Venezuela gefällt wurde und rechnen dies um auf die in der Tabelle oben aufgeführten Ausfuhrmengen von Balata, so zeigt sich, dass allein in den ersten 10 Jahren der Balataexploitation mehr als eine Million Bäume der Axt der *balateros* zum Opfer gefallen sein müssen. Auf die vier Dekaden der Balata-Ära hochgerechnet dürften noch mal ein paar Millionen dazugekommen sein, zumal der Höhepunkt des Balatabooms noch ausstand. Nicht berücksichtigt sind hier die Bäume und Pflanzen, die durch die herunterstürzenden, großen Balatabäume in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Schätzungen über die Anzahl gefällter Bäume, die man in den Quellen findet, fallen oft noch höher aus. Nach Williams (*History of Balata*, S. 23) wurde um 1927 geschätzt, dass "bis zu 5.000.000 ausgebluteter Balata-Bäume auf dem Boden der Wälder südlich des unteren Orinokoflusses in Venezuela lagen". Einem Bericht in der Zeitschrift *Der Tropenpflanzer* aus dem Jahr 1919 zufolge, sollen in den zehn Jahren zuvor durch 10.000 Kautschukzapfer sogar 36 Millionen Bäume vernichtet worden sein (*Der Tropenpflanzer* 1919, Jg. 22 [1]: 61; vgl. Bell 1922: 315f.). Ähnlich hoch sind auch die Berechnungen, die

⁹⁸ Die Ertragsleistung einzelner Bäume war nicht nur abhängig von der Gewinnungsmethode, sondern auch vom Reifezustand der Bäume, ihrem Standort, Bodenqualität und nicht zuletzt auch den Wetterbedingungen während der Gewinnung. Allem in allem konnten die Erträge einzelner Bäume erheblich schwanken. Mit die höchsten Erträge wurden jedoch aus Venezuela berichtet (s. Williams, ebd.:3; vgl. Harrison/Stockdale 1911: 29f.)

⁹⁹ Langfristig gesehen bedeutete die Zerstörung der Bäume jedoch einen beträchtlichen Verlust an Wertschöpfung, der sich nach Berechnungen des US-amerikanischen Handelsbeauftragten Bell (1922: 315f.) für die vergangenen 10 Jahre insgesamt auf mehr als eine halbe Milliarde Dollar belaufen könnte.

der venezolanische Intellektuelle Aturo Úslar Pietri in einem 1936 von ihm verfassten und in der Zeitung *Ahora* erschienenen Leitartikel zitiert. Für diesen Artikel wurde Úslar Pietri berühmt: es war jener ebenso kritische wie vorausschauende politische Kommentar, in dem er hart mit der parasitären und korrupten Mentalität der venezolanischen Wirtschaft ins Gericht geht und seinen berühmt gewordenen und folgenreichen Slogan vom *sembrar el petróleo* prägt. Die Daten selbst sind, wie Pietri schreibt, einem jüngst veröffentlichten Buch entnommen, dessen Autor er jedoch in dem kurzen Leitartikel nicht anführt:

"In der Region Cuyuní arbeiteten mehr oder weniger 3.000 Männer, die durchschnittlich 9.000 Bäume am Tag fällen. Im Monat beläuft sich dies auf 270.000, in den sieben Monaten [...] auf 1.890.000. Multipliziert man diese letzte Summe mit der Anzahl der Jahre, in denen Balata gewonnen wurde, so erhält man eine ungeheuerliche Summe an gefällten Bäumen und man bekommt entfernt eine Idee, was Purguo [i.e. Balata, MG] ist." (Úslar Pietri 1936; Üs: MG)

Für Úslar Pietri illustrieren diese Worte einen irrationalen Umgang mit einer Ressource, der einer gesunden und produktiven Wirtschaftsentwicklung diametral gegenübersteht; sie sind "die brutale Grabinschrift des Balatá, das bei anderem Verlauf einer der größten Reichtümer Venezuelas hätte sein können" (ebd.). Das Öl, das gerade im Begriff war die Nachfolge von Balata als 'Boomressource' anzutreten, durfte seiner Meinung nach nicht dieses Schicksal erleiden. Vor genau diesem Hintergrund formuliert Úslar Pietri seine Devise vom "Aussäen des Öls", eine wirtschaftspolitische Devise, deren Signifikanz allerdings erst viel später in vollem Umfang erkannt werden sollte (vgl. Kap. II.3).

Die entrindeten Stämme der gefällten Bäume, deren Anzahl – glaubt man den Berechnungen – in die Millionen ging, wurden allem Anschein nach einfach liegen gelassen und das ansonsten so gepriesene Hartholz der Balatabäume nicht weiter genutzt. Offenbar verlor das Holz nach dem Zapfen seine Härte und Beständigkeit, so dass nur das Holz ungezapfter Bäume industriell verwendet werden konnte (s. Williams, *History of Balata*: 23). Eine Vorstellung davon, wie es damals in der Region Imataca ausgesehen haben muss, lässt Cabrera Sifontes (1981: 36; Üs: MG) in seinem Bericht erahnen:

"De la época en que se trabajaba con hacha, en las estribaciones de Imataca, como en una galería selvática, quedaron grandes áreas entrojadas con palos tumbados, luciendo el puro corazón, que permiten a un cazador caminar largos trechos sobre ellos sin pisar el suelo. Esto demuestra que los cauchales aparecían en 'manchas' que fueron destrozadas. Es evidente que la selva no dejó reponerse a los purgales." (ebd.)

Die umfassende Vernichtung der Balatabestände blieb damals international nicht unkommentiert. Schon früh wurde von verschiedener Seite Kritik an dem "Raubbau im Walde" formuliert, wie es der deutsche Geograph und Venezuelaexperte Wilhelm Sievers (1921: 26) in seinem Buch über Venezuela nannte (vgl. a. Bürger 1922: 130). Im Blickpunkt der Kritik standen dabei weniger die angerichteten ökologischen Schäden im engeren Sinne, als vielmehr die wirtschaftliche Verschwendung und Irrationalität dieses Systems. Schließlich, so die gängige Kritik, beraube sich auf diese Weise eine wichtige Industrie ihre eigene Ressourcenbasis, was über kurz oder lang das Ende der Industrie bedeuten müsse. Bereits 15 Jahre nach Beginn der Balataexploitation waren die Folgen

dieses Systems merklich spürbar. Viele der zugänglicheren Waldgebiete waren bereits 'geplündert', so dass ein Vordringen in immer entlegene Gebiete notwendig wurde. Das Zentrum der Balataexploitation hatte sich in dieser Zeit bereits von dem Ort Guasipati weiter nach Südosten nach Tumeremo verlagert, wie Dalton (1912: 218) vermerkt. Noch befinden sich die Kernsammelgebiete in den nahe gelegenen Wäldern, weiß Dalton aus eigener Anschauung weiter zu berichten, aber da "das System der Vernichtung der Bäume im großen Stil immer noch anhält, ist zu befürchten, dass sich die Geschichte von Guasipati hier wiederholen wird, und dass die Industrie in nicht allzu ferner Zeit durch Selbstmord zugrunde gehen wird" (ebd.).

So wurde der ab Mitte der 1920er Jahren zu verzeichnende Rückgang in der Ausfuhr von Balata, "diesem wichtigsten Erzeugnis des Waldes" (Sievers 1921: 26f.), auf die zunehmende Verknappung der Ressourcen zurückgeführt. Zwar sollte das spätere Ende des Booms andere Gründe haben, dennoch hatten sich die Sammeltätigkeiten im Verlauf der Jahre immer mehr in das unwegsamere Landesinnere, in Richtung Grenze zu Britisch-Guiana und Brasilien verschoben. Der Niedergang der Balataindustrie in den 1940er Jahren bedeutete letztlich in gewisser Weise die Rettung für die Wälder Guyanas. Wie Oxford-López rückblickend schreibt bedeutete das Ende gleichzeitig auch die "Erholung von der unmenschlichen Ernte" (Oxford-López 1948: 162).

Keiner der zeitgenössischen Autoren, die das zerstörerische System der Balatagewinnung mit Sorge betrachteten, dachte dabei offensichtlich an das Wohl der Menschen, die am unmittelbarsten und heftigsten die Auswirkungen dieses umfassenden Raubbaus an der Natur zu spüren bekamen. Es ist schwer, das genaue Ausmaß des ökologisch-materiellen Transformationsprozess, den der Balataboom in diesem Raum losgetreten hat, für die Kariña zu ermessen, geschweige denn ein differenziertes Bild seiner sozialen und kulturellen Auswirkungen zu zeichnen (vgl. Perera 1990: 240f.). In Anbetracht des Umfangs des ökologischen Eingriffs in den Wald ist jedoch stark zu vermuten, dass die Folgen für die indigenen Bewohner beträchtlich waren (s.u.). Nicht zuletzt wird vor diesem Hintergrund die Vorstellung von einer ökologischen Unversehrtheit und 'Jungfräulichkeit' dieses tropischen Waldgebietes *ad absurdum* geführt, wie sie im Zusammenhang der aktuellen Nutzungskonflikte wieder verstärkt zirkuliert.

Die Ausführungen beschränkten sich bislang vor allem auf das Zapfen, d.h. auf die Extraktion der Milch aus den Bäumen. Dies stellte jedoch nur einen Teil der Arbeit der *balateros* vor Ort dar. Bevor die gezapfte und in größeren Behältern gesammelte Balatamilch zu den größeren Handelszentren transportiert werden konnte, musste sie vor Ort noch weiterverarbeitet werden. Dazu gehörte im Wesentlichen ihre so genannte Koagulation und Trocknung. Dies konnte auf verschiedene Weise erfolgen und je nachdem welche Methode angewandt wurden, ergaben sich verschiedene Produkt- oder Handelsklassen von Balata. In Venezuela wurde das Balata – wie bereits erwähnt – meist in Form des sogenannten *Block-Balata* produziert und vermarktet. Dabei wurde die Balatamilch in einem großen Kessel zum Koagulieren erhitzt. Die koagulierte, zähflüssige

Masse wurde danach in quadratische Holzbehälter oder mit Blättern ausgelegte Gruben am Boden gefüllt bzw. gepresst, wo man die Masse zu einem festen Block erkalten ließ. Der ganze Prozess dauerte ca. sechs Stunden: ein bis zwei Stunden für die Koagulation, die verbleibende Zeit für Erkalten und Erhärten der Gummimasse (*India Rubber World* 1901: 296). Die Blöcke konnten in Größe und Gewicht variieren. Das Orientierungsmaß war wohl ein Gewicht von etwa 25-30 kg pro Balata-Block, so dass die Blöcke noch leicht genug waren, um von den *balateros* und/oder Mauleseln getragen werden zu können (Williams, *History of Balata*, S. 33f.; vgl. a. Schmidt/Marcus 1943: 474f.).¹⁰⁰

Bezahlt wurden die *balateros*, wie es scheint, nach Menge bzw. Gewicht. Berücksichtigung fand dabei auch die Qualität des von ihnen abgegebenen Erzeugnisses, die jedoch vor Ort kaum systematisch zu kontrollieren war. Dies versuchten die *balateros* auf verschiedene Weise für sich zu nutzen, indem sie beispielsweise das Gewicht der Balatablöcke durch Beigabe von Steinen und anderen Gegenständen künstlich erhöhten. Weit verbreitet war auch die Strategie, minderwertige Latexarten den Balatablöcken beizumischen, was die Qualität und folglich auch den Marktwert des Erzeugnisses erheblich minderte, wie vor allem der französische Experte Lucien Morisse (1901: 44f.) in seinen Analysen der venezolanischen Balatawirtschaft immer wieder monierte. Durch diese "beklagenswerte Gewohnheit der venezolanischen Arbeiter" werde das Potenzial der Ressource nicht annähernd ausgeschöpft; allerdings zeigte er sich zuversichtlich, dass die "absurde und unsägliche Mixtur", wie sie viele der Balatablöcke während seines Aufenthaltes in Venezuela kennzeichneten, bald zugunsten einer mehr auf Reinheit achtenden Verarbeitung des Balata vom Markt verschwinden würde (ebd.). Da auch in späteren Jahren gelegentlich Kommentare über die Unreinheit der Balatablöcke belegbar sind, ist anzunehmen, dass die Durchsetzung von wirtschaftlichen Rationalitätsprinzipien im Umgang mit der Ressource Balata in Venezuela nicht von durchschlagendem Erfolg gekrönt war. Wie bei der Extraktion des Balata mittels Fällen der Bäume scheint auch hier unter den venezolanischen *balateros* die Maxime der schnellen und sofortigen Rendite vorherrschend gewesen zu sein, statt auf längerfristige oder gar dauerhafte

¹⁰⁰ In den Guianas (Guyana, Surinam und Französisch-Guyana) dagegen wurde die Form des *Sheet-Balata* bevorzugt, das aufwändiger in seiner Herstellung war, jedoch auch höhere Marktpreise erzielte (Morisse 1901b: 45). Zur Herstellung des Sheet-Balata wurde – der Name deutet es schon an – die Balatamilch in dünnen Schichten koaguliert bzw. getrocknet. Der zunächst gesiebte Rohlatex wurde dazu in große, rechteckige, mit Lehm ausgelegte und mit Balata-Gummi versiegelte Holzverschalungen gegossen, die *Dabris* (bzw. *Dabré* oder auch *Dabree*) genannt wurden (s. Harrison/Stockdale 1911: 36f.; vgl. Williams, *History of Balata*: 43). Die etwa 2,5m auf 3,5m messenden und etwa 20cm tiefen *Dabris* besaßen ein provisorisches Palmblätterdach für schlechtes Wetter, andernfalls wurde der Latex in der Sonne getrocknet. Sobald die oberste Schicht in einer Dicke von etwa einem halben Zentimeter getrocknet und gehärtet war, wurde sie abgenommen und nochmals einen Tag zum Abtropfen in die Sonne gehängt, wodurch das Balata "eine tiefbraune Farbe" annahm (ebd.: 43). Danach wurden die *sheets* offenbar für weitere zwei bis drei Monate zum Vulkanisieren bzw. Aushärten in eine offene Hütte gehängt. Mit diesem quasi natürlichen Koagulationsverfahren erhielt man nach Williams ein sehr hochwertiges Balata, das sich insbesondere durch seine dichte Konsistenz und geringen Feuchtigkeitsgehalt auszeichnete. Im Vergleich dazu hielt das Block-Balata eine beträchtliche Menge an Feuchtigkeit zurück, die den geringeren Preis des Produkts erklärte.

Nutzenmaximierung zu setzen. Dieser Punkt wird uns gleich noch einmal beschäftigen.

Ähnliche Strategien der irregulären Gewichtsvergrößerung wurden allerdings auch bei der Herstellung des Sheet-Balata angewandt.¹⁰¹ Diese Tricks und Kniffe stellten für die oft unter extremen Abhängigkeitsverhältnissen arbeitenden *balateros* eine der wenigen Möglichkeiten, aktiv in die Situation zu ihrem Gunsten bzw. zum Schaden ihrer Arbeitgeber zu intervenieren, eine Art versteckter und alltäglicher Widerstand – die "Waffen der Schwachen", wie man in Anlehnung an Scott (1985) den Charakter dieser kleinen Betrügereien bezeichnen könnte.

Nach Morrise zeichneten sich insbesondere die indigenen Arbeiter in der Kunst des Betrügens aus: "Sie sind Experten in der Kunst des Stehlens und Täuschens", schreibt er, wobei sich seine Ausführungen hier vor allem auf die Situation am oberen Orinokogebiet beziehen (Morisse 1901a: 10). An anderer Stelle bestätigt er solche "Fälschungen" auch für die Gebiete am unteren Orinoko, wobei hier umgekehrt das Balata oft durch Beigabe von Kautschuk verunreinigt werde, was er im übrigen für besonders "beklagenswert" hält, da reines Balata seinen Angaben zufolge gut und gerne den zweifachen Preis erziele als der beste Para-Kautschuk (Morrisse 1901b: 45f.). Nach Bell (1922: 313), der den ausgesprochen sorglosen und verschwenderischen Umgang mit der Ressource Balata in Venezuela bestätigt, habe die "Praxis des Fälschens viel dazu beigetragen, die venezolanischen Produkte auf den internationalen Märkten in Verruf zu bringen, und viel tiefere Preise werden für sie bezahlt". Aus marktwirtschaftlicher Perspektive kann der in Venezuela praktizierte Umgang mit der Ressource Balata demnach nicht überzeugen, wie nicht nur Morisse in seinen Studien immer wieder beklagte. Auch von anderen zeitgenössischen Beobachtern und Experten der Branche gab es wiederholt Kritik an diesem verschwenderischen Umgang mit und Raubbau an der Ressource Balata (vgl. Sievers 1921; Bell 1922: 312f.; Oxford-López 1948: 162). Eine vernünftige Ressourcennutzung müsse, wie Morisse seine Einschätzungen zur venezolanischen Balataindustrie bilanziert, vor allem folgende Missstände beheben:

"Für eine vernünftige Gewinnung wäre es vor allem wichtig, diesen chaotischen und unsachgemäßen Methoden Einhalt zu gebieten, insbesondere diesen Praktiken der Verschwendung, ja der Zerstörung, die darin bestehen zu plündern, nur um in einem einzigen Mal soviel Milch sammeln zu können, ohne sich über die Qualität dieser Milch und das Absterben des Baumes, der sie liefert, zu sorgen." (Morisse 1901b: 46)

Im gleichen Atemzug findet der Autor allerdings Worte der Entschuldigung für das unvernünftige Wirtschaftsverhalten der Venezolaner, indem er auf die schier unerschöpflichen Ressourcenbestände verweist, mit dem das Land gesegnet sei, und durch die die Venezolaner über die Maßen verwöhnt seien. Dies erkläre und entschuldige seiner Ansicht

¹⁰¹ Eine Technik, die die *balateros* in Surinam beispielsweise anwandten, um das Gewicht der Sheets zu erhöhen, bestand nach Joubert (1899: 295) darin, Teile der noch feuchten Seite der Schicht so einzuschlagen, dass sie von außen trocknet und den feuchten Teil in sich einschließt. Auf diese Weise konnte das Gewicht um 20 Prozent gesteigert werden, ohne dass die eingeschlossene Feuchtigkeit von außen erkennbar war.

nach den verschwenderischen Umgang der Venezolaner mit ihren Ressourcen (ebd.). Auch er nämlich ist der Auffassung, wie er an einer Stelle offen zu verstehen gibt, dass die Balatavorräte in Venezuela in derart reichlichen, ja unerschöpflichen Mengen vorhanden seien, dass selbst von einer so zerstörerischen Praxis, wie sie ihn Venezuela verbreitet ist, keinerlei Gefahr für die Bestandssicherung der Ressource ausgehe, schon gar nicht in Anbetracht der begrenzten Größenordnung der venezolanischen Balata-Industrie (Morisse/Laffitteau 1901: 43).

Eine solche aus dem Überfluss geborene ökonomische Mentalität der Verschwendung mag ein Grund für die spezifische Form der Gewinnung in Venezuela sein.¹⁰² Es ließen sich aber noch andere Überlegungen bzw. Vermutungen daran anknüpfen. Vieles an der Art und Weise, wie die *balateros* vor Ort mit der Ressource umgingen – die Methode der einmaligen Extraktion der Milch am gefälltten Baum; die schnellere und weniger aufwändige Form der Weiterverarbeitung zu Balatablöcken, die generell mangelnde Sorgfalt im Umgang mit der Ressource, die Betrügereien und Schwindeleien – all dies deutet im Grunde auf eine 'hit-and-run'-Strategie hin: das heißt, es ging vielen *balateros* offenbar vor allen Dingen darum, möglichst schnell und sofort Gewinn aus der Ressource zu schlagen, im Moment 'zuzuschlagen', ohne Rücksicht auf eventuelle Gewinneinbußen und auf die weiteren Folgen ihres Tuns für die Ressource und deren zukünftige Nutzung. Auch dies könnte man als Ausdruck einer spezifischen ökonomischen Mentalität deuten, in der schnelle Gewinne und sofortige Gratifikation mehr zählen als Nachhaltigkeit und Rationalität der Produktionsstrategie.

Interessanter als nur auf die wirtschaftliche Irrationalität dieses Gewinnungssystems zu verweisen, ist meines Erachtens hier die Frage der Bedingungen, unter denen solche Praktiken verständlich werden bzw. die einen solchen Umgang mit der Ressource Balata hervorbringen könnten. Vieles könnte auf extrem unsichere und unregelte Arbeitsverhältnisse in der Balatagewinnung hindeuten, die ihrerseits wiederum auf das Fehlen von institutionalisierten oder zumindest halbwegs beständigen sozialen Organisationsstrukturen in der Produktion dieser Ressource rückschließen lassen. Gerade wenn man sich nicht sicher sein kann, dass man zu einem späteren Zeitpunkt wieder Zugriff auf die Ressource haben wird, oder dass Arbeitsbedingungen und Vermarktungschancen halbwegs stabil bleiben, macht die beschriebene Strategie des 'hit-and-run' Sinn. Zumindest erscheint es unter solchen Bedingungen der Unsicherheit und mangelnden institutionellen Verregelung der Arbeit plausibel, dass viele der in der Balatagewinnung tätigen Arbeiter dazu tendierten, die Bäume lieber zu fällen statt am Baum zu

¹⁰² Der hier postulierte Zusammenhang zwischen Ressourcenreichtum und ökonomischem Verhalten nimmt in gewisser Weise Debatten und Probleme vorweg, die später vor allem im Zusammenhang mit der Nutzung des Ölreichtums virulent wurden. Gerade im Umgang mit dem Öl wurde deutlich, dass der Reichtum an natürlichen Ressourcen wie Öl nicht nur ein wirtschaftlicher Segen ist, sondern zugleich auch gravierende Strukturprobleme mit sich bringen kann, ein Widerspruch, der als "Paradox des Reichtums" (Karl 1997) beschrieben wurde. Zur ökonomischen Mentalität venezolanischer Machthaber des 19. und frühen 20. Jahrhunderts s. auch Ugalde (1994).

zapfen, um das Latex zu extrahieren und auch die Produktionsform des Balata-Blocks gegenüber der des Sheet-Balata bevorzugten, beides Verfahren, die kurzfristig gesehen produktiver waren und schnellere Gewinne abwarfen. So gesehen könnte die spezifisch materielle Form der Ressource Balata auch auf die sozialen Bedingungen ihrer Produktion verweisen. Einmal mehr deutet sich hier die enge, koproduktive Beziehung zwischen natürlichen Ressourcen und sozialen Verhältnissen an, die ein Kernmotiv dieser Arbeit darstellt. Die hier angestellten Vermutungen zur sozialen Organisation der Balatagewinnung in Venezuela führen uns direkt zu einer der Kernfrage dieses Kapitels: der Frage nach den Arbeitsbedingungen und Folgen für die indigene Bevölkerung.

II.2.4 Arbeitsbedingungen und Folgen für die indigene Bevölkerung

Noch unmittelbarer als die skizzierten ökologischen und materiellen Effekte der Balatagewinnung dürfte das Schicksal der indigenen Bewohner dieser Gebiete mit der Art des etablierten Arbeitssystems vor Ort verknüpft sein. Wie bereits erwähnt, wurde die indigene Bevölkerung vielerorts für die harte Arbeit der Gewinnung von Balata oder andere anfallende Tätigkeiten 'rekrutiert'. Wieviele Kari'ña in der Balatagewinnung tätig waren, lässt sich aus den Quellen nicht ermitteln. Insgesamt soll sich die Zahl der in Venezuela mit der Balatasuche beschäftigten Männer auf etwa 10.000 belaufen haben. So schätzt Morisse beispielsweise, dass im Jahr 1900, also zu einem noch relativ frühen Zeitpunkt der Balatagewinnung, etwa 10.000 Männer als *balateros* oder *purgueros*, wie man die Balatazapfer in Venezuela auch nannte, in den Wäldern am unteren Orinoko in der Balatagewinnung arbeiteten (Morisse/Laffitteau 1901: 39). Die gleiche Zahl findet sich auch in der Zeitschrift *Der Tropenpflanzer* im Zusammenhang mit einem Hinweis auf die zerstörerische Gewinnungspraxis. Die Zahl wird hier als Durchschnittswert für die Jahre 1909-1919 genannt (*Der Tropenpflanzer* 1919: 61).

Auch der US-amerikanische Handelsbeauftragte beruft sich in dem von ihm verfassten Handbuch zu Industrie und Handel in Venezuela auf diese Schätzung bei seiner Kalkulation der Zahl der in der venezolanischen Balataindustrie beschäftigten Männer (Bell 1922: 316).¹⁰³

Nach Morisse (1901b: 50f.) standen für die Balatagewinnung vor allem zwei Klassen von Arbeitern vor Ort zur Verfügung: einmal schwarze britische Untertanen, die vormals aus dem zirkumkaribischen Raum und Britisch-Guiana für die Arbeit in den Goldminen in die

¹⁰³ Im Vergleich dazu wurden laut Stockdale (1911: 423) im angrenzenden Britisch-Guiana, wo die *Balata-Bleeders* jede Saison amtlich registriert wurden, beispielsweise in der Erntesaison 1909-1910 insgesamt 4016 Arbeiter vom zuständigen Institut für Forst und Bergbau registriert. In diesem Jahr produzierte das Land etwa 450.000 kg Balata, was etwa einem Drittel der in Venezuela gewonnenen Menge entsprach. Da mit der dort vorherrschenden konservativen Methode des Zapfens der einzelne Arbeiter durchschnittlich weniger Gummi zu produzieren vermochte als in Venezuela, erscheint die für Venezuela angegebene Zahl von 10.000 *balateros* als durchaus realistisch.

Region gekommen waren: "Sie sind stark und widerstandskräftig", so Morisse (1901b: 50), so dass sie unter guter Führung, "viel leisten". Just zum Zeitpunkt von Morisse' Recherchen Mitte der 1890er Jahre war der venezolanische Goldbergbau bereits in seine erste, tiefere Krise geraten, so dass viele der Goldminen, darunter auch die damals bereits legendäre Mine El Callao ihre Produktion einstellen mussten (vgl. Kap. II.1.2; s. auch Morisse 1904). Dies hatte zur Folge, dass ein großer Teil der mehrheitlich schwarzen Minenarbeiterschaft plötzlich ohne Arbeit dastand, was insofern ein günstiges Zusammentreffen war, als diese durch die Goldkrise "freigesetzten" Arbeiter, wie es in den zeitgenössischen Berichten oft formuliert wurde, nun gezielt für die Arbeit in der aufstrebenden Balataindustrie herangezogen werden konnten. Bei Mehrbedarf könnte man, so Morisse, mit wenig Mühe und in relativ kurzer Zeit neue Leute von den Inseln der kleinen Antillen rekrutieren (Morisse 1901b: 51).

Zum anderen gab es den "peón vénézuélien", wie er es nennt, den venezolanischen Lohnarbeiter, "eine noch im Entstehen begriffene und uneinheitliche Rasse, bisweilen rein indianisch, öfters jedoch gemischt aus überwiegend indianischen, weißen und ein bisschen schwarzen Anteilen" (Morisse 1901b: 51). "Weniger stark" als die schwarzen Engländer, weniger kräftig und sehr träge", haben sie im Gegenzug dazu nach Morisse den Vorteil, "sanft, höflich, sogar ziemlich feinsinnig und weitaus weniger fordernd als die Schwarzen", zu sein (ebd.). Bei der Gummiarbeit könnten mit diesen Leuten gute Ergebnisse erzielt werden, schreibt Morisse, allerdings dürfe man in keinerlei Weise Zwang ausüben, da sie sich von der Gewalt sofort abschrecken ließen. Auch würden sie sich Morisse' Angaben zufolge harten und Erdarbeiten verweigern, so dass sie bislang vor allem als Boten und Führer, als Fuhrmänner und Mauleseltreiber etc. eingestellt werden konnten. Für die Arbeit als Balatazapfer aber erweisen sie sich seiner Meinung nach qua ihres Naturells und gewisser kultureller Attribute in besonderer Weise geeignet, wobei Morisse hier wohl vor allem den *péon* indigener Herkunft im Kopf hat:

"Sie lieben den Wald, sind exzellent im Schlagen und Öffnen von Wegen, im Fällen von Bäumen, von Palmblättern und im Bauen von Häusern. Der Marsch, selbst der ausgedehnte, ist die einzige muskuläre Anstrengung, die ihnen gefällt. Die Natur dieser Vorlieben macht aus ihnen exzellente Gummisammler. Selbst der Indianer des Oberen Orinoko, sonst für jede Arbeit ungeeignet, sammelt und bereitet den Kautschuk ausgesprochen gut. All diese Venezolaner können für die Gewinnung von Balata herangezogen werden, eine Arbeit, die ihnen gefällt, und nicht viel Mühe erfordert. Das ist also eine wertvolle Ergänzung." (Morisse 1901b: 51; Üs: MG)

Morisse äußert sich in seinen Studien insgesamt positiv zur Verfügbarkeit und Qualität der Arbeitskräfte, die seinen Einschätzungen zufolge "immer auf dem Niveau des Bedarfs liegen könnten" (Morisse 1901b: 50). Allerdings gilt es hier zu berücksichtigen, dass Morisse seine Analysen zur venezolanischen Gummiwirtschaft im Auftrag der französischen Regierung anfertigte, die offensichtlich an diesem Geschäft interessiert war und Chancen und Risiken einer wirtschaftlichen Investition in diesem Feld von Morisse begutachten ließ. Selbst sichtlich angetan von dem Potenzial der Balataindustrie, war Morisse offenbar bestrebt, die Situation und das Entwicklungspotenzial der

venezolanischen Gummiwirtschaft in einem positiven Licht zu zeichnen. Schließlich galt es Investoren in Frankreich anzulocken, nicht abzuschrecken.

Gerade was die Frage der verfügbaren Arbeiter für die Balatagewinnung anbelangt, lassen sich in zeitgenössischen Quellen auch konträre Auffassungen finden. In einem Bericht der *India Rubber World* wird bereits früh die schlechte Arbeitersituation in der venezolanischen Balatawirtschaft angesprochen. Am Ende der Kurzberichts, der bezeichnenderweise gerade über gewisse Aktivitäten französischer Balata-Konzessionäre in Venezuela informiert, heißt es lapidar: "The available laborers, however, are most unsatisfactory" (*India Rubber World* 1903: 185). Der Bericht lässt jedoch offen, auf was sich diese Unzufriedenheit bezieht. Offensichtlich zielt die Kritik hier weniger auf die Verfügbarkeit von Arbeitskräften an und für sich, als auf die mangelnde Qualität der verfügbaren Arbeiter, die scheinbar nicht die Leistungen bringen, die man sich erwünscht. Ähnlich skeptisch beurteilt auch der Handelsbeauftragte der Vereinigten Staaten in seinen Ausführungen zur venezolanischen Balataindustrie die Arbeitssituation:

"There is a lack of sufficient labor and the workers have long been accustomed to the free and easy exploitation of the forests in a haphazard manner, or to a more or less nomadic life following the gold diggings in the Guiana district." (Bell 1922: 310)

Ein Problem im Hinblick auf die verfügbaren Arbeiterkräfte für die Balatagewinnung war demnach die mangelnde Disziplin und Zuverlässigkeit dieser "Abenteurerlegionen" (Gallegos 1961: 307), die – durch das Versprechen märchenhafter Gewinne angelockt – nach Guayana gekommen waren und an ein hartes, aber auch unstetes und vergleichsweise selbstbestimmtes Leben und Arbeiten im Busch gewöhnt waren. Gerade in der Goldsuche hatte sich abseits der großen Minen eine sehr dezentralisierte und mobile Arbeitskultur herausgebildet, in der das Gros der Wanderarbeiter, wie im Zitat angedeutet, vielfach den Entdeckungen der neuesten und vielversprechendsten Goldfundorten nachzogen. Das heißt, die Männer folgten in der Regel den *bullas*, die sich meist ebenso schnell wieder verflüchtigten, wie sie entstanden waren (s. Kap.II.1.2; vgl. Robinson 1968).

Eine 'schlechte Arbeitsmoral' wurde dabei vor allem der indigenen Bevölkerung nachgesagt, die offenbar wenig Interesse zeigte, für die sogenannten *racionales* zu arbeiten, jedenfalls nicht für einen längeren Zeitraum oder so regelmäßig und zuverlässig, wie es beispielsweise die lokalen Unternehmer bzw. *patrones* in der Balatagewinnung forderten. Immer wieder wird von zeitgenössischen Autoren und Texten aus jener Zeit auf die Schwierigkeiten hingewiesen, Indigene als Arbeitskräfte zu rekrutieren, ganz zu schweigen davon, sie in stabilen und längerfristigen Arbeitsverhältnissen zu binden. Der Ethnologe John Gillin, der ja Anfang der 1930er Jahre, also während der Balatazeit bei den Kari'ña am oberen Baramagebiet weilte, spricht diesen Aspekt in seiner Monographie über die Baramakariben gleich mehrmals an. Nicht zuletzt auf Grundlage persönlicher Erfahrungen kommt er zum Schluss, dass "ein Karibe", wie er schreibt, "die einfache Einstellung [hat], dass es wenig Sinn macht für jemanden zu arbeiten, sobald er alles bekommen hat, was er sich wünscht" (Gillin 1936: 26). Es ist eine Erfahrung, die er mit

vielen teilt, die versucht haben indigene Kari'ña im Baramagebiet für eine Arbeit anzuheuern, wie folgender Kommentar verdeutlicht:

"Every gold digger, lumber operator, and balata bleeder who has traveled on the Barama will tell you of the difficulty he has in keeping his Indian boatmen and laborers at work. 'An Indian will work only until he gets what he wants and then he will quit cold', is a common observation. Consequently, anyone who relies on a native crew must depend upon the personal relations which he establishes with his workmen to a larger extent than the trade goods which he can give them." (Gillin 1936: 132)

Interessant ist hier die Bemerkung, wonach eine Stabilisierung des Arbeitsverhältnisses mit den indigenen Kari'ña eher über die Beziehungsebene als über die ökonomische Tauschwertfunktion der Arbeit erreicht werden konnte. Demnach haben die Kari'ña dem Beziehungsaspekt mehr Bedeutung zugeschrieben, als dem potenziellen ökonomischen Nutzen, den sie aus diesem Arbeitsverhältnis hätten ziehen können. Stimmt Gillins Einschätzung, so dürfte die Strategie, wie sie beispielsweise der bereits viel zitierte Morisse in seiner Evaluation der venezolanischen Balataindustrie anführt, nämlich die (indigenen) Arbeitskräfte bzw. Balatazapfer über das gezielte Stimulieren von neuen Bedürfnissen nach Waren und Gütern ökonomisch abhängig bzw. gefügig zu machen, nur bedingt aufgegangen sein. Auch heute noch besitzt die Akkumulation von Gütern meinen Beobachtungen zufolge einen geringen Stellenwert für die Kari'ña. Bei der Mehrheit der derzeit in der Region Imataca ansässigen Kari'ña kann eine ähnliche Einstellung zur Lohnarbeit festgestellt werden, wie Gillin dies fast 70 Jahre zuvor bei den Baramakariben beobachtet hat. Sie verrichten auch heute Lohnarbeit im Allgemeinen nur sporadisch und wenn nötig. Sie ist meist eine 'Nebentätigkeit', neben der Subsistenzökonomie, die dominant bleibt und die Grundversorgung der meisten Haushalte sicherstellt. Gleiches berichtet auch Kloos in seiner ethnographischen Studie über die Maroniflusskariben in Surinam, bei denen Lohnarbeit ebenfalls, wie er berichtet, eine denkbar geringe Rolle spielt und gespielt hat und deren Beziehung zur regionalen Ökonomie er als ausgesprochen informell charakterisiert. Bezeichnenderweise erwähnt er gerade das Zapfen von Balata als Beispiel einer "temporären Aktivität dieser Art", d.h. der Lohnarbeit, die bei den Maronikariben in der Vergangenheit eine gewisse Rolle gespielt hat (Kloos 1971: 63f.).

Ein großes 'Problem' im Zusammenhang mit der Aneignung der indigenen Arbeitskraft stellte demnach ihre 'Unzuverlässigkeit' und ihre ökonomische Unabhängigkeit oder Autonomie dar. Die wenigsten indigenen Familien waren für ihre soziale Reproduktion auf Lohnarbeit angewiesen war. Eine Möglichkeit, sich auf 'legale Weise' der indigenen Arbeitskraft zu bemächtigen, war laut Hvalkof (2000: 100ff.) das gerade in der Kautschuk- und Balatawirtschaft allgegenwärtige *sistema de avance o endeude*, bei dem den Arbeitern Vorschüsse auf das Gummi bezahlt wurden, meist in Form von Naturalien, Werkzeugen und anderer für die Arbeit im Busch notwendigen Ausstattung, für die die so genannten *patrones* ihren Arbeitern meist unverschämt hohe Kosten in Rechnung stellten. Da in der Regel die Schulden mit der umgekehrt geringen Bezahlung, die die Kautschukzapfer bzw. *balateros* für das von ihnen gesammelte Gummi bekamen, kaum jemals zurückzubezahlen

waren, bedeutete dies für die Arbeiter meist der Beginn einer dauerhaften Schuldknechtschaft, aus der nur schwer wieder zu entinnen war. Wie verschiedentlich angemerkt, wurde die Schuld im Fall des Todes oft an die Kinder oder andere nahe stehenden Familienangehörigen weitergegeben, was zu sklavenähnlichen Abhängigkeitsverhältnissen führte (vgl. Iribertegui 1987: 298ff.).

Ähnlich wie Hvalkof sehen viele Autoren in diesem Schuldensystem die Kernursache für die z.T. extremen Ausbeutungs- und Zwangsverhältnisse, wie sie vielerorts die Situation der Gummizapfer in der südamerikanischen Kautschukgewinnung geprägt haben.¹⁰⁴ Dies galt wohl im besonderen Maße für die indigene Bevölkerung, die z.T. unter extrem repressiven Bedingungen zur Arbeit gezwungen wurden (vgl. Hvalkof 2000; Stanfield 1998; Iribertegui 1987; Taussig 1984; Bodard 1970; Collier 1968). Die Studien, die sich mehrheitlich auf die Situation in Brasilien, Peru und Bolivien konzentrieren, damals die Haupterzeugungsländer von Wildkautschuk in Südamerika, zeichnen im allgemeinen ein sehr düsteres Bild der indigenen Situation während des Kautschukbooms, eine Situation, die von unterschiedlichen Graden der Abhängigkeit und Ausbeutung geprägt war. Die Bandbreite reichte dabei von dem allgegenwärtigen System der Schuldknechtschaft bis hin zu offenen Treibjagden, Versklavung und Genozid.

Der Skandal von Putumayo

Zum Symbol geworden für die Exzesse und die unmenschliche Barbarei dieser Zeit ist der 'Fall Putumayo': Er bezieht sich auf die Machenschaften der Casa Arana, einem peruanisch-britischen Kautschukunternehmen, das im oberen Putumayogebiet ein beispielloses Terrorregime gegen die indigene Bevölkerung installiert hatte. Das Unternehmensregime zeichnete sich durch schier unvorstellbare Rituale der Gewalt und des Terrors gegen die dort ansässige indigene Bevölkerung aus, die auf extrem grausame Weise ausgebeutet und gefoltert wurde. Die Schilderungen sowohl von Hardenburg (1912), der eher zufällig Zeuge dieser Verbrechen wurde und die Öffentlichkeit darauf aufmerksam machte, als auch die Ausführungen von Casement (1913), der im Auftrag der britischen Regierung den Fall untersuchte und Hardenburgs Anschuldigungen im vollem Umfang bestätigte, sind in der Tat, wie Hvalkof (2000: 96) schreibt, "ein abscheulicher Bericht der zahlreich begangenen Gräueltaten, deren Charakter so widerwärtig ist, dass sie die Vorstellung übersteigen". Hardenburgs Anschuldigungen umfassen verschiedenste Arten brutaler Ausbeutung und systematischer Quälerei, die von sexueller Gewalt über

¹⁰⁴ Eine Schuldabhängigkeit prägte nicht nur die Beziehung zwischen den Zapfern und ihren unmittelbaren Vorgesetzten, den lokalen Patronen. Letztere standen bekanntlich wiederum oft in der Schuld bei Zwischenhändlern, diese wiederum bei den Handelshäusern usw. Solche Schuldenbeziehungen auf Basis von Darlehen und Krediten sowie die damit einhergehende hierarchische Struktur und Willkür bei der Festlegung der Preise für Provision und Gummi durchzogen im Grunde das ganze komplexe System der Produktionsverhältnisse in der Kautschukindustrie, welches auch als *aviamento* oder *habilito*-System bekannt geworden ist. Für eine detaillierte Beschreibung und Analyse des Systems, siehe u.a. Stoian (2000: 110ff.); Stanfield (1998: 46f.); Barham/Coomes (1996: 66ff.).

Verstümmelungen aller Art bis zu willkürlichen Kindsmorden reichen. Er fasst die "definitiv dokumentierte Evidenz" zusammen:

"1. The pacific Indians of the Putumayo are forced to work day and night at the extraction of rubber, without the slightest remuneration except the food necessary to keep them alive. [...] 3. They are robbed of their crops, their women, and their children [...] 4. They are sold wholesale and retail in Iquitos, at prices ranging from £20 to £40 each. 5. They are flogged inhumanely until their bones are laid bare [...] 6. They are given no medical treatment, but are left to die, eaten by maggots, when they serve as food for the chief's dogs. 7. They are castrated and mutilated [...] 8. They are tortured by means of fire and water [...]. 12. Their old folk are killed when they are no longer able to work for the company. 13. Men, women, and children are shot to provide amusement for the employees [...]." (Hardenburg 1912: 184f.)¹⁰⁵

Der mehr als 300 Seiten starke Report Hardenburgs beschreibt diese Verbrechen und Mechanismen der Ausbeutung im Detail. Insgesamt wird geschätzt, dass allein im Einzugsgebiet des Putumayo und seiner Nebenflüsse um die 40.000 Indigene in direkter Folge des Kautschukbooms umkamen (Iribertegui 1987: 134; vgl. Hvalkof 2000: 98). Umfang und Ausmaß der Grausamkeit gestaltet die Suche nach plausiblen Erklärungen für diesen Terror schwierig. Viele Autoren, die sich mit dem Fall beschäftigt haben, sehen den Terror und Zwang vor allem in der Knappheit der Arbeitskraft verursacht, die in Anbetracht der besonders schwierigen Produktionsbedingungen (abgelegene Grenzlage der Region, minderwertige Qualität des Gummis, relativ teure Transportkosten etc.) das Unternehmen veranlasst habe, entsprechende 'Zwangmaßnahmen' unter dem Deckmantel fiktiver Schuldknechtschaft zu ergreifen, um die Arbeitsdisziplin zu erhalten (s. Hvalkof 2000: 100ff.; Stanfield 1998; Casement 1913). Der amerikanische Ethnologe Michael Taussig, der sich in seinem Buch *Shamanism, Colonialism and the Wild Man: A Study of Terror and Healing* (1987) eingehend mit dieser Geschichte befasst, kommt dagegen zu einem anderen Schluss. Seiner Auffassung zufolge war es gerade das Fehlen warenförmiger Sozialbeziehungen, das im Zusammenspiel mit dem aus dem globalen Gummihandel resultierendem Druck zur Erzeugung einer "Kultur des Terrors" beigetragen hat (Taussig 1987: 3ff.; vgl. a. Taussig 1984):

"Torture and terror in the Putumayo were motivated by the need for cheap labor. But labor per se – labor as a commodity – did not exist in the jungles of the Caraparaná and Igaraparaná affluents of the Putumayo. What existed was not a market for labor but a society and culture of human beings whom the colonist called Indians, irrationals, and savages, with their very specific historical trajectory, form of life, and modes of exchange. In the blundering colonial attempt to dovetail forcibly the capitalist commodity-structure to one or the other of the possibilities for rubber gathering offered by these modes of exchange, torture [...] took on a life of its own." (Taussig 1984: 494-95)

¹⁰⁵ "Dies ist in der Tat eine schreckliche Anklage, und sie mag für viele unglaublich erscheinen" schließt Hardenburg (ebd.) seine Anschuldigungen wörtlich. Er erinnert den Leser aber gleichzeitig an die nicht minder ungeheuerlichen Verbrechen im Kongo, die dort an der einheimischen Bevölkerung während der Kautschukära begangen wurden. Seine Vermutung lautet, dass die Bedingungen, die die Missstände im Kongo hervorriefen, auch in der entlegenen und isolierten Region am Putumayo Ergebnisse ähnlicher Art hervorbringen konnten.

Statt also auf Menschen zu treffen, die sich wie 'Arbeitskräfte' verhielten, trafen die Unternehmer auf Menschen, die sich nicht nur den Tausch- und Handelsgeschäften der Weißen verweigerten, sondern darüber hinaus noch im Ruf standen, rebellische und wilde 'Kannibalen' zu sein, die seltsame Rituale praktizierten. Nach Taussig waren es gerade solche Geschichten über die vermeintliche Wildheit der Indianer im Putumayogebiet, die während dieser Zeit unter den weißen Kolonisten kursierten, die "das unerlässliche Fundament in der Entstehung und Verbreitung kolonialer Vorstellungswelten während des Gummibooms im Putumayo bildeten" (ebd.: 493). Entscheidend war dabei nicht die Frage des Wahrheitsgehalts dieser Geschichten, sondern dass sie aus der Fiktion eine ungewisse Realität machten, eine alptraumhafte Realität, in der das ungewisse Zusammenspiel von Wahrheit und Illusion zu einer sozialen Kraft von schrecklichem und phantasmatischem Ausmaß wurde. Nach Taussig besteht demnach eine enge mimetische Verbindung zwischen der Wildheit, die den Indigenen von den Kolonialisten zugeschrieben wurde, und jener Wildheit, die die Kolonisten im Namen dessen verübten, was Julio César Arana, der Besitzer der Casa Arana, höchstpersönlich Zivilisation genannt hatte.¹⁰⁶

Die Ära Funes im Territorio Amazonas in Venezuela

So verschieden die Akzente bei den Erklärungen für dieses Terrorregime gesetzt werden, allen gemeinsam ist die Überzeugung, dass es sich hier weder um ein singuläres Ereignis, oder die Tat eines Verrückten handelte, noch das Ergebnis "eines teuflischen Cocktails unglücklicher und zufälliger Umstände" (Hvalkof 200: 99) war, sondern von Bedingungen hervorgerufen wurde, die gewissermaßen symptomatisch für die Produktionsbedingungen dieser Ressource waren. Die Gräueltaten von Putumayo sind auch keineswegs einzigartig für diese Zeit. Ähnlich extreme Zustände werden nicht zuletzt auch aus dem Süden Venezuelas berichtet. Hier waren die Leidtragenden vor allem die indigenen Ye'kuana, die nach Iribertegui (1987: 296) "am meisten für die Zapfarbeit herangezogen wurden". Die Methoden der Rekrutierung waren in ihrem Fall besonders "drastisch und brutal" (ebd.) und von ähnlicher Grausamkeit geprägt wie in der Putumayoregion, wie in der folgenden Schilderung von Barandarián (1979: 791) deutlich wird:

"Pobladas Ye'kuana de sus seis cuencas fluviales ardieron con sus habitantes atados espalda a espalda con fuertes alambres. Estas escenas de incendio de pobladas Ye'kuana fueron más

¹⁰⁶ Im Verhör durch eine Sonderkommission des britischen Parlaments zum Fall Putumayo im Jahr 1913 gab Julio César Arana, die treibende Kraft hinter dem Unternehmen, zu verstehen, dass sich die Indigenen der Einführung von Zivilisation in ihren Gebieten widersetzen, dass sie dies schon viele Jahre getan hätten, und dass sie Kannibalismus praktizierten. Auf die Nachfrage, was er damit meinte, antwortete er: "What I meant by that, is that they did not admit of exchange, or anybody to do business with them – Whites, for example" (zit. n. Taussig 1984: 482). Arana stellte in seiner Verteidigung gegenüber den Anschuldigungen die 'zivilisierenden Effekte' seines unternehmerischen Tuns in den Vordergrund. Mehr in der Rolle eines nationalen Patrioten als eines skrupellosen Verbrechers sahen ihn wohl auch die politischen Eliten des Landes. Keiner der hochrangigen Firmenmitglieder wurde für die Verbrechen je verurteilt. Viele, auch Arana, bekleideten nach dem 1. Weltkrieg hochrangige Ämter in der regionalen und nationalen Politik Perus (Hvalkof 2000: 97f.).

graves en el Padamo, Cuntinama y Alto Ventuari. Más de *veinte pueblos Ye'kuana* (todos ellos, con sus propios nombres aún recordados) fueron enteramente arrasados [...]

Las mujeres Ye'kuana fueron violadas y amputados sus pechos; las encintas, desventradas. A los hombres se les cortaban los dedos de las manos o las muñecas a fin de que no pudieran navegar con sus canaletes, se les desjarretaba, cortándoles el nódulo sinovial, se les abrían anchas heridas con el machete en todo el cuerpo y luego se las salaban; se les hundía la bóveda craneana con clavos o púas de estaca; se les ataba a guisa de un cepo chinco y se convertían en blanco de los tiros de revólver... etc., junto con otras escenas del más absurdo sadismo que nos es imposible citar." (Barandarián 1979: 791-792; Hv. i.Orig.)

Die schlimmste Zeit für die Ye'kuana – Barandarián spricht von einem Genozid – war die Gouverneurszeit von Tomás Funes (1913-1921), der offenbar ein dem der Casa Arana im Putumayogebiet vergleichbares Kautschukimperium am oberen Orinoko errichtet hatte. "Diese acht tragischen Jahre [...]", schreibt Barandarián (ebd.: 790) "markierten mit Sicherheit den schwärzesten Moment in der ganzen Geschichte der Ye'kuana-Makiritare". Dabei wurde Funes, der als *Regatón* in San Fernando de Atabapo anfang und bald zu einem einflussreichen Händler und Anführer wurde, von vielen Bewohnern und Kautschukarbeitern der Region zunächst als Befreier begrüßt und gefeiert. Schließlich setzte er – wenn auch auf gewaltsame Weise – der Despotie seines Vorgängers im Gouverneursamt, eines gewissen General Roberto Pulido ein Ende, der seine politische Aufgaben offensichtlich vor allem darin gesehen hatte, wie Perera (1993: 48) schreibt, "für seine schnelle und sichere Bereicherung zu sorgen". Pulido hatte weitgehend den Handel mit Kautschuk in der Region in seine Kontrolle gebracht, und eine ausbeuterische Steuer- und Preispolitik installiert, die für viele Händler und Arbeiter den Ruin bedeutete. Funes, der nach dieser "entsetzlichen Blutorgie"¹⁰⁷ (Cabrera Sifontes 1981: 36) die politische Führung in San Fernando de Atabapo übernahm, erwies sich jedoch alsbald als ein noch grausamerer Tyrann, der seine bewaffneten Truppen in alle Regionen des Bundesstaates, einschließlich Teile des heutigen Distriktes Cedeno im Bundesstaat Bolívar ausschickte, "auf der Suche nach neuem Gummi, neuen Arbeitskräften und neuen Waffen, um sowohl für Probleme bei der Gewinnung von Kautschuk gewappnet zu sein, als auch für die eventuelle Einmischung von Seiten der Zentralregierung auf seinem Territorium" (Barandarián 1979: 791).¹⁰⁸ Die Ye'kuana, von denen viele bereits von Beginn der Kautschukära an mit venezolanischen *Criollos* in der Kautschuksuche zusammengearbeitet hatten, wurden von Funes nicht nur zu immer höheren Sammelmengen gezwungen. Wie in obigem Zitat deutlich wurde, schreckte er dabei offenbar vor extremer Gewaltanwendung und Folter nicht zurück. Wohl wissend um die Bedeutung der Waffen, ließ er alle Jagdgewehre beschlagnahmen, die unter den Ye'kuana damals bereits weit verbreitet waren (ebd.). Für Barandarián begann damit die "systematische Vernichtung des Volkes der

¹⁰⁷ Der Gouverneur, Mitglieder seiner Familie und enge Verbündete seiner Administration wurden am 8. Mai 1913 in einer von Funes angeführten gewaltsamen Revolte ermordet. Mehr als 140 Personen sollen in dieser Nacht und den darauf folgenden Wochen in der Hauptstadt des Bundesstaates Amazonas einen gewaltsamen Tod gefunden haben. Siehe dazu Perera (1993: 47ff.); Barandarián (1979: 789f.).

¹⁰⁸ Die Zentralregierung beendete denn auch 1921 die Tyrannei des Gouverneurs. Funes wurde zum Tode verurteilt und kurze Zeit später hingerichtet (Barandarián 1979: 790f.).

Ye'kuana", ein Genozid, der abgesehen von der einen oder anderen, relativ milden Anklage eines Ethnologen oder Ethnologin (u.a. Arvelo-Jímenez 1974: 15-17), wie er schreibt, von keinem Historiker in der offiziellen Geschichte Venezuelas verzeichnet wurde.

Eine gewisse Bekanntheit erlangte die Figur des Tomás Funes allerdings in einem Roman, der gut zehn Jahre vor Gallegos' *Canaima* erschien und wie letzterer zu den Hauptwerken der südamerikanischen Selva-Literatur gezählt wird: *La Voragine* (dt.: *Der Strudel*) des Kolumbianers José Eustasio Rivera (1888-1928) aus dem Jahr 1924. Funes taucht hier als skrupelloser Kautschukbaron auf, der seine Arbeiter auf unmenschliche Weise ausbeutet und versklavt. Während der Roman in der Literaturwissenschaft gewissermaßen als Prototyp des Urwaldromans vor allem auf seine Darstellung und Funktion der Natur hin interpretiert wird (vgl. Rusin 1981: 37ff.; Hölz 2001), lässt er sich auch als Kritik an den menschenunwürdigen Arbeitsbedingungen und verschiedenen Formen von Ausbeutung und Gesetzlosigkeit in den Gebieten des oberen Orinoko und Amazonas lesen, die der Autor als Mitglied einer staatlichen Grenzkommision auf seinen Expeditionen in Venezuela und Kolumbien selbst offenbar beobachtet hatte. Der Roman ist nicht zuletzt auch eine schockierende Dokumentation vom Elend der Kautschuk-Sammler in der Hölle des Urwaldes, wo sie den Gefahren einer "sadistischen und jungfräulichen" (Rivera 1975: 184) Natur ebenso ausgeliefert sind, wie kriminellen Händlern und Agenten.¹⁰⁹ Auch Rivera war dabei der Hinweis wichtig, dass 'Funes' kein Einzelfall ist, sondern ein System, ein "Seelenzustand", wie in dieser Äußerung im Roman deutlich wird:

"Y no pienses que al decir Funes he nombrado a persona única. Funes es un sistema, un estado de alma, es la sed de oro, es la envidia sórdida, la violencia y la crueldad. Muchos son Funes, aunque lleve uno sólo el nombre fatídico." (Rivera 1975: 224)

Das Schicksal der Ye'kuana zählte zu den extremsten Leidensgeschichten indigener Gruppen während des Gummibooms in Venezuela. Dies bestätigen auch die mündlichen Überlieferungen und Zeugnisse, die Iribertegui (1987: 295-311) in seiner ethnohistorischen Aufarbeitung der Kautschukära im Süden Venezuelas von Indigenen und *criollos* dieser Regionen zusammengetragen hat. So erinnert sich einer seiner befragten Ye'kuana:

"Nuestros abuelos vivían en el caño Fewto. De ahí viajaban hasta el caño Yerebe y hacia Carmelitas, recolectando balata y goma para el finado Chicho González. Otros se iban por el Orinoco. Tenían que trabajar constantemente, porque le debían mercancía a los patronos criollos. Así comenzaron los problemas. Los Criollos maltrataban a los trabajadores indígenas golpeándolos. Estos a sus vez, trataban de escapar huyendo a sus pueblos. Los dos jefes que dirigían el trabajo durante la era del balatá se llamaban Funes y Chicho González" (ebd.: 296)

Die Ye'kuana galten damals offenbar gemeinhin als 'unzivilisierte Indianer', als "indios-indios" (ebd.: 301) im Vergleich zu den arawaksprechenden Indigenen der südwestlichen Gebiete, die unter den weißen Criollos als alte, "bereits zivilisierte" Arbeiter angesehen

¹⁰⁹ Auch für das Theaterstück *Una Historia de las tierras del cantón de Río Negro y el Gobernador Funes* (1979) des britischen, aber schon lange in Venezuela lebenden Dramatikers Luis Chesney Lawrence bildet die Ära Funes den Hintergrund (vgl. dazu Lay 1999).

wurden. Die Unterscheidung zwischen "indio-indio" und "indio-civilizado" sowie die ebenfalls geläufige Unterscheidung zwischen "racionales" und "no-racionales" prägte nach Iribertegui (ebd.: 309) in erheblichen Maße die kulturellen Begegnungen zwischen Weißen und Indigenen, von denen viele dieses rassistisch-ideologische Klassifikationsschema übernahmen.¹¹⁰ Dies beschleunigte den Prozess der Transkulturation enorm, da viele der indigenen Gruppen danach trachteten, ihren 'zivilisierten' Status unter Beweis zu stellen, zumal sie dieser, wie man den Äußerungen von Iribertegui entnehmen kann, vor extremeren Misshandlungen durch die weißen Kautschukunternehmer und deren Gefolgschaft schützte. Gerade der Süden, so Iribertegui, war eine Zone, "wo die 'Scham' der Indigenen und die Ideologie der Herrschenden die größten kulturellen Verwerfungen erzeugten, was die rasche Auflösung vieler indigenen Gemeinschaften zur Folge hatte" (ebd.: 309).

Nicht minder harten Erfahrungen von Gewalt und Zwang waren die indigenen Piaroa in der Zeit des Kautschukbooms ausgesetzt, obgleich die orale Kultur der Piaroa darauf hindeutet, wie Mansutti (1990: 29) vermerkt, "dass die Beziehungen zwischen den Caucheros und den Piaroa zunächst exzellent waren, und dies nicht wenige Gemeinden dazu motivierte, sich an diesem Produktionsprozess zu beteiligen". Nach Mansutti könnte dies damit zusammenhängen, dass die Piaroa ebenso wie die Ye'kuana zunächst vor allem als zuverlässige Quelle für Nahrungsmittel oder als *baquianos*, als Führer dienten, und erst später zum Gummizapfen herangezogen wurden. Durch den bereits erwähnten Vorschuss an die Unternehmen gebunden, verschlechterten sich die Arbeitsbeziehungen gerade in der Ära Funes derart, dass viele Piaroa die ihnen zugewiesenen Arbeitszonen verließen und flohen. Dies rief im allgemeinen noch stärkere Repressalien von Seiten der Kautschukunternehmer hervor, was wiederum den Widerstand der Indigenen gegen die Verrichtung dieser Arbeit erhöhte – ein Teufelskreis, der bei steigender Nachfrage nach dem Kautschuk und der fluchtbedingten Verknappung der Arbeitskräfte zu immer gewaltsameren Zwangsrekrutierungen und Behandlungen der indigenen Bevölkerung führte. Deutlich wird dies etwa im Kommentar eines Indigenen aus der Region Casiquiare-Río Negro:

"Esa era una época también en donde uno estaba en la casa, así como estamos ahorita, llegaban de repente a buscarlos a cualquier hora, y a esta hora se lo llevaban, sea que tuviera la familia enferma o nada. Con el balatá era peor. Llegaban cuando iban a recoger la gente, el personal, los que estaban dispersos por ahí, y ahí los llevaban por cinco o seis meses. Unos llegaban, otros no llegaban, se morían por ahí. Algunos llegaban y no encontraban la familia..." (zit. n. Iribertegui 1987: 297)

Insgesamt verliefen die Auswirkungen dieser extraktiven Wirtschaft auf die indigene Bevölkerung in Venezuela nicht gleichförmig. Am meisten davon betroffen waren fraglos

¹¹⁰ Die Bedeutung dieser Unterscheidung bekräftigt auch der deutsche Ethnologe Theodor Koch-Grünberg, wobei er erklärt: "Racionales: (wörtlich: "Vernünftige") nennt man in Venezuela die 'Zivilisierten' im Gegensatz zu den 'Indios', den 'wilden' Indianern" (1917, Vol 1, S. 327, Fn 1.).

diejenigen Gruppen, die in den Hauptsammelgebieten, d.h. in den südlichen und südöstlichen Sektoren des heutigen Bundesstaates Amazonas lebten. Neben den Ye'kuana gehörten dazu u.a. die Arawak-sprechenden Bare, Baniva, Puinave, Guarequena, Yabitero und verschiedene andere kleine Ethnien, die unter gewaltsamen Vertreibungen und Arbeitsrekrutierungen zu leiden hatten (Zent 1992: 68). Andere wiederum konnten sich dem größten Zwang und Einfluss dieser Ökonomie durch stetigen Rückzug und Flucht entziehen. Forschungsreisende wie der Franzose Chaffenjon (1978) oder der Deutsche Koch-Grünberg (1917, I: 395f.), die zur Zeit des Kautschukbooms das südliche Venezuela bereisten, vermerkten, dass große Landstriche an den Flusssystemen des Rio Negro, Casiquiare und Ventuari, die einst von indigenen Gruppen bewohnt waren, aufgrund der Plünderungen und Zwangsrekrutierungen, die von den 'zivilisierten' Gummihändler ausgingen, völlig entvölkert waren. Der Rückzug derjenigen, die sich dem Zwang der Gummihändler entziehen konnten, war dabei wohl nicht nur der Gewalt der Kautschukhändler im Umgang mit den indigenen Arbeitskräften geschuldet, sondern auch der Furcht vor Epidemien, die die durchziehende Arbeiter- und Händlerschaft mit sich führten (ebd.: 371; Iribertegui 1987: 214, 309).

Andere wiederum entschlossen sich offenbar auch, direkten Widerstand zu leisten. So berichtet Holdridge (1933: 373f.) beispielsweise aus der Region am Catrimanyfluss, einem Zufluss des Rio Branco im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Brasilien, von regelmäßigen Überfällen der Indigenen auf die Camps der Balataunternehmen:

"The Catrimany, during the ten years in which it has been exploited by the balateros, has been the scene of a number of Indian attacks, and each attack has been followed by the withdrawal of white men and mixed bloods from a section of the river" (Holdridge 1933: 376).

Diese Form des gewaltsamen Widerstands war jedoch wohl eher selten. Wesentlich verbreiteter war sicherlich die Flucht bzw. Desertion aus den bestehenden Zwangsarbeitsverhältnissen. Umgangssprachlich wurde dies *picurar* genannt, abgeleitet vom dem scheuen Tier *picure* (*Dasyprocta* sp., Aguti)(Perera 1990: 228). Die Entscheidung zu fliehen war nicht ohne Risiko, da man bei Gefangennahme mit zum Teil erheblichen Sanktionen rechnen musste. Darüberhinaus war es nicht leicht, sichere Zufluchtsorte zu finden, da im Grunde der ganze Süden Venezuelas über die Grenzen hinweg zu Brasilien oder Kolumbien, Kautschukgebiet war (Iribertegui 1987: 303). Gerade in der Zeit, in der Funes das Kautschukgeschäft dominierte, dürfte die Flucht daher ein gefährliches Unterfangen gewesen sein.

Allerdings haben in diesem Zusammenhang gerade jüngere Studien zum amazonischen Kautschukboom die gängige Sicht auf die Gummizapfer als ohnmächtigem, ausgebeuteten und durch permanente Schuld an den Unternehmer geknebelten Knechten revidiert (vgl. u.a. Stoian 2000; Barham/Coomes 1994; Weinstein 1983). Ihren Ergebnissen zufolge war die Beziehung zwischen Zapfern und ihren Arbeitgebern vielschichtiger als es das vorherrschende Bild vom ausgebeuteten Schuldknechten und übermächtigen Patron

suggeriert. Zwar bestreiten sie nicht, dass die Zapfer mit Abstand das schwächste Glied in der hierarchischen Produktionsstruktur des *aviamento*-Systems bildeten. Wie Barbara Weinstein – "eine der besten Historikerinnen des [Kautschuk-]Booms" (Hecht/Cockburn (1989: 62) – in ihrer Studie ausführt, war die Macht der Unternehmer, der *patrones* über ihre Arbeiter bei weitem nicht so groß wie gewöhnlich angenommen. Erstens waren die Zapfer mehrheitlich zu mobil und zu weit vom Zugriff und der Kontrolle des *patron* entfernt, als dass die Schulden allein ein effektives Mittel der Kontrolle hätten sein können. Ein illegitimer Ausstieg aus dem Arbeits- und Schuldenverhältnis durch Flucht war also durchaus eine Möglichkeit, die den Zapfern offen stand, zumal konkurrierende Unternehmer flüchtigen Arbeitern oft bereitwillig Schutz boten (Weinstein 1983: 23). Dies galt vor allem in Regionen, in denen keines der Unternehmen eine Monopolstellung erringen konnte, was wohl mit einigen Ausnahmen der Fall war (s.u.).

Zweitens gebe es, so Weinstein (1983: 60), wenig Hinweise darauf, dass die Schulden typischerweise als ein Mittel der Unterwerfung dienten; "vielmehr scheinen sie das gebräuchliche Mittel gewesen zu sein, um eine Stammarbeiterschaft aufzubauen", wie sie schreibt. Die zugrunde liegende Logik war also, die Arbeiter an den Unternehmer oder Händler zu binden, und nicht so sehr die Ausübung von Zwang an und für sich. Ähnlich argumentieren auch Barham/Coomes (1996; 1994) in ihren Arbeiten. Sie sehen die Entstehung dieses Systems von Schuldenbeziehungen in der Kautschukproduktion als eine Reaktion auf spezifische Produktionsbedingungen von natürlichen Ressourcen in Regionen, die zwar reich mit den entsprechenden Ressourcen wie Gummi ausgestattet waren, aber arm an Arbeitskräften, Infrastruktur und Kapital. In dieser Perspektive reflektierte das so genannte *aviamento*-System das Ergebnis eines im Grunde wirtschaftlich rationalen Verhaltens im Kontext fehlender oder unvollständiger ausgebildeter Marktstrukturen und eines chronischen Geldmangels, der den bargeldlosen Tauschhandel mit Gütern und Naturalien zur quasi logischen Konsequenz hatte (Coomes/Barham 1994: 39).¹¹¹

Darüberhinaus waren die Unternehmer oft ebenso abhängig von den Zapfern, wie umgekehrt, was erforderte, dass das institutionelle Arrangement ihrer Beziehung zumindest zu einem gewissen Grad auf dem Prinzip der Reziprozität beruhte und von gegenseitigem Interesse getragen wurde. Ihre Beziehung reicht damit weit über eine rein ökonomische Tauschbeziehung hinaus (vgl. Stoian 2000: 111). Dies war vor allem dann der Fall, wenn das Verhältnis durch eine rituelle Verwandtschaft des *compadrazgo* zementiert wurde, die Verpflichtungen für beide Parteien beinhaltete (Stanfield 1998: 45).

¹¹¹ Das in der südamerikanischen Gummigewinnung allgegenwärtige Vorschusssystem knüpft dabei nicht zuletzt an bereits bestehende indigene Traditionen und Formen des Tauschhandels an. Denn in gewisser Weise lässt sich das *aviamento*-System auch als eine Form des 'delayed barter' (Romanoff 1992: 126), des verzögerten Tausches sehen, welcher nicht nur in Amazonien, sondern auch in vielen anderen Kulturen auf der Welt verbreitet war (Thomas 1992: 24). Die Möglichkeit einer verzögerten Gegenleistung oder Kredits beim Tausch kann dabei als eine Anpassung an die Bedürfnisse aller Parteien gesehen werden, denn sie erhöht die Funktionalität und Flexibilität der Tauschhandelsbeziehungen enorm (vgl. Humphrey/Hugh-Jones 1992: 8f.; Hugh-Jones 1992).

Schließlich war die Kontrolle einzelner Unternehmer oder Händler über einen bestimmten Waldbereich weniger absolut als vielfach angenommen. Hereindrängende Händler, die als 'river pirates' bekannt wurden, stellten eine kontinuierliche Bedrohung und Konkurrenz dar (Weinstein 1986: 68). Da es kaum nennenswerte Zugangsbarrieren gab, die den interessierten Unternehmer bzw. Händler davon abhielten, in das Geschäft mit Kautschuk einzusteigen, war der Handel insgesamt, gerade in den weniger entlegenen Gebieten, eher von starker Konkurrenz, denn von monopolistischen Strukturen geprägt (Barham/Coomes (1996: 66f.). Weinstein (1983: 23) schreibt, "dass die schlimmsten Vergehen in Gegenden auftraten, wo eine Handvoll Gummihändler so viel Macht hatten, dass sie sich nicht einmal die Mühe machen mussten, fiktive Schuldenbeziehungen zu erzeugen, um Disziplin bei den Arbeitern durchzusetzen". Dies lässt sich trefflich sowohl im Fall von Funes im Süden Venezuelas, als auch am Beispiel des Skandals von Putumayo erkennen; in beiden Fällen war eine deutliche Vorherrschaft bzw. Monopolstellung einzelner Firmen oder Personen gegeben.

Hinzu kommt die Tatsache, dass nicht alle Zapfer in ein Abhängigkeitsverhältnis gedrängt wurden, sondern dass es gerade in den frühen Jahren des Booms auch viele unabhängige Arbeiter gab, wie Hemming beispielsweise aus dem brasilianischen Amazonas berichtet (Hemming 1987: 293). Im Großen und Ganzen konnten die allgemeinen Arbeitsbedingungen, wie Weinstein in ihrer Arbeit verschiedentlich betont, selbst von Station zu Station sehr unterschiedlich sein. Es gab Unternehmer, die für ihre schlechte Behandlung der Arbeiter bekannt wurden, und solche, die sich durchaus um das Wohlergehen ihrer Zapfer sorgten (Weinstein 1983: 20ff.).

Dabei verstießen die Arbeiter gegen die Vereinbarungen des Vorschussvertrags oft mindestens ebenso häufig wie die *patrones*. Konflikte und Spannungen gab es wohl auf allen Ebenen des *aviamento*-Netzwerkes, die in ihrer Intensität von kleinen Betrügereien bis hin zur offenen Gewalt reichen konnten, wobei der Gummisammler am unteren Ende der Kette sicherlich das zentrale Opfer solchen Betrugs und Missbrauchs war. Es gab jedoch auch eine Reihe von Möglichkeiten, wie sich die Kautschuk- oder Balatazapfer mit kleinen Tricks und Täuschungen zur Wehr zu setzen wussten. Einige davon – wie etwa die Methoden zur Gewichtssteigerung der Balatablöcke, oder auch die Flucht – haben wir bereits kennen gelernt. Eine weitere schwerwiegende Form des Widerstands der Arbeiter bestand darin, wie Weinstein (1983: 21) ausführt, den Gummi an einen herumziehenden Händler zu verkaufen, statt die Ware an den regulären *patron* zu liefern – eine Verletzung der Vertragsbeziehung, die nach Ansicht der Händler und Unternehmer unter den Zapfern sehr verbreitet war. Zwar war ein solches Vergehen für die Arbeiter nicht ungefährlich, da sie bei Entdeckung zum Teil mit schweren Sanktionen bis hin zu körperlichen Bestrafungen zu rechnen hatten. Trotz allem aber war die Versuchung oft groß, weil die Händler den sozial und materiell deprivierten Arbeitern oft Waren und Dinge anboten, an die sonst schwer heranzukommen war: Nachrichten vor allem und Genussgüter. Darüberhinaus hatten auch die aufkaufenden Händler ein Interesse daran, ein solches

Risiko zu vermeiden, und zeigten sich höchst erfinderisch darin, diese geheimen Deals zu einem für beide Seiten zum Vorteil gereichenden Geschäft zu machen (vgl. Stoian 2000: 112). Alles in allem, so das Fazit dieser Studien, waren Zapfer und Händler durch ein Band von wechselseitigem Interesse und gegenseitiger Abhängigkeit miteinander verbunden, keiner hatte die absolute Macht über den anderen, da, wie Barham/Coomes (1994: 240) schreiben, "die Zapfer die Produktion, aber nicht den Handel kontrollierten, die Händler den Handel, aber nicht die Produktion kontrollierten". Ermöglicht wurde dies nicht zuletzt auch durch die spezifische Materialität, in der die Ressource Kautschuk vorlag: So war es unter anderem die geringe Bestandsdichte der Kautschukbäume, die vielfach 2-3 Bäume pro Hektar nicht überstieg, die den Zapfern einen Grad an Autonomie garantierte, den sie nach Barham/Coomes (ebd.) auf einer Plantage nicht hätten verwirklichen können.¹¹²

Die Situation der Kari'ña während des Balatabooms in Imataca

Die bisherigen Schilderungen haben deutlich gemacht, dass die Arbeitssituation in der Kautschukindustrie keineswegs überall gleich war, was in diesem Zusammenhang ja meist hieß, gleich schlecht war. Die Bandbreite bewegte sich zwischen den geschilderten Terror- und Zwangssystemen im oberen Putumayogebiet und – wohl ähnlich grausam – im Süden Venezuelas auf der einen Seite, und den vergleichsweise erträglichen Arbeitssituationen auf der anderen Seite, wie sie die zuletzt geschilderten Ausführungen zur Schuldbeziehung zwischen Zapfern und ihren *patrones* aus dem brasilianischen Amazonasgebiet nahe legen. Alle Indizien sprechen dafür, dass auch die Arbeitsbedingungen in der Balatagewinnung in Imataca, im Siedlungsgebiet der Kari'ña, zwischen diesen beiden Polen einzuordnen sind. Auszuschließen sind dabei weder einzelne Exzesse, wie sie im Amazonasgebiet offenbar nicht singulär waren, noch im landläufigen Sinne geregelte Arbeitsbeziehungen, an denen sich Indigene beteiligten, ohne dass dafür physischer Zwang ausgeübt werden musste. Eine Situation von ähnlich systematischer und andauernder Brutalität wie in Putumayo oder am oberen Orinoko ist hier nicht zu vermuten; jedenfalls fehlen konkrete Hinweise hierauf. Dies bestätigt auch Gillins Einschätzung, wonach eine "direkte Ausbeutung der indigenen Arbeitskraft nicht charakteristisch für diese Region" gewesen sei (Gillin 1948: 818). Das System der Schuldknechtschaft, dem systematischer Missbrauch inhärent ist, war jedoch mit Sicherheit auch hier verbreitet; dafür sprechen schon Gallegos Ausführungen im

¹¹² Barham/Coomes sehen in dieser "dauerhaften Zapfer-Händler-Allianz" (1994: 239) einen Grund für das Scheitern der Bemühungen im Aufbau von industriellen Kautschukplantagen in Südamerika, wie es später in Asien erfolgreich umgesetzt wurde. Diese in gewisser Weise vorkapitalistische Produktionsbeziehung, auf der der Handel mit Kautschuk beruhte, erwies sich nämlich als hochgradig resistent gegen Veränderung und verhinderte die Herausbildung von effizienteren, d.h. kapitalistischen Arbeitsarrangements. Ganz ähnlich argumentiert auch Weinstein in ihren Arbeiten (1983; 1986). Sie setzen sich damit von herkömmlichen Erklärungen ab, die das Scheitern der Plantagenwirtschaft in Südamerika vor allem im Zusammenhang von (makro-)ökonomischen Abhängigkeitsstrukturen, ungleichen Tauschbeziehungen und/oder ökologischen Schwierigkeiten sehen (vgl. Barham/Coomes 1994: 239f.).

Roman Canaima, die erklärtermaßen von der eigenen Anschauung auf einer Reise in die Region inspiriert waren.

Ein zentrales Kapitel des Romans unter dem schlichten Titel *El Avance*, bzw. "Der Vorschuss" in der deutschen Fassung, schildert eindrücklich, wie sich Männer aus verschiedenen Regionen Venezuelas "von den Agenten der Kautschukunternehmen mit Versprechungen märchenhafter Gewinne angestachelt" (...) für die Gummiarbeit in den "unwirtlichen, ungesunden und wilden Gegenden" der Wälder des Cuyuni, des Guarampín und des Botanamo anheuern lassen (Gallegos 1961: 183). Für diese Entscheidung würden die meisten Arbeiter einen hohen Preis bezahlen, wie Gallegos in drastischen Worten prophezeit:

"Halb verhungert, elend, angegriffen von der Krankheit des Urwalds und mit den Ketten des Vorschusses auf immer an den Unternehmer gefesselt, so würden sie zurückkehren – wenn sie überhaupt zurückkehrten. Ein paar Goldstücke und schlechter Mundvorrat zu Wucherpreisen, das war der Vorschuss auf den Gummi, den sie ernten sollten. Eine Schuld, die nie beglichen wurde, eine unab lösbare Hypothek, die oft vom Vater auf die Kinder übergang." (Gallegos 1961: 183)

Die extreme Härte der Arbeitsbedingungen betont auch Cabrera Sifontes in seinen Schilderungen zur Balatagewinnung in Guayana. Die Männer litten nicht nur unter dem System der Schuldknechtschaft, sondern auch unter der "heimtückischen Natur" (Cabrera Sifontes 1981: 37), in der viele der Arbeiter von Fieber, Malaria und anderen Krankheiten dahingerafft wurden. Darüberhinaus barg auch die Arbeit selbst ihre Gefahren, insbesondere als im späteren Verlauf des Balatabooms das Fällen der Bäume immer mehr in Verruf kam und man auch in Venezuela zumindest teilweise dazu überging, das Balata auf herkömmliche Weise zu zapfen. Dies bedeutete, dass die Arbeiter auf die äußerst hochgewachsenen Bäume hochklettern mussten, ein gefährliches und unfallträchtiges Unterfangen, bei dem – wie Cabrera Sifontes im Rückblick beklagt – die Arbeiter wohl völlig unnötig Gesundheit und Leben aufs Spiel setzten. Unnötig deshalb, weil das Hochklettern auf die Bäume offenbar gar nicht notwendig gewesen wäre, wie sich an den später auf den asiatischen Gummipflanzungen gängigen 'bodennahen' Zapfmethode n gezeigt habe (ebd.).

Direkte Verweise auf die Situation der indigenen Kari'ña in dieser Zeit sind in den Quellen rar. Es ist jedoch zu vermuten, dass erstens – wie in den südlicher gelegenen Kautschukregionen Venezuelas auch – die ansässige indigene Bevölkerung in größerem Umfang zur Arbeit herangezogen wurde. Schwerin (1966: 138) berichtet gar, dass Kari'ña aus Mamo im Estado Anzoátegui sich ab 1910 als Sarrapiasammler und Gummizapfer verdingten, einige von ihnen arbeiteten in der Nähe von Puerto Suapure am unteren Rio Caura, andere auch in den Balatawäldern von Guayana. Zweitens ist anzunehmen, dass die Indigenen entsprechend der damals üblichen Diskriminierungspraxis wohl auch hier schlechter behandelt wurden als ihre 'nicht-indigenen Arbeitskollegen'. Darauf verweist auch die Bemerkung von Morisse, wonach die indigenen *peones* weniger fordernd wären und entsprechend kostengünstiger zu haben seien als die schwarzen Arbeiter aus den

Antillen, die seinen Angaben zufolge anfangs das Gros der Arbeiterschaft bei der Balatagewinnung in Guayana ausmachten (Morisse 1901b: 51f.). Ebenfalls interessant in diesem Zusammenhang ist Morisses Warnung, dass jegliches Anzeichen von Zwang diese Menschen sofort abschrecken würde, und deshalb möglichst zu vermeiden sei, wolle man die Leute gewinnbringend für die Arbeit einsetzen (ebd.). Dies könnte auf zwei weitere Aspekte verweisen. Zum einen darauf, dass Zwang offenbar eine sehr präzente Erfahrung in der Begegnung der Indigenen mit den sogenannten *racionales* ist und gewesen ist, was das entsprechende Misstrauen und die Angst vor Zwang auf Seiten der Ersteren erklärt. Zum anderen verweist der Kommentar auch auf die bereits erwähnte Schwierigkeit, indigene Arbeitskräfte in dauerhafte oder zumindest regelhafte Lohnarbeitsverhältnisse einzubinden, eine Schwierigkeit, der man gerade während des Gummibooms allzu oft mit Zwang und Gewalt beizukommen suchte. Morisse sieht in der Anwendung oder Androhung von Zwang offenbar keine Lösung, denn wie dem Kommentar zu entnehmen ist, würde dies die indigenen Arbeiter sofort zur Beendigung des Arbeitsverhältnisses und zur Flucht bewegen. Dies war, wie es scheint, eine Möglichkeit, von der die indigenen *peones* vor Ort vergleichsweise problemlos Gebrauch machen konnten. Dies wiederum bestätigt die eingangs formulierte Vermutung, dass die Arbeitsbedingungen in dieser Region wohl nicht in dem Maße von Gewalt- und Zwangsverhältnissen geprägt wurden, wie wir sie aus anderen Regionen Amazoniens kennen gelernt haben.

In Anbetracht einer ökologisch derart verheerenden und aggressiv sich ausdehnenden Industrie erscheint mir Rückzug und Flucht gerade bei den Kari'ña der Region eine nahe liegende Reaktion, zumal dies an frühere Verhaltensmuster anknüpft (vgl. Kap. II.1). Ohne Zweifel hatten die Kari'ña Kunde von den Gräueln im Gebiet der Ye'kuana. Es ist gut vorstellbar, dass sich die Kari'ñagemeinschaften, die nicht schon während der vorangegangenen Kriegswirren im Verlauf des 19. Jahrhunderts nach Britisch-Guiana abgewandert waren, in dieser Zeit in entlegene, von der Balataindustrie nicht oder allenfalls peripher erfasste Waldgebiete im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Britisch-Guiana zurückzogen. Allerdings gilt es sich in diesem Zusammenhang in Erinnerung zu rufen, dass auch in den angrenzenden Regionen von Britisch-Guiana das Balatageschäft boomte, so dass es wohl schwer gewesen sein dürfte, sich dem Einfluss der Balataindustrie gänzlich zu entziehen. Dies umso mehr, als über die Grenze ein reger Schmuggelhandel mit Balata erfolgte, d.h. beträchtliche Mengen der Waren illegal nach Britisch-Guiana ausgeführt wurden (s. Cabrera Sifontes 1981).

Auch in dem Roman *Canaima* erscheinen die Indigenen als Getriebene, deren vielfache Wanderungen und Migrationen, wie Potelet (1991: 409) in ihrem Artikel *Canaima, novela del Indio Caribe* schreibt, "gewissermaßen das Ergebnis der von den Weißen mitgebrachten Übel sind". Oder in den poetischen Worten Gallegos':

"Das waren die unerbittlichen Feinde der Eingeborenen, der Grund für die Wanderschaften ihrer Stämme: die Schwindsucht, die sie dezimierte, und der Kautschuksammler, der sie ausbeutete und tyrannisierte, das war der Tod, dem sie die Churuata überlassen mussten, wenn er sie betreten hatte, mit der unbestatteten Leiche des Opfers in einem Cutumari, und

der sie zwang, ihre Churuata woanders auszustellen. Oberer Padamu, unterer Padamu, Stromschnelle von Tencua; viele schauerliche Meilensteine, unbeerdigte Gebeine in verlassenen Wohnstätten zeigten die Wanderschaften von Ponchopires Stamm an, verfolgt vom Katarrh, der fürchterlichsten aller Gestalten, die Canaima annehmen kann. Auf der großen Savanne, wo Marcos Vargas ihn jetzt gefunden hatte, schien endlich ein Hauch von Cajuna dem Guten zu wehen, von ihm, der Gesundheit schenkt und reichlichen Fischfang und den Indianer aus den Klauen der Zivilisierten befreit und ihn dahin führt, wo der Kautschukbaum nicht wächst." (Gallegos 1961: 322)

Im Zitat scheint auch ein Aspekt auf, der gewissermaßen im Kern dieses Kapitels steht: es ist das Paradox einer sich selbst als zivilisiert erachtenden Gesellschaft von *racionales*, die nicht nur kläglich in ihrem Vorhaben scheitern, die wilden Naturräume und ihre nicht minder wilden indigenen Bewohner an den Errungenschaften ihrer Zivilisation teilhaben zu lassen, sondern die sich im Grunde als die eigentlichen Barbaren und Wilden herausstellen. Ähnlich wie die im ersten Teil des Kapitels geschilderten Kolonisierungsprojekte verpufft der Balataboom, ohne der Region die gewünschte Entwicklung gebracht zu haben. Im Gegenteil: wie Hanson, der Anfang der 1930 Jahre den Süden Venezuelas bereiste, klagte, brachte das Ende des Booms der Region die bis dato umfassendste soziale und ökonomische Depression oder Regression, wie er es nennt, die vor allem für die zurückbleibende indigene Bevölkerung tiefgreifende Folgen hatte (Hanson 1933: 588f.). Den "Rückzug der Weißen", so Hanson (ebd.: 585ff.), kann man zwar einerseits als Befreiung der Indigenen von der Übermacht der Weißen deuten. Andererseits bedeute dies in vielen Fällen aber auch die zwangsläufige Rückkehr der Indigenen in die Wildnis, ein Rückzug, der, wie Hansen einräumt, ethnologisch sicherlich ein äußerst interessantes Spektakel abgebe. Schließlich biete sich hier dem Ethnologen die Möglichkeit, "eine brandneue primitive Kultur im Entstehen zu dokumentieren" (Hanson 1933: 588). Alles in allem bahne sich hier jedoch ein bedauernswerter Rückschritt in der Entwicklung der Region und ihrer Menschen an. Was sich aus Hansons Sicht als beklagenswerte soziale Regression darstellt, mag jedoch für die Indigenen wie die Kari'ña, die den Boom überlebten, zumindest kurzfristig eine Erholung von den zerstörerischen Kräften der sogenannten Zivilisation bedeutet haben. Die ökologischen Verwüstungen des Balatabooms dürften, wie Rivera in seinem Roman zu Recht bemerkt, allerdings noch für eine Reihe nachfolgender Generationen ihre Spuren hinterlassen haben:

"No obstante, es el hombre civilizado el paladín de la destrucción. Hay un valor magnífico en la epopeya de estos piratas que esclavizan a sus peones, explotan al indio y se dabaten contra la selva. [...] En los territorios de Venezuela el balatá desapareció. De esta suerte ejercen el fraude contra las generaciones del porvenir." (Rivera 1975: 185; Hv. i. Orig.)

II.3 Öl – die unvollständige Entwicklung

"Si hubiéramos de proponer una divisa para nuestra política económica lanzaríamos la siguiente, que nos parece resumir dramáticamente esa necesidad de invertir la riqueza producida por el sistema destructivo de la mina, en crear riqueza agrícola, reproductiva y progresiva: sembrar el petróleo."
A. Úslar Pietri (Ahora v. 14. Juli 1936)

Das Erdöl ist die nationale, identitätsstiftende Ressource Venezuelas schlechthin. Diese Ressource hat die venezolanische Gesellschaft und Politik während des 20. Jahrhunderts geprägt wie keine andere, wovon ein umfassendes Schrifttum zeugt (u.a. Lieuwen 1954; Betancourt 1979; Blank 1984; Boué 1993; Salazar-Corillo 1994). Der Ölreichtum transformierte Venezuela nicht nur binnen weniger Jahrzehnte von einem armen, politisch zerrütteten und zutiefst provinziellen Agrarland in einen ökonomisch radikal veränderten, sehr städtisch geprägten Ölstaat. Das Öl war darüber hinaus eng verbunden mit der Rekonfigurierung und Festigung nationalstaatlicher Identität, wie dies insbesondere Coronil (1997) herausgearbeitet hat. Der venezolanische Staat wurde mit der Erschließung der Ölreichtümer demnach neu erschaffen als die legitime Autorität in einer "vorgestellten Gemeinschaft" (Anderson 1983), die durch den kollektiven Besitz an diesen Reichtümern geformt und zusammengehalten wurde. Insofern dieser Prozess erfolgreich war – nämlich in der ökonomischen und politischen Befriedigung weiter Teile der venezolanischen Gesellschaft und ihres Territoriums mindestens während einiger Jahrzehnte –, verkörpert das Öl eine Antithese zum Balatá, das eine solche Gemeinschaft nur als gescheiterte Vision hervorzubringen vermochte.

Die Beschäftigung mit der Ressource Öl stellt in geographischer Hinsicht einen Exkurs in dieser Arbeit dar. Denn südlich des Orinoko im Allgemeinen und in Imataca im Besonderen sind bisher keine Ölvorkommen entdeckt worden und nach derzeitigem Kenntnisstand auch kaum zu erwarten. So stehen auch die hier lebenden nicht direkt mit diesem Rohstoff in Kontakt. Doch ist die jüngere Geschichte der Kari'ñabevölkerung in den Savannen der nördlich angrenzenden Bundesstaaten Anzoátegui und Monagas stark durch die Entdeckung von Öl beeinflusst, das dort seit den 1930er Jahren gefördert wird (s. Abb. 5). Durch verwandtschaftliche und politische Zusammenhänge ergeben sich hier einige wichtige Verbindungen zu dem anderen Zweig der Kari'ña, der in der vorliegenden Arbeit im Zentrum des Interesses steht. Zugleich wird die Erschließung von Guayana, wie sie sich seit den 1960er Jahren in mehreren Wellen beobachten lässt, erst vor dem Hintergrund des Erdölbooms in ihrer Dynamik verständlich.

Auf den folgenden Seiten sollen nur zwei Aspekte schlaglichtartig beleuchtet werden, die beide von unmittelbarer Bedeutung für die heutige Lage der Kari'ña im Staat Bolívar sind. Erstens werden einige Aspekte der Geschichte derjenigen Kari'ña in Monagas und Anzo-

átegui rekapituliert, die von dem venezolanischen Ethnologen Fleury Cuello in den 1950er Jahren als *Indios petroleros*, als 'Ölindianer', titulierte worden sind. In einer spezifischen historischen Situation gelang es diesen Gruppen Ende der 1940er Jahre, eine direkte Teilhabe an den Gewinnen aus den Ölvorräten in ihrer Region auszuhandeln, im Rückblick gesehen ein beachtlicher, fast erstaunlich wirkender Erfolg, der grundlegende Bedeutung für die bis heute unklaren rechtlichen Ansprüche der Kari'ña und anderer indigenen Gruppen besitzt. Dabei stellt sich die Frage der Teilhabe nicht nur im materiell-ökonomischen Sinne, im vorliegenden Fall also als Teilhabe bzw. Ansprüche auf Teilhabe an den Gewinnen aus der Ölproduktion. In den im Zuge der expandierenden Ölindustrie aufbrechenden, modernen Ressourcenkonflikten, in die die Kari'ña durch ihre geographische Präsenz verwickelt werden, stellt sich gleichzeitig auch ganz direkt das Problem der Position der Indigenen im konsolidierenden venezolanischen Nationalstaat bzw. in jener nationalen Gemeinschaft, die das Öl hervorgebracht hat. Hierbei wird das anhaltend prekäre Verhältnis zwischen einem modernen Nationalstaat und seiner indigenen Bevölkerung angelegt oder reformuliert, ein Verhältnis, das durch die Spannungspole von nationalstaatlichem Integritäts- und Gleichheitsprinzip auf der einen Seite und kulturellem Differenz- und Geltungsanspruch auf der anderen maßgeblich strukturiert wird. Die Geschichte der *Indios petroleros* lässt sich im weiteren Sinne also auch als die Geschichte der indigenen Bevölkerung im modernen Nationalstaat Venezuela lesen, eine Geschichte, die kulturelle Geltungskämpfe ebenso einschließt wie Elemente der staatlichen Indigenen- und Ressourcenpolitik.

Zweitens wird in der Folge in der gebotenen Knappheit untersucht, wie sich die nachgelagerten Effekte des Ölbooms in der südlichen Peripherie des Landes in der Folge geltend machen. In den 1960er Jahren unternimmt der venezolanische Staat großangelegte Anstrengungen, die Modernisierungserfolge, die in den nördlichen Landesteilen erzielt wurden, auch auf den Süden auszuweiten und damit auf die Regionen des Landes, in denen die indigene Präsenz weitaus am stärksten ist. Hier sollen nun neue Schwerindustrien, riesige Kraftwerke und ganze Städte neu entstehen, und mit ihnen Arbeit, Wohlstand und eine dauerhafte Entwicklung, wie sie die nicht-erneuerbaren Ölressourcen langfristig nicht sicherstellen können. Damit wird eine ganze Reihe von älteren Raumbildern neu belebt und in einer Weise umgeformt, die auch die gegenwärtigen Konflikte in der Region noch prägt.

II.3.1 'Indios Petroleros': Ölrente und territoriale Ansprüche

Die kommerzielle Ölproduktion in Venezuela begann etwa mit dem Ersten Weltkrieg in nennenswertem Umfang. Nur zwanzig Jahre später, am Ende der Ära des Diktators Gómez, war das Land nach den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion bereits drittgrößter Erdölproduzent und führender Erdölexporteur der Welt sowie strategisch entscheidender Lieferant des britischen Empires (McBeth 1983: 3). Bis heute ist Venezuela einer der wichtigsten Ölexporteure geblieben und bleibend der größte Exporteur außerhalb der arabischen Welt.

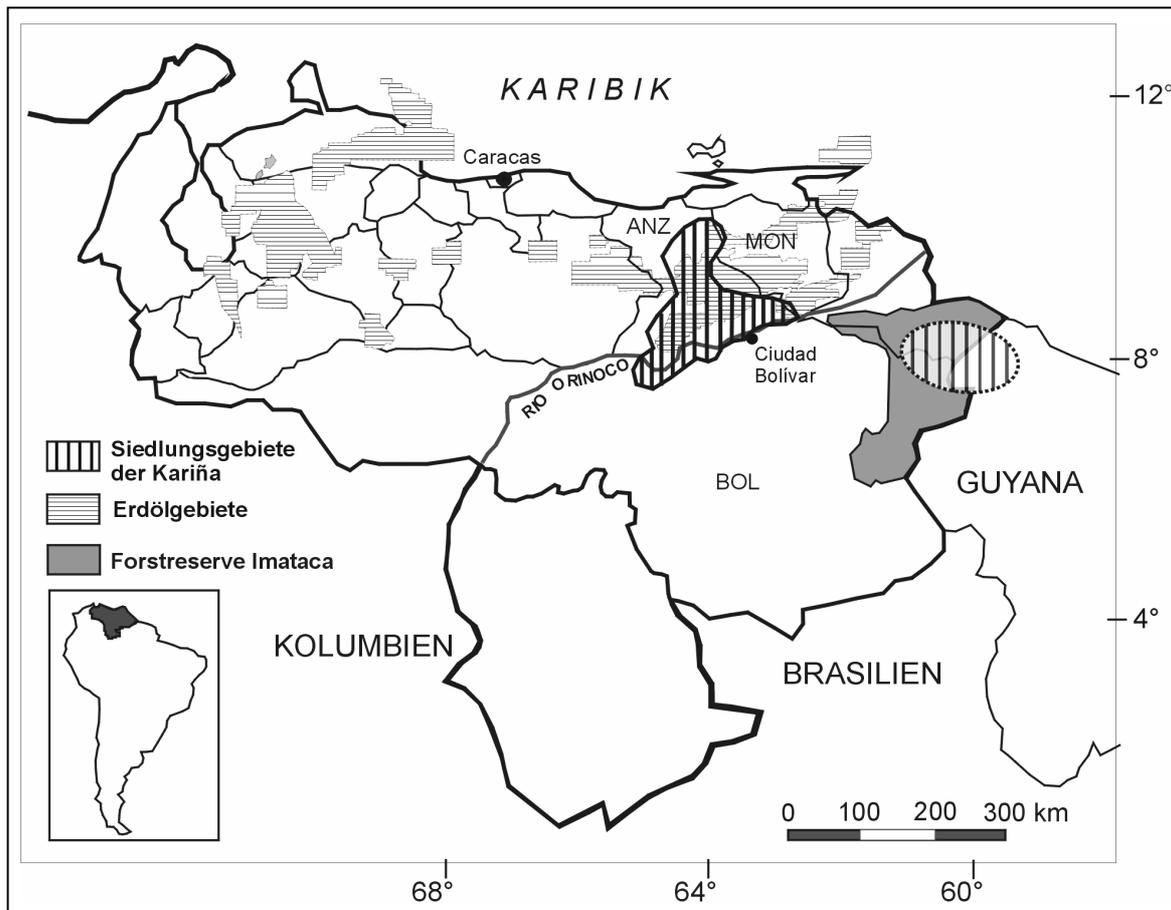


Abb. 5: Lage der Erdöl-Förderregionen, der Forstreserve Imataca und der Siedlungsgebiete der Kari'ña

Der Ölboom, der dieser Entwicklung zugrunde liegt, verlief besonders rapide in den 1920er und 1930er Jahren: Von 6.000 Barrels pro Tag im Jahre 1922 stieg die Produktion auf über 100.000 Barrels bereits 1926 und vervierfachte sich weiter bis zum Jahr 1935 (Philip 1982: 11, 47). Mit Royal Dutch Shell, Jersey Standard Oil und Gulf Oil kontrollierten drei ausländische Firmen zu diesem Zeitpunkt über 90 Prozent der venezolanischen Produktion (ebd.: 45; Singh 1989: 89). Mit der raschen Entwicklung gingen schon bald soziale Verwerfungen einher, zunächst vor allem beträchtliche Migrationen in den Bundesstaat Zulia im Westen aus den angrenzenden Bundesstaaten Falcón und Trujillo, aber auch von der Isla Margarita und anderen karibischen Inseln. Der Bedarf an Arbeitskräften in der eigentlichen Ölförderung blieb dabei gering und wurde in den gehobenen Positionen vor allem durch Nicht-Venezolaner gedeckt, die in modernen Enklaven lebten; größere Zahlen von Arbeitskräften kamen in den nachgelagerten Konsumbereichen wie Restaurants, Läden usw. unter. Dabei entstanden schon frühzeitig heftige Konflikte zwischen den einheimischen Arbeitern in den Niedriglohnbereichen und dem großenteils ausländischen qualifizierten Personal der Ölkonzerne, bald aber auch generell zwischen Gruppen verschiedener ethnischer und nationaler Zugehörigkeit (Ewell 1984: 64).

Die erste Erschließungswelle im Gebiet des Maracaibosees war insgesamt "schnell und chaotisch", sie führte nicht zuletzt zu erheblichen ökologischen Schäden (ebd.: 65). In diesem Zuge wurden auch indigene Gruppen zunächst von der Ölerschließung in Mitleidenchaft gezogen: Insbesondere Yukpa und Barí, die im Südwesten des Sees lebten (und damals noch als eng verwandte 'Motilones' galten), wurden durch die Zerstörung ihrer Jagdgebiete in die Enge getrieben. Nachdem sie bereits in den ersten Jahren der Erschließung verschiedentlich Ölcamps attackiert hatten, sandte Gómez ab 1926 Truppen in die Region, um die Indigenen weit nach Westen zurück zu treiben und dabei physisch zu dezimieren. Doch gelang es über viele Jahre nicht, die Region ganz zu befrieden, und so beschreibt etwa 1929 der Vertreter einer Bohrfirma die Arbeitsbedingungen in der Region auf die folgende Weise:

"Zum Schutz der Fahrer waren die Kabinen der Traktoren, die die Straßen in den Wald schnitten, mit mehreren Schichten von extrastarkem Gewebe bedeckt, das die schweren schwarzen Palm-Pfeile nicht durchdringen konnten. Die Kabinen der Lastwagen waren auf ähnliche Weise geschützt, die Ladefläche hatte 4 Fuß hohe Seitenwände aus Hartholzplanken von 3 Inches Dicke. Das Personal wurde angehalten außer Sicht zu bleiben, unterhalb der Planken oder hinter dem Tuch. [...] Die Bohrlöcher waren in der Mitte von Rodungen von etwa 200 Meter Seitenlänge platziert, da die Reichweite der Indianerpfeile etwas unter hundert Metern lag. Ein hoher Stacheldrahtverhau umschloss das Rodungsgebiet." (Brantley zit. n. Lieuwen 1954: 41, Üs: MG; vgl. a. Diederich 1987: 35f.)

Vertreter der Ölbranche forderten verschiedentlich drastische militärische Maßnahmen, vom Niederbrennen der indigenen Siedlungen über die systematische Vertreibung nach Kolumbien bis zur physischen Ausrottung (ebd.).

Eine weitere, kaum weniger dramatische Auswirkung auf die indigene Bevölkerung der Region ergab sich durch die steigende Verknappung von Arbeitskräften im Niedriglohnssektor, was etwa die Betreiber von Zuckermühlen in Zulia bewog, in großem Stil Guajiro-Indianer zu rekrutieren, die oft schon als Kinder gekauft und dann wie Sklaven behandelt wurden (McBeth 1983: 125).

Die verschiedenen Konflikte, die aus der kaum geregelten Ölerschließung im Verbund mit Zensur und militärischer Repression durch die *gomecistas* erwachsen waren, entluden sich nach Gómez' Tod 1935 in großen Unruhen und Ausschreitungen, gefolgt von landesweiten Streiks, die bis in den Januar 1937 andauerten. Ein Großteil der Auseinandersetzungen bezog sich dabei in der einen oder anderen Form auf den Ölsektor, der schon längst zum wichtigsten Bereich der Nationalökonomie aufgestiegen war. Und offenbar herrschte nun ein breiter Konsens zwischen linken, liberal-demokratischen und konservativen Gegenspielern der alten Gómez-Riege dahingehend, dass der Ölsektor zukünftig stärker im nationalen Interesse zu regulieren sei. Zwischen 1919 und 1936 hatte der venezolanische Staat nur kümmerliche sieben Prozent aus den Gewinnen der Ölindustrie erhalten, eine "Situation, deren Fortbestand 1936 nur noch wenige Menschen zu tolerieren bereit waren" (Blank 1984: 38). So machten sich offenbar auch Teile der Administration unter General López Contreras (1936-1941) die Aufgabe zu eigen, den beherrschenden Ölkonzernen jetzt

etwas striktere Bedingungen aufzuerlegen und sie im Sinne staatlicher Einkünfte auch finanziell stärker zu belasten (Singh 1989, Philip 1982: 50f.). In eben diesem Umfeld prägte der konservative Intellektuelle, Schriftsteller und damalige Regierungsberater Arturo Uslar Pietri die Formel von der "Aussaat des Öls", eine Formel, die bis heute in Venezuela weit- hin zitiert wird und quer durch die politischen Lager große Zustimmung findet: der Staat, so die in der Formel enthaltene Forderung, solle das Öl aussäen ("sembrar el petroleo"), um aus dieser Saat eine gesunde, produktive und moderne Nation erwachsen und erblühen zu lassen (Ewell 1984: 75; Coronil 1997: 134).

Die Maßnahmen unter Lopez Contreras, besonders aber die der nachfolgenden, etwas liberaleren Regierung Medina Angarita (1941-1945) standen unter günstigen Vorzeichen. Mit der zunehmend angespannten internationalen Lage stiegen Nachfrage und Preis des Erdöls, zudem wuchs der politische Wunsch der Vereinigten Staaten, ein kooperatives Klima in der "westlichen Hemisphäre" zu wahren, um den Einfluss der Achsenmächte in Lateinamerika zu begrenzen. Die Nationalisierung der Erdölvorkommen in Mexiko 1938 hatte das Ihrige dazu getan, die wenigen weltweit operierenden Ölkonzerne offener für die Teilhabe wünsche derjenigen Nationen zu machen, die die Erdölvorkommen beheimateten. Venezuela war einer der offensichtlichen Gewinner der internationalen Konstellation in den 1940er Jahren (Philip 1982: 67). Der deutliche Anstieg staatlicher Besteuerung während dieser Zeit wurde durch die wachsende Produktion und Rentabilität venezolanischen Öls mehr als wettgemacht. Mit dem Ölgesetz von 1943 wurden höhere Tantiemen und Steuern dauerhaft festgeschrieben, im selben Atemzug wurden jedoch große Konzessionsgebiete zusätzlich ausgewiesen oder formal für vierzig Jahre erneuert. Allein in den Jahren 1944 und 1945 wurden mehr als sechs Millionen Hektar an Konzessionsfläche neu vergeben und damit etwas mehr als in den dreißig Jahren zuvor unter Gómez und Lopez Contreras (Betancourt 1979: 87). Dabei standen nun auch große Gebiete im Osten des Landes zur Vergabe, in den Bundesstaaten Anzoátegui und Monagas, wo die Ölförderung erst in den 1930er Jahren in größerem Maßstab begonnen hatte.

Mit dem so genannten *trienio* (1945-1948), dem dreijährigen Interregnum der *Acción Democrática* (AD) nach einem "demokratischen Putsch", der später in allgemeinen Wahlen legitimiert wurde, kamen die nationalen Teilhabeansprüche weiter zur Geltung. Bereits 1945 wurden zusätzliche Steuern für Firmengewinne eingeführt, die im Folgejahr erhöhte wurden; 1948 wurde – weltweit in dieser Form erstmalig – das Prinzip verabschiedet, dass 50 Prozent der Firmengewinne in der einen oder anderen Form an den Staat zurückfließen müssen (Philip 1982: 64).

Wie diese verschiedenen Maßnahmen im Laufe der 1940er Jahre im Einzelnen zu bewerten sind, bleibt bis in die gegenwärtige Literatur umstritten.¹¹³ Weitgehende Einigkeit

¹¹³ So gehen insbesondere die Bewertungen der Maßnahmen während des *trienio* im Verhältnis zu den Wirkungen des Ölgesetzes von 1943 stark auseinander. Rómulo Betancourt, der selbst während des *trienio* zunächst als Präsident fungierte, hat dieses Gesetz verschiedentlich als einen Ausverkauf nationaler

herrscht jedoch darüber, dass die 1940er Jahre insgesamt als Zeit zu betrachten sind, in der die internationale Konstellation für die Verhandlungsposition Venezuelas gegenüber den im Lande tätigen Ölkonzernen außerordentlich günstig war und zugleich der politische Wille vorhanden, diese Position auch zur Aushandlung einer akzeptablen, nationalen 'Ölrente' zu nutzen. Auch die internationalen Ölkonzerne standen einem gemäßigten Interessensausgleich offenbar nicht im Wege (Hellinger 2000: 110f., Philip 1982: 64-67).

In dieser Zeit einer Reformulierung der nationalen Ölpolitik fällt nun auch der etwas überraschende Einbezug von indigenen Gruppen in die Verteilung der Ölrente. In den Jahren 1946 und 1947 gewährten die Ölfirmen Mene Grande Oil (zur Gulf Oil gehörig) und Socony Vacuum Oil (später Mobil Oil) der Kariña-Gemeinde Cachama im Staat Anzoátegui eine wenn auch niedrige Zahlung bzw. Entschädigung für die Nutzung ihres Gebiets. In einem Vertrag wurde eine Summe von 0,75 Bolívares für jeden Hektar gepachtetes Land jährlich festgelegt, vier Bolívares pro Hektar waren zudem für die Fläche zu entrichten, auf der tatsächlich gearbeitet wurde, und zusätzliche Zahlungen waren für seismographische Arbeiten fällig. Insgesamt ergab dies einen Betrag von ca. 30.000 Bolívares (d.h. ca. 8.000 US-Dollar) pro Jahr, der von den Ölfirmen an die Kariña-Gemeinde gezahlt wurden (Fleury Cuello 1953: 82f).

Diese Regelung entsprach im Wesentlichen den Festlegungen, wie sie im *Ley de Hidrocarburos* formuliert worden waren und prinzipiell allen Grundeigentümern zukamen. Während über den *subsuelo*, d.h. die unterirdischen Bodenschätze grundsätzlich der Staat verfügte, wie schon das Ölgesetz von 1922 unmissverständlich klargestellt hatte, kam den jeweiligen Grundeigentümern ein Zugangsrecht (*derecho de servidumbre*) zu, welches zu einer geringen Flächenrente in der genannten Höhe führte (Brito Figueroa 1996: 380). Damit gab es im vorliegenden Fall nun aber zum ersten Mal eine direkte ökonomische Teilhabe indigener Gruppen an der gewinnbringenden Nutzung einer natürlichen Ressource, und zwar nicht irgendeiner Ressource, sondern derjenigen, die zu diesem Zeitpunkt bereits den überwältigenden Teil der nationalen Produktion ausmachte. Dass diese ökonomisch vermittelte Anerkennung indigener Präsenz über den Umweg internationaler Konzerne geschah, verdient nicht nur vor dem Hintergrund der früheren Ressourcenbooms Beachtung, sondern auch im Blick auf kommende Konflikte, in denen die nationale Loyalität der Indigenen immer wieder grundsätzlich in Zweifel gezogen wurde.

Angesichts der konfliktreichen Vorgeschichte im Westen des Landes, wo an eine indigene Beteiligung am Ölboom vorerst nicht zu denken war, aber auch angesichts der Rolle, die indigenen Gruppen bis zu diesem Zeitpunkt bei der Ausbeutung des Goldes oder bei der Kautschukgewinnung zugekommen war, stellt sich die Frage, wie es den Kariña gelang, in

Interessen charakterisiert (Betancourt 1979: 86f.). Dagegen beharren Mommer (1983) und jüngst Hellinger (2000: 110) nachdrücklich darauf, dass die 1943 festgeschriebenen Maßnahmen über die späteren Konzepte des *trienio* substantziell hinausgingen (vgl. hierzu auch Philip 1982: 64; Coronil 1997: 107, 137).

diesem Falle ihre Ansprüche geltend zu machen. Zwei Faktoren sind dabei zu nennen, die den Rahmen einer Antwort abstecken und hier beide kurze Betrachtung verdienen. Erstens sind es die Veränderungen in der staatlichen venezolanischen Indigenenpolitik, die in den 1940er Jahren Gestalt annahmen; zweitens spielt die spezifische Situation der Landrechte indigener Gruppen in der Region eine entscheidende Rolle.

Die venezolanische Indigenenpolitik der hier in Frage stehenden Zeit ist durch gegenläufige Entwicklungen geprägt. Die Ära Gómez kann vor allem dadurch gekennzeichnet werden, dass den seit dem Ende der spanischen Herrschaft verbannten Missionen schrittweise wieder weitreichende Befugnisse in den peripheren Gebieten des Landes eingeräumt wurden, weniger wohl motiviert durch religiöse Ansinnen als durch den Wunsch, "dem Vordringen der Engländer und Brasilianer in den Grenzregionen eine Kraft entgegenzusetzen" (Schneider 1994: 46). Bereits in der *Ley de misiones* von 1915 wurde hierzu der Grundstein gelegt, indem den Missionen explizit und exklusiv die Aufgabe zugeteilt wurde, die indigene Bevölkerung dieser Regionen zu "konzentrieren und zu zivilisieren" (*reducir y civilizar*). In mehreren Richtlinien und Regulationen der folgenden Jahre wurde an die Missionen "die komplette staatliche Gewalt [abgegeben], sowohl in Belangen der Rechtsprechung als auch der Verwaltung, des Erziehungswesens und faktisch auch weitgehend die Verwaltung der wirtschaftlichen Nutzung der Regionen." (ebd.)¹¹⁴ Diese Entwicklung war umso bedeutender, als in den zentraleren Regionen des Landes die "systematische Vertreibung indianischer Gemeinden und der Landraub" zu diesem Zeitpunkt weitgehend abgeschlossen waren (Schulz 1994: 50). Diesem Prozess waren im Landesinneren "wie durch ein Wunder" überhaupt nur die Kari'ña in Anzoátegui und Bolívar sowie die Yaruro in Apure in relevanten Teilen entgangen (ebd.).

Im Laufe der 1940er Jahre vollzog sich jedoch ein gewisser Wandel in der staatlichen Indigenenpolitik, die bis dahin nur aus finanziellen Zuwendungen an die Missionen bestanden hatte. Den Anstoß zu dieser Entwicklung gab wohl die Gründung des *Instituto Indigenista Interamericano* im mexikanischen Pátzcuaro 1940, an der auch eine venezolanische Delegation teilgenommen hatte, die freilich den Standpunkt einnahm, es gebe in Venezuela überhaupt keine nicht-akkulturierten Indigenen mehr (Heinen 1994: 1). Erst während des *trienio* entstanden jedoch wieder klar erkennbare staatliche Strukturen, die sich direkt mit indigenen Angelegenheiten befassen sollten. Die Akte von Pátzcuaro wurde 1946 ratifiziert und in der Folge wurden die *Comisión Indigenista Nacional* (1947) sowie das *Oficina de Migraciones y Colonización* (1948) gegründet, aus dem später die Agrarreformbehörde (IAN) hervorging. Bis Ende der 1950er Jahre blieb die generelle Vorherrschaft der Missionen jedoch unangetastet und wurde unter dem Diktator Pérez Jiménez (1948-1958) sogar erneut gestärkt. So ergab sich die geradezu skurrile Situation, dass die bestehende *Comi-*

¹¹⁴ Ein *Convenio de la Misión de Caroní* mit den Kapuzinern wurde 1922 geschlossen, entsprechend wurden die Salesianer mit der *Misión del Alto Orinoco* (1937) betraut und wiederum die Kapuziner im Westen des Landes mit der *Misión de Goajira* [sic] y *Perijá* (vgl. Heinen/Kasburg 1994: 16f.; eine ausführlichere juristische Darstellung findet sich bei Kuppe 1987: 119-128).

sión Indigenista ihre Zuständigkeiten nur außerhalb der Missionsgebiete wahrzunehmen hatte, also nur in den Gebieten, in denen definitionsgemäß keine Indigenen lebten – bis auf die wenigen, oben genannten Reste von Kari'ña und Yaruro. Arvelo-Jiménez (1984: 110) nennt eben diese Konstellation als Grund dafür, dass die Indigenenkommission ihre Anstrengungen auf die rechtliche Situation und insbesondere die Landtitel der Kari'ña konzentrierte. Die politische Aufmerksamkeit staatlicher Behörden war den Kari'ña im Bundesstaat Anzoátegui Ende der 1940er Jahre jedenfalls gewiss, und man wird hierin einen Grund dafür annehmen können, dass sich die Ölfirmen 1947/48 mit den oben skizzierten Verträgen um ein bisher ungekanntes Arrangement mit indigenen Gruppen bemühten, welches sie wenige Jahre zuvor noch nicht für nötig gehalten hatten (und in den peripheren Regionen des Westens auch weiterhin nicht für nötig hielten).

Wie aber war es tatsächlich um die Landtitel der *Indios petroleros* in Anzoátegui und Monagas bestellt? Juristisch lässt sich diese Frage bis zum heutigen Tage nicht abschließend beantworten, da grundlegende Urteile in letzter Instanz zum Teil bis heute ausstehen.¹¹⁵ Eine kurze historische Rekonstruktion der einschlägigen Bestimmungen erlaubt es jedoch, die andauernden Konflikte verständlich zu machen. Zudem können darin jenseits des Einzelfalls auch die im Weiteren relevanten Punkte verdeutlicht werden, von denen die Frage indigener Landansprüche in ganz Venezuela ihren Ausgang nimmt:

Im Wesentlichen ergibt sich die problematische Landrechtssituation der venezolanischen Indigenen in den zentralen Teilen des Landes aus einem Prozess der Auflösung gemeinschaftlicher indigener Ländereien, der bereits im frühen 19. Jahrhundert begann und in mehreren Etappen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zu deren Umwandlung in "Brachland" (*tierras baldías*) führte. War das Land einmal als solches Brachland definiert, so fiel es automatisch dem venezolanischen Staat zu, der es ggfs. neu verteilen konnte. Die kommunalen Landrechte in den sogenannten *resguardos* waren ihrerseits von der spanischen Krone größtenteils erst nach der Abschaffung des *encomienda*-Systems im frühen 18. Jahrhundert verliehen worden. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurden auf diese Weise mehr als 300 *resguardos* in den zentralen und östlichen Teilen des Landes mit Landtiteln ausgestattet, was schon bald zu erheblichen Konflikten mit den Großgrundbesitzern der Criollo-Elite führte (Schneider 1994: 43). Nach dem Erreichen der Unabhängigkeit wurden diese *resguardos* schrittweise aufgelöst. Entgegen republikanischen Versprechen und Dekreten wurden sie jedoch nicht durch neue Landtitel für die Indigenen ersetzt. Mit einer Vielzahl gleichsinniger Gesetze, die zwischen 1811 und 1936 erlassen wurden, sollten die Indigenen stattdessen im liberalen Sinne in die Gemeinschaft der Nation integriert werden, so jedenfalls die Begründung während großer Teile des 19. Jahrhunderts, indem ihnen individuelle Landtitel aus den aufgeteilten kommunalen Ländereien zugesprochen würden. De facto bestanden solche Umwandlungen

¹¹⁵ Legislativ sind mit der neuen Verfassung von 1999 die Ansprüche der Indigenen erstmals ganz grundlegend anerkannt worden. Die konkrete Umsetzung der Verfassung und die daraus resultierenden Veränderungen sind jedoch derzeit (2004) noch nicht im Einzelnen abzusehen.

aber fast nur auf dem Papier und die Gesetze bewirkten allesamt eine fortschreitende Enteignung der bisherigen *resguardos*, die "verheerende Folgen für die territoriale Organisation der meisten indigenen Gruppen" zeitigte (Schulz 1994: 39; vgl. a. Coppens 1971; Kuppe 1987).

Amodio (1991) hat diesen Prozess für den venezolanischen Osten näher untersucht und gezeigt, wie konflikthaft die entsprechenden Abläufe hier waren, wobei es verschiedentlich zu Klagen und sogar zu offenen Aufständen kam. Unterstützung hatten die indigenen Gruppen dabei nur in seltenen Fällen von den örtlichen Eliten zu erwarten, da diese häufig selbst Großgrundbesitzer waren oder in diesen ihre Machtbasis fanden. Zumindest in einigen Fällen gelang es ihnen jedoch, effektive Allianzen zu bilden, so etwa in der damaligen Provinz Barcelona mit den föderalistisch orientierten Generälen Monagas (ebd.: 292).¹¹⁶ Diese Geschichte der indigenen *resguardos* spielte auch in dem erwähnten Fall der ersten *Indios petroleros* in Anzoátegui eine wichtige Rolle: Der Landtitel, auf dem der Vertrag mit den zwei Ölfirmen in Cachama beruht, wurde bereits im Jahr 1783, also noch zu spanischen Zeiten ausgestellt. Im Jahr zuvor hatte der spanische König einen Beauftragten der Audienz von Santo Domingo, Luis de Chavez y Mendoza, in die Provinzen Nueva Andalucía und Nueva Barcelona beordert, vor allem um in die dortigen Landkonflikte vermittelnd einzugreifen. Im Falle der Kari'ña in Cachama war der Anlass der Klagen, dass sie in den Jahren zuvor aus dem Gebiet der Mission Chamariapa¹¹⁷ an diesen Ort am Rande der Mesa de Guanipa verdrängt worden waren und sich auch dort schon wieder in ihrer Landnutzung eingeschränkt sahen. Nach einer Ortsbesichtigung und Vermessung am 21. Oktober 1783 wurde dem Wunsch der Kari'ña von Cachama entsprochen und ihnen zwei *leguas* Land des ehemaligen *resguardo* zusätzlich übertragen.¹¹⁸ Der resultierende Landtitel wurde im Jahre 1904, also gut 130 Jahre später und kurz vor Beginn der Gomez-Ära, vom venezolanischen Kongress explizit bekräftigt, und er erhielt nun, mit der Anerkennung durch die Ölkonzerne in den Jahren 1947/48, eine erneute Aktualisierung.

Die "Ölindianer" von Cachama verdanken ihren Status als erste indigene Rentiers des ve-

¹¹⁶ Vgl. hierzu ergänzend Civrieux (1976: 1003f). Die Auswirkungen des turbulenten 19. Jahrhunderts im östlichen Venezuela für die indigene Bevölkerung lassen sich schon auf Basis der Schilderungen dieses Gebiets durch Alexander von Humboldt zu Beginn des Jahrhunderts erahnen. Zu diesem Zeitpunkt lebten nach Humboldts Forschungen in den Provinzen Nueva Andalucía und Barcelona etwa 60.000 Indigene, die vierzehn verschiedenen "Stämmen" angehörten, wovon "9-10 sich voneinander für gänzlich verschiedenen halten" (Humboldt 1997 [1815]: 307, 309f.) Dabei rechnet Humboldt die im Delta lebenden Warau [Guaraúnos] nicht ein, weil er hier die verfügbaren Zahlen nicht für verlässlich hält (vgl. Amodio 1991: Anm. 95).

¹¹⁷ Die Mission mit dem vollständigen Namen *Nuestra Señora de la Candelaria de Chamariapa* war 1740 von Franziskanern für die Zusammenführung und Missionierung der Kari'ña in der Region gegründet worden; schon bald jedoch wurde die *resguardo* mit ihren vergleichsweise guten Böden schrittweise von Criollos übernommen, die sich in der Nähe ansiedelten. Heute heißt der Ort der ehemaligen Missionsstation Cantaura (Amodio 1991: 294f.).

¹¹⁸ Nach der detaillierten Darstellung von Amodio (1991: 281-286, hier: 294) folgte Chavez y Mendoza (nicht nur in diesem Fall) einem relativ ausgleichenden Vorgehen, bei dem keineswegs die Wünsche der lokalen spanischen Eliten voll zur Durchsetzung kamen, wie dies etwa Mansutti (1989: 67) suggeriert.

nezolanischen Ressourcenreichtums demnach in entscheidenden Aspekten gerade nicht dem modernen venezolanischen Nationalstaat. Dies gilt in zweierlei Hinsicht: Erstens stammen die Landtitel, auf die sich die Kari'ña in Anzoátegui berufen konnten und können, wie wir gesehen haben, aus der kolonialen Epoche und haben sich nur in glücklicher Fügung durch die zahlreichen Maßnahmen hindurch gerettet, die das unabhängig gewordene Venezuela unternahm, um seine Großgrundbesitzer in ihren Ansprüchen zu befriedigen. Zweitens wurden die Indigenen in dem konkreten Fall vom venezolanischen Staat nun nicht etwa an den steigenden Gewinnen aus den Bodenschätzen beteiligt, die in den von ihnen bewohnten Regionen gefördert wurden, sondern durch einen Vertrag mit ausländischen privaten Ölfirmen, der ihnen zumindest eine geringe Zugangsgebühr garantierte, die jedoch vom Fördervolumen oder den erzielten Gewinnen ganz unabhängig blieb. Diese Teilhabe war zwar ohne den gesetzlichen Rahmen des Staates nicht denkbar und sie bedurfte zudem des demokratischen Aufbruchs, den die Jahre des *trienio* darstellen. Doch ist die Teilhabe zugleich auf eine geradezu paradox anmutende Weise begrenzt: In der Verschachtelung von historischen Fährnissen und Zufällen, die gerade diese wenigen Kari'ña mit ganz bestimmten Ölvorräten zusammenführt, werden der Status der Ausnahme und die Begrenztheit der indigenen Teilhabe an der modernen Ölnation nur umso sichtbarer.

Nicht zuletzt sind es schließlich die sozialen Effekte der Ölgewinnung, die eine unvollständige Teilhabe der Kari'ña an der sich neu formierenden Ölnation signalisieren. Zum einen war die Geschichte der *Indios petroleros* in Anzoátegui und Monagas sowohl vor als auch nach der vertraglichen Zugangsregelung konfliktiver als der Akt selbst zu signalisieren scheint. Bereits Anfang der 1930er Jahre hatten die Kari'ña von Cachama ein Viertel ihres Landes an die Firma Gulf Oil verloren, und es gelang ihnen auch nach Abschluss des genannten Vertrags nicht, dieses Land zurückzugewinnen (Fleury Cuello 1953: 83; Schwerin 1966: 26).¹¹⁹ Eine Reihe anderer Kari'ña-Gruppen in Anzoátegui und Monagas kämpfte noch Mitte der 1990er Jahre um die Anerkennung ihrer kolonialen Rechtstitel.

Zum anderen zahlten die *Indios petroleros* für ihre geringe Beteiligung an den Erfolgen der Ölförderung offensichtlich den hohen Preis einer Zersplitterung und Zerrüttung ihrer Gemeinschaft. Schwerin (1966) hat die Gemeinde Cachama Anfang der 1960er Jahre in einer Kulturwandelstudie untersucht, die sich im Wesentlichen auf einen Vergleich mit der wei-

¹¹⁹ Fleury Cuello (1953: 83) nennt den Februar 1950 als Datum für einen illegitimen Verkauf von Teilen des Kari'ña-Landes durch den Sohn eines ehemaligen Kaziken, doch wird dieses Datum in dem von mir genutzten Exemplar des Aufsatzes aus dem Privatarchiv des Ethnologen Marc Civrieux mit einer handschriftlichen Randbemerkung korrigiert ("Fecha venta anterior a Feb. 1950"). Tatsächlich dürfte sich der genannte Verkauf vor Abschluss des Vertrages mit den Ölfirmen zugetragen haben und mit den ersten Explorationen und Probebohrungen in der Region zeitlich direkt zusammenfallen, wie Schwerin (1966: 26; vgl. aber: 104) vermutet; Morales Mendez (1983: 163) nennt bereits 1929 als Datum des Verkauf der Gemeinde Cachama an den Viehzüchter A. Bocalandro, der auch bei Fleury Cuello als Käufer genannt wird. Noch 1983 konnte dieser Viehzüchter (bzw. sein Rechtsnachfolger) für das unter fragwürdigen Umständen angeeignete Kari'ñaland neue Zugangsverträge mit den (mittlerweile nationalisierten) Ölfirmen abschließen (ebd.).

ter südlich gelegenen Kari'ña-Gemeinde Mamo stützt.¹²⁰ Er sieht dabei eine Reihe von Veränderungen in Zusammenhang mit dem Aufkommen der Ölindustrie, wobei die zahlreichen Konflikte und die Fraktionenbildung in der Gemeinde für ihn zu den auffälligsten Erscheinungen gehören (ebd.: 28, 101f., 225f.). Die Gruppenbildung ist dabei eng an die Residenzmuster gebunden, die sich aber von einer verwandtschaftlichen Ordnung zunehmend ablöst: die matrilineare Ordnung mit ihrem matrilocalen bzw. (mit Schwerin) 'matrivicinalen' Siedlungsmuster wird zunehmend durch virilokale Residenzmuster überlagert, die mit stärker ortsteilbezogenen sozialen Identifikationen einhergehen. Entlang der Grenzen dieser Ortsteile bzw. Nachbarschaften verlaufen dann auch die Linien tiefer Zerwürfnisse bzw. nachgelagert eine politische Fraktionenbildung. Schwerin lässt kaum einen Zweifel daran, dass diese Zerwürfnisse letztlich auf den rapiden Einbruch der Ölindustrie zurückzuführen sind, der "fast explosionsartig" über den Ort kam (ebd.: 229). Die folgende, zusammenfassende Passage vom Ende der Studie gibt den Kern von Schwerins Diagnose der sozialen Situation der Kari'ña von Cachama wieder. Sie wird hier etwas ausführlicher zitiert, weil sie Aspekte thematisiert, die mir im Hinblick auf die Geschichte der Kari'ña insgesamt relevant erscheinen, nämlich eine schwer zu verortende Passivität und ein Gefühl des Ausgeliefertseins an Strukturen und Ereignisse, die von außen über die Kari'ña kommen:

"Then, between 1935-40, the raw light of modern industrial civilization broke upon Cachama almost explosively. This was something entirely alien to the Indians (and rural criollos as well). They knew nothing about the oil industry. They did not understand. They neither desired its arrival, nor were they consulted or even informed at the time it appeared on the scene. It was just there for them to live with, if they could. Rejecting it did not mean that the petroleum industry and the myriad changes which followed in its wake would disappear from the conscious perceptions of the Chachaman. This is the condition which has continued to the present time. The Cachamans still have no active part. They have little choice in accepting or rejecting the traffic which daily passes them on the highway, or the urban centres which have grown up in El Tigre, 'Tigrito' and Cantaura, the demands for goods and service in the urban centers which have brought the *mongueros* to Cachama to buy produce, etc., etc. Finding themselves passive participants in all these innovations, the Cachamans are not even sure whether they *could* have a decisive role in deciding whether or not the companies can search for oil on their property, on the disposition of right-of-way payments, or in controlling the movements and activities of outsiders on community lands. Having tacitly acquiesced in all these things thus far, it is unlikely that they could assume a decisive role concerning them now." (ebd., Hv. i. Or.)

Nur ein Aspekt soll dem hier noch angefügt werden, der gewisse Parallelen mit der gegenwärtigen Situation der Kari'ña im Südosten des Landes zeigt. In den Konflikten unter den Kari'ña, von denen Schwerin berichtet, spielte ein externer, nicht-indigener 'Rechtsbe-

¹²⁰ Die methodologischen Probleme einer Kulturwandelstudie, die als Vergleichshorizont nur eine auf minimale Quellen gestützte Rekonstruktion der Kultur der Kari'ña im 19. Jahrhundert (!) von wenigen Seiten Länge bietet, sollen hier nicht diskutiert werden, zumal in der vorliegenden Arbeit keine vergleichbare Perspektive eingenommen wird (vgl. dazu grundlegend Fabian 1983; Featherstone 1992). Unabhängig von ihrem Wert als Indikatoren eines Kulturwandels sind jedoch viele der Beobachtungen Schwerins hier direkt von Interesse (s.u.).

rater' eine wichtige Rolle, dem es mehrfach gelang, das Vertrauen der Indigenenführung von Cachama zu erlangen. Dieser selbsternannte Berater erhielt 1958 eine schriftliche Vollmacht des damaligen Gemeindevorstandes, die Kari'ña "in allen Angelegenheiten" zu vertreten und dabei auch die Kompensationszahlungen der Socony Mobil Oil Company wie der Mene Grand Oil Company zu verwalten (ebd.: 103). Trotz einer Veruntreuung dieser Mittel gelang es ihm einige Jahre später ein zweites Mal, einen Teil der Ortschaft für fragwürdige Pläne hinter sich zu versammeln und gegen andere Teile der Bevölkerung aufzubringen (ebd.: 104). Auch in dieser herausgehobenen, die Konflikte vertiefenden Rolle eines Außenstehenden werden gewisse Parallelen zu den Kari'ña von Imataca erkennbar, wie dies weiter oben am Beispiel der Auseinandersetzungen um die Goldmine Fangol geschildert wurde. Die relative Isolation und Entfernung von den politischen Zentren, die Schwerin als Grund für die schwache Artikulationsfähigkeit und Selbstvertretung der Kari'ña von Cachama anführt, gilt in Imataca noch heute. Umso mehr ist es bemerkenswert, dass die nördlich des Orinoko lebenden Vertreter der Kari'ña heute ihrerseits in die Artikulation ihrer südlichen Verwandten direkt involviert sind. So stammt etwa der im Zusammenhang mit den Goldkonflikten oben bereits genannte Tito Poyo aus dem Bundesstaat Anzoátegui; seine Verwandten arbeiteten bereits in den 1950er Jahren im Kontext des Ölbooms mit der *Comisión Indígena* zusammen. Es dauerte jedoch bis in die 1990er Jahre hinein, ehe die Organisationsbemühungen der Kari'ña von Anzoátegui südlich des Orinoko ihre Wirkungen zeigten, in einer Region, in der die Entwicklungsbedingungen und Verläufe staatlicher Intervention einen ganz anderen Charakter annahmen. Hier nun sollte das Öl, das in der Nordhälfte des Landes gefunden wurde, "gesät" werden um, wie es hieß, den Süden zu erobern.

II.3.2 Der "magische Staat" und die Eroberung des Südens

"Die Zeiten haben sich gewaltig geändert, leider vor allem zum Schlechteren. Venezuela war früher einmal ein reiches, ein modernes Land. Es gab Zeiten, da konnten sich die Leute hier etwas leisten. Schau Dir das Land heute an! Heute geht es uns schlecht, leben wir in Armut."
Gewerkschafter R.F. (Interview 20.06.1997)

Diese Worte eines venezolanischen Interviewpartners bringen ein Lebensgefühl zum Ausdruck, das viele Venezolaner jenseits der vierzig Jahre gegenwärtig teilen – ein Gefühl des Bedauerns über den Verlust der alten prosperierenden Zeiten, ein nostalgisches Schwelgen in der Erinnerung an eine Ära, in der alles möglich schien in Venezuela, als Öl das Land immer mehr zu einem Wohlstand verhalf, von dem offensichtlich selbst ärmere Schichten profitierten. Für den heutigen Besucher Venezuelas wie für die jüngere, nachwachsende Generation in Venezuela ist eine solche Zeit des satten Wohlstands nur noch schwer vorstellbar, in Anbetracht der immer noch allgegenwärtigen Krisenanzeichen und Miseren

im Lande, in Anbetracht gerade auch der *barrios*, jener riesigen Armutsviertel, die auf den Hügeln rund um Caracas wuchern und die den Besucher bereits auf seinem Weg vom Flughafen in die Metropole nachdrücklich auf die prekäre Situation in Venezuela einstimmen. Erst recht fällt in den peripheren Landesteilen des Südens heute der Gedanke an Modernität und Wohlstand schwer.

Die 1960er Jahre des letzten Jahrhunderts gehören in diesem Sinne einer gänzlich anderen Zeitrechnung an, auch wenn gerade eine Generation seitdem vergangen ist. Sie markieren zugleich eine historische Epoche, in der Venezuela sich in vielerlei Hinsicht in einem Zustand des Umbruchs und des Aufbruchs befand. Mit der Regierung von Rómulo Betancourt (1958-1963) begann 1958 nach langjähriger Militärdiktatur nicht nur eine neue, bis heute andauernde demokratische Ära in Venezuela, sondern auch eine Phase umwälzender wirtschaftlicher und politischer Reformen, die als nationalistischer Feldzug für Demokratie, Souveränität und Modernisierung inszeniert wurden. Um sich eine Vorstellung von dieser Zeit zu machen, ist es lehrreich, einen Blick in einen der zahlreichen Bildbände über Land und Leute Venezuelas zu werfen, die damals erschienen und hierzulande noch in vielen geographischen Bibliotheken zu finden sind: In prächtigen Hochglanzphotos wird uns dort das moderne Fortschrittsland Venezuela vorgeführt, im Mittelpunkt die Metropole Caracas mit ihren großzügig angelegten Straßen und Alleen, ihrer modernen Architektur und den zahlreichen Plätzen und Repräsentationsbauten aus Beton und Glas. Das Bild vom modernen Wirtschaftsstandort wird regelmäßig abgerundet durch Photos, die uns die für das Land so wichtige Ölindustrie mit ihren technisch anspruchsvollen Produktionsanlagen zeigt, sowie den damals gerade im Entstehen begriffenen Schwerindustriekomplex in Guayana. Das Venezuela der 1960er und 1970er Jahre entsteht so als ein Land, das offenbar mit allen Kräften den Anschluss an die Moderne und den Fortschritt sucht. Dieses Bild hat weit über die Landesgrenzen hinaus gewirkt: Nicht umsonst lässt auch Max Frisch in seinem berühmtesten Roman einen Vertreter der technischen Elite Europas, Walter Faber, in die Metropole Caracas reisen, um dort mit seinem Know-how am Modernisierungsprozess mitzuwirken – und es ist hier auch durchaus passend, dass der *Homo Faber* in seiner Hybris schließlich in einem ebenso realen wie metaphorischen Urwald eingeholt wird (vgl. Langlo 2000: 181f.).

Der unbändige Wille zum Fortschritt und der fast grenzenlose Glaube daran haben nirgendwo außerhalb Caracas so sehr einen Ausdruck gefunden wie in der Region Guayana. Sie wurde mit Beginn der 1960er Jahren zur Schlüsselregion eines ambitiösen, in seinen Ausmaßen wahrhaft gigantischen Entwicklungs- und Industrialisierungsvorhabens, welches in seiner visionären Größenordnung selbst amerikanische Ökonomen zu beeindrucken vermochte (vgl. Friedmann 1966: 123ff.). Das überwältigende Entwicklungspotenzial der Region vor Augen, mit ihren "exzellenten Aussichten für die Viehwirtschaft und der Exploitation riesiger Forstreserven", mit ihren "phantastischen Eisenlagerstätten", mit den "bedeutenden Vorkommen von Mangan, Nickel, Chrom, Gold und Diamanten", und nicht zuletzt mit dem "enormen Potenzial an Wasserenergie" (Jones 1963: 180), prophezeiten sie

der Region eine viel versprechende Zukunft, die schon in Bälde den weltweit führenden Industriestandorten in nichts nachstehen würde, wie der amerikanische Ökonom H. Jones in einer geradezu euphorischen Eloge über Guayana vorausahnte:

"Hence, it is against this background that we draw our conclusions, emphasizing the great material and spiritual significance which the development of La Guayana holds for the people of Venezuela. It is reasonable to predict that within a span of a few years the Guayana region shall be for Venezuela, relatively speaking, what Pittsburgh is to the United States, the Ruhr is to Germany, and the Urals are to the Soviet Union. This great industrial complex will not only furnish the growing needs of the nation, but will definitely make Venezuela a strong and vigorous participant in the Latin American Common Market, als well as other related markets of the world (Jones 1963: 191).

Beeinflusst von der um sich greifenden Planungseuphorie jener Zeit machte sich die junge demokratische Regierung unter Betancourt mit beherzten Schritten daran, ein "nationales Systems der Koordination und Planung" (Levy 1968: 53) aufzubauen. 1958 wird die bis heute wichtigste, und sehr einflussreiche, nationale Planungsbehörde, das *Oficina Central de Coordinación y Planificación* (CORDIPLAN)¹²¹, eingerichtet und mit der Aufgabe betraut, im Rahmen so genannter *Planes de Nación* – nationaler Entwicklungspläne – die "Ressourcennutzung zu optimieren und zu rationalisieren" sowie ein "harmonisches und ausgeglichenes Wirtschaftswachstum zu verwirklichen" (Izaguirre 1977: 11).

Schon im ersten *Plan de Nación*, einem klassischen 'Vierjahresplan', der 1960 dem Kongress präsentiert wurde, sind die Ressourcen von Guayana – vor allem Eisen, Mangan, Bauxit und Wasser – als "Stütze und wesentliche Triebfeder für die Industrialisierung des Landes" genannt (CORDIPLAN 1960: XIX; vgl. Levy 1968: 69-100). Und dort machte man sich nun auch zügig an die Umsetzung der Pläne und Visionen. Zunächst wurde 1960 mit der Gründung der para-staatlichen *Corporación Venezolana de Guayana* (CVG) die institutionelle Grundlage für die Planung und Ausgestaltung des anvisierten 'Entwicklungspols Guayana' geschaffen. Neben der wissenschaftlichen Erforschung und Inventarisierung des natürlichen Ressourcenpotenzials der Region bestand eine prioritäre Aufgabe zunächst darin, das hydroelektrische Potenzial des Caroní durch den Bau eines Staudamms (Guri) nutzbar zu machen, der zu den größten der Welt zählen sollte, um mit der dort gewonnenen Energie den Ausbau der sogenannten *industria básica*, der Schwerindustrie, voranzutreiben, vor allem mit der Verhüttung von Eisenerzen und Aluminium (vgl. Friedmann 1966: 157f.). Bereits Mitte der 1950er Jahre hatten US-amerikanische Firmen begonnen, die reichen Eisenerzvorräte der Region abzubauen, so dass der Ausbau hier zumindest

¹²¹ Nach Levy (1978) überstieg die Bedeutung von CORDIPLAN ihre Funktion als technisches Expertengremium für nationale Entwicklungs- und Planungsfragen bei weitem. Obwohl gerade in den 1960er Jahren die Mehrheit der von CORDIPLAN erarbeiteten Entwicklungsplänen hinter den hochgesteckten Zielen zurückblieb, gelang es der Institution, ein Image als ernsthafter, objektiver Expertenkreis zu entwickeln und auf dieser Basis in vielen Fragen einen breiten, nationalen Konsens zu mobilisieren. So wurde die Planungsbehörde zugleich "Werbefachmann und Verkäufer des 'Mythos Entwicklung'" (Levy 1978: 120) und spielte eine wichtige Rolle, was die Legitimität und Akzeptanz zentraler politischer Entscheidungen der Raumentwicklung betraf. Für die faktische Entwicklung der Industrie scheint dagegen die *Corporación Venezolana de Fomento* (CVF) vorläufig bedeutsamer gewesen zu sein (vgl. Ewell 1984: 137).

stellenweise auf eine bereits vorhandene Infrastruktur zurückgreifen konnte (Lieuwen 1961: 118f).

Die Ansprüche des regionalen Entwicklungsprogramms in Guayana zielten jedoch weit über die industrielle Produktion hinaus, nämlich "auf die Schaffung einer neuen Region tief im Inneren des Landes, wo nur ein paar Jahre früher noch buchstäblich unbewohntes Gebiet gewesen war", wie es John Friedmann vom *Massachusetts Institute for Technology* (MIT) formulierte, der das 'Projekt Guayana' in den ersten zwei Jahren wissenschaftlich begleitete (Friedmann 1966: 157). Eine neue Stadt sollte dabei der zentrale Ausgangspunkt für eine Reihe zusammenhängender Industriekomplexe werden, die nach dem Konzept des *trickle-down* nach und nach den strategischen Ressourcenreichtum der Region in einen stetig wachsenden Lebensstandard für die lokale Bevölkerung transformieren würden.¹²² Die Planung dieses städtisch-industriellen Zentrums und Entwicklungspols erfolgte in enger Kooperation mit dem MIT bzw. genauer: dem *Joint Center for Urban Studies* von MIT und Harvard-Universität, das zu den führenden, wissenschaftlichen Institutionen im Bereich der Regionalplanung zählte und bereits vielfältige praktische Erfahrung in Lateinamerika gesammelt hatte. Bereits 1960 konnte die offizielle Gründung der quasi aus dem Nichts auf dem Reißbrett entstandenen Industriestadt *Ciudad Guayana* in einer aufwändig inszenierten Zeremonie von Präsident Betancourt gefeiert werden (s. Coronil 1994). Wenig später folgte die Gründung von EDELCA (Electrificación del Caroní) und SIDOR (Siderúrgica del Orinoco), die sich als Subunternehmen der federführenden CVG spezifisch um die Entwicklung der Wasserenergieserven respektive die Verhüttung der Eisenerzvorkommen kümmern sollten.

Das Guayanaprojekt fügte sich ausgezeichnet in die Ziele und Rechtfertigungen der neuen Ära ein; 'Guayana' sollte zu dem Vorzeigeprojekt eines neuen regionalen Designs in der nationalen Entwicklungspolitik werden, bei dem freilich alle Entscheidungsmacht letztlich bei den Öl-Eliten in der Metropole Caracas verblieb. Coronil (1997: 230) hat in diesem Zusammenhang von der Herausbildung eines *magischen Staates* gesprochen, der über die "alchemistische Macht verfügt, den flüssigen Reichtum in zivilisiertes Leben zu verwandeln". Ciudad Guayana war dabei die Zugangspforte in die neu zu schaffende Modellregion im Landesinneren, wobei sich fassbare Entwicklungsaktivitäten zunächst allerdings nur auf eine vergleichsmäßig eng begrenzte Zone erstreckten, wie sie im Gründungsdekret der CVG definiert worden war (Friedmann 1966: 176; vgl. Schneider 2002: 82f.). Die Saat des Öls, die sich die regierende Acción Democrática (AD) auf die Fahnen geschrieben hatte, sollte hier nun aufgehen, und gerade das Projekt 'Guayana' sollte nun endlich weithin sichtbar eine Wende hin zur erfolgreichen, praktischen Realisierung dieser Forderung mar-

¹²² Dies entsprach der damals gängigen regionalplanerischen Doktrin, wonach die entscheidenden Entwicklungs- und Modernisierungsimpulse in aller Regel von der Stadt ausgingen. In der Schaffung städtischer Zentren wurde folglich eine wichtige Voraussetzung erfolgreicher Regionalplanung gesehen. Zur Bedeutung von Städten im Modernisierungsprozess Lateinamerikas mit Fallstudien aus Mexiko und Venezuela, s. Fox/Robinson (1969).

kieren. Mit der industriellen Erschließung der regionalen Ressourcen, so die zugrunde liegende Idee, würde man sich neben der übermächtigen Ölindustrie ein neues wirtschaftliches Standbein schaffen und dem Ziel einer wirtschaftlichen Diversifizierung näher kommen, wobei sich Wohlfahrtseffekte für die breite Bevölkerung quasi von alleine ergeben würden (vgl. Hellinger 1991: 101ff.; Levy 1968: 9ff.).

Diese Politik der Investition außerordentlich umfangreicher finanzieller Mittel in die Entwicklung der neuen Bergbau- und Verhüttungsindustrien in Guayana wurde auch von den folgenden Regierungen Raúl Leoni (1964-1968) und Rafael Caldera (1969-1974) fortgesetzt. Insbesondere unter der christdemokratischen (COPEI-) Regierung von Caldera erfuhren die südlichen Landesteile nochmals eine umfassende Aufwertung. Unter der Ägide der neu geschaffenen Entwicklungsbehörde CODESUR (*Comisión para el Desarrollo del Sur*) begann eine weitere, großangelegte Kolonialisierungs- und Entwicklungsinitiative, die wegen ihrer aggressiven und technokratischen Ausrichtung in einer populären Rückübersetzung des Akronyms gemeinhin als *Conquista del Sur* bezeichnet wurde (u.a. Kornblith/Maignón 1985: 98; Heinen/Kasburg 1994: 18f.). Es war die Zeit des *desarrollismo* in Lateinamerika, in der entwicklungspolitische Regierungsprogramme technokratischer Art weithin das Bild bestimmten. Das CODESUR-Programm Calderas war dabei zudem auch eine Reaktion gegen das zur gleichen Zeit massiv vorangetriebene Straßenbauprogramm im brasilianischen Amazonien, mit dem die brasilianische Regierung "die aus dem armen Nordosten in die südlichen Industriegebiete strömende Bevölkerung in das 'leere' Amazonasgebiet lenken" wollte (Heinen/Kasburg 1994:18).

Es würde den Rahmen dieser Arbeit weit übersteigen, die auf die Region Guayana zielenden Entwicklungsbestrebungen seit den 1950er Jahren hier im Einzelnen weiter zu verfolgen, zumal eine Fülle von Literatur zu diesem Thema bereits vorhanden ist.¹²³ Auf einige sehr spezifische, indigenen-relevante Aspekte dieser Prozesse wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch ausführlicher eingegangen. An dieser Stelle soll nur ein Punkt noch etwas vertieft werden, der mir im Zusammenhang mit dem gerade skizzierten 'Entwicklungsgegenstand Guayana' interessant erscheint, nämlich die rekonfigurierte Rolle von Guayana als Projektionsfläche und Bestimmungsraum kolonialer und nationaler Entwicklungsphantasien. Dieses Thema hat die Geschichte dieser Region im Grunde seit frühester, kolonialer Zeit geprägt hat, wie das schon Sir Walter Raleighs Ende des 16. Jahrhunderts verfasste Abhandlung über das 'sagenhafte Goldland Guayana' vorwegnimmt, die viele der später auftauchenden Projektionen und Tropen zu Guayana enthält. (vgl. Kapitel 2, Gold).

Auch im postkolonialen Venezuela bleibt Guayana ein Symbol für die noch unvollständige und unausgebeutete Zukunft Venezuelas, dessen Unabhängigkeit und wahres Wesen sich

¹²³ Für einen generellen Überblick aus Sicht eines *dependencia*-Anhängers s. Brito Figueroa (1996, Bd. 3) sowie beschreibend Hernández Grillet (1987), für frühere Planungen s. Martín Frechilla (1994) für die Ära Betancourt Alexander (1982), für die 1970er Jahre Coronil (1997), jeweils mit zahlreichen weiteren Verweisen.

erst mit der erfolgreichen Besitzergreifung dieser jungfräulichen Ländereien entfalten könne. Auf sehr eindrückliche und poetische Weise kommt dies beispielsweise in einem Text von Alberto Adriana, einem Modernisierer der ersten Jahrhunderthälfte, zur Sprache: "In Guayana wird sich die Vermischung unserer verschiedenen und beinahe entgegengesetzten Regionaltypen stattfinden, und der genuine Venezolaner wird auftauchen", heißt es dort. Und der Autor fährt geradezu beschwörend fort:

"Unsere Unabhängigkeit [ist] nicht gesichert bis zu dem Tag, an dem unsere Patrioten den Orinoko beherrschen werden [...]. Unsere Hoffnung ist, dass dort eines Tages die erste Nation des tropischen Amerika emporsteigen wird [...]. Kurz gesagt: das Venezuela unserer Träume wird erst dann Wirklichkeit werden, wenn wir Guayana bevölkert und in unserer Vaterland eingegliedert haben werden." (zit. n. Friedmann 1966: 174, Üs. MG)

Ähnliche Kommentare finden sich in vielen von venezolanischen Autoren verfassten Abhandlungen zu Guayana während der gesamten Zeit nach der Unabhängigkeit des Landes, und diese verschiedenen Aussagen und Kommentare erhärten schon im späten 19. Jahrhundert die eminente Rolle Guayanas für das nationale Selbstverständnis, wie sich dies lange zuvor bereits andeutet. Friedmann (1966: 174) hat diese verbreitete Sichtweise in dem Wunsch zusammengefasst, "dass in der Entwicklung Guayanas irgendwie der wahre nationale Geist entdeckt und ein Gefühl von nationaler Identität gewonnen werden würde". Dies erinnert an die berühmte Vorstellung einer *manifest destiny*, wie sie im Bezug auf den amerikanischen Westen im 19. Jahrhundert entstanden ist.¹²⁴ Präziser und historisch weniger verfänglich scheint mir die Formulierung von Sarah Radcliffe (1998: 279) zu sein, die eine ähnliche Raumfunktion am Beispiel der ecuadorianischen Region *Oriente*, des amazonischen Tieflandes im Osten Ekuadors, als *defining national space* gefasst hat, d.h. als eine für die Bestimmung des Nationalen kritische Region, einen 'nationalen Bestimmungsraum'.

Wenn das venezolanische Guayana auch schon länger den Status eines 'nationalen Bestimmungsraums' in diesem Sinne besaß, so gab es mit den Entwicklungsbemühungen der 1960er Jahre doch auch einen entscheidenden Bruch, eine Veränderung und Vertiefung dieser Perspektive. Die früheren Anläufe der 'Eroberung Guayanas' waren entweder vollständig im Bereich des Phantastischen geblieben oder über das Niveau lokaler Plünderung bzw. kurzlebiger Zyklen der Ressourcennutzung nicht hinausgekommen. So dokumentieren sie mindestens so sehr das Scheitern der oben skizzierten Utopien wie deren Erfüllung. "Das neue Guayana" jedoch sollte gerade "mehr sein als nur die flüchtige Ressourcenfront, als die es begonnen hatte, eben so wie auch die Wirtschaft des Landes auf eine stabilere Basis als das Öl gestellt werden sollte [...]. Guayana war vollständig als dauerhafter Bestandteil in das Leben der Nation zu integrieren", wie Friedmann (1966: 177) in seiner Begleitforschung schrieb. Tatsächlich sichern erst die Entwicklungen der 1960er Jahre eine

¹²⁴ Hecht (1998) hat versucht zu zeigen, wie die von Turner in seinen Thesen zur Pionierfront gefasste Vorstellung einer notwendigen Mission später als Topos der legitimen Intervention auf weite Teile der südamerikanischen Tropen Anwendung findet.

produktive, systematische und dauerhafte Integration Guayanas in die venezolanische Nation, eine Aufgabe, die nunmehr mit den erheblichen Mitteln angegangen werden konnte, welche in Form der staatlichen Ölrente bereitstanden. Neu oder anders im Vergleich zu den früheren Versuchen der Entwicklung und Kolonisation von Guayana, wie sie etwa in den riesigen Konzessionsvergaben des ausgehenden 19. Jahrhundert zum Ausdruck kamen (vgl. Kap. II.2), war also der Wille, den Beteuerungen von der Wichtigkeit Guayanas als nationalem Bestimmungsraum nun systematische, staatlich gelenkte Taten folgen zu lassen, deren Erfolge und Folgen alsbald sichtbar werden sollten.

Eine besondere Stellung nahmen dabei die weiter südlich gelegenen Teile Guayanas ein, in denen große Teile der indigenen Bevölkerung lebten und leben. Hier entstand eine neue, ökonomisch und sozial nur halb eingeschlossene Lage, eine Peripherie der Peripherie, wenn man so will. An die industriellen Entwicklungen, die sich vor allem entlang des Orinoko ausbreiteten, waren dieser Raum und seine Bewohner nur sehr bedingt angeschlossen. Zwar verdingten sich auch einige Indigene aus der weiteren Region als Arbeitskräfte in den neu entstehenden Industrien. Doch kamen hierfür zunächst nur relativ nahe siedelnde Gruppen in Betracht, so etwa die wenig nördlich des Orinoko lebenden Kari'ña von Mamo (vgl. Schwerin 1966). Direkte und indirekte Effekte der Entwicklung ergaben sich aber auch für die weiter südlich siedelnden Gruppen. So wurde mit großen Baumaßnahmen wie dem Guri-Staudamm riesige Flächen direkt in Anspruch genommen; zugleich wurden die Prospektions- und Inventarisierungsarbeiten in der ganzen Region systematisch verstärkt, zunächst vor allem mit Blick auf Eisen und Bauxit, später jedoch auch erneut für Vorkommen von Gold und Diamanten. Am einschneidendsten war für viele Indigene aber vermutlich die Ausweisung riesiger Forstreserven, die im nächsten Kapitel (Holz) ausführlich thematisiert wird. Ein unmittelbarer, lokal spürbarer Effekt dieser Ausweisung war zunächst der vermehrte Wegebau: So wurde im Zuge der Waldinventuren bereits 1967 etwa der einstige Waldpfad, der von Tumeremo nach Bochinche führt, zu einer befahrbaren Piste ausgebaut (FAO 1971: 4), wovon einige Beteiligte aus den Kari'ña-Siedlungen mir noch zu berichten wussten.

Ehe wir uns diesen Prozessen vor Ort näher zuwenden soll hier der kurze Blick auf die zwei verschiedenen Momente in der Erschließung der Ressource Öl noch einmal in Hinblick auf die Kari'ña zusammengefasst werden. Zunächst blieben die südlich des Orinoko lebenden Kari'ña (wie die dort lebenden Indigenen überhaupt) von dem Ölboom in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ganz abgeschnitten, und zwar in mehrerer Hinsicht. Das Öl kam dort nicht vor und der direkte Bedarf an einheimischen Arbeitskräften in der Ölindustrie war insgesamt zu gering, um entsprechende Arbeitsmigrationen auszulösen. Indirekte ökonomische Effekte, etwa durch die Lohnkonkurrenz in der Landwirtschaft wie im westlichen Zulia, strahlten nicht weit genug aus, um die mehrere hundert Kilometer südlich lebenden Indigenen ernstlich zu berühren. Schließlich ist es auch die Verfasstheit der Ressource selbst, die einen direkten Einfluss auf die indigene Ökonomie ähnlich dem Gold oder dem Balatá unmöglich macht. Denn anders als bei diesen gibt es beim Öl keine de-

zentrale und handwerkliche Gewinnung, die funktionale Nischen bietet, in die indigene Gruppen mehr oder weniger freiwillig einzubinden wären. Eine Teilhabe ist daher nur vermittelt über große international operierende Firmen oder den Staat möglich, sowie über den Besitz des jeweiligen Territoriums, oder jedenfalls die Präsenz auf dem entsprechenden Territorium, wie dies bei den Kari'ña in den nördlich gelegenen Bundesstaaten Anzoátegui und Monagas der Fall war. Die Kari'ña von Imataca hingegen werden bis in die 1960er Jahre hinein von den Entwicklungen im Ölsektor faktisch kaum berührt.

Erst mit der 'Aussaat des Öls', mit der zunehmenden Entwicklung Venezuelas zu einem Rentenstaat, der sich schließlich die gesamte Ölrente aneignet und zeitweise erhebliche Teile hiervon in große Entwicklungsprojekte in den peripheren Landesteilen investiert, gerät auch das südliche Guayana in den Einfluss der Ökonomie. Der zunehmende Straßenbau, die Entwicklung der städtischen Zentren mit ihrer wachsenden Nachfrage nach landwirtschaftlichen Gütern, die Intensivierung zunächst der Prospektion und Inventarisierung, später dann der Ausbeutung von mineralischen und biotischen Ressourcen sowie der Bau von großen Wasserkraftwerken erzeugen rapide und umfassende Veränderungen bis in die letzten Siedlungen hinein. Dabei wird der venezolanische Südosten insgesamt wie nie zuvor an die nördlichen Landesteile angebunden, zunächst vor allem politisch und rhetorisch, doch bald, und von da an in stetig wachsendem Maße, auch ökonomisch und sozial. Damit entstehen einerseits neue Artikulationsmöglichkeiten selbst für marginale Akteure aus den peripheren Gebieten. Im Falle der Kari'ña ergibt sich im Zuge dessen auch ein begrenzter Austausch mit den nördlichen Vertretern der Ethnie, die die Erfahrungen aus den historisch ganz anders verlaufenen Auseinandersetzungen mit dem venezolanischen Staat einbringen, Erfahrungen, die sie nicht zuletzt in der Auseinandersetzung um die Teilhabe an den Ölressourcen seit Ende der 1940er Jahre gesammelt haben. Andererseits schlagen mit der stärkeren Anbindung an die nördlichen Landesteile nun nicht nur die Erfolge der Modernisierung, sondern auch die nationalökonomischen Krisenerscheinungen der letzten Jahre in weiten Teilen Guyanas in vollem Umfang durch. In diesem ambivalenten Sinne wirkt das Öl hier schließlich tatsächlich als eine 'Saat', als eine Art Meta-Ressource der problembeladenen Erschließung Guyanas, die auch heute noch in vollem Gange ist.

II.4 Holz – der nationalisierte Raum

"Most niches of national space left to be exploited
are also those inhabited by indigenous peoples."
Richard Howitt et al. (1996: 8)

Ein Spielzeug, mit dem die kleineren Kari'ña-Jungen in Botanamo und in den anderen Kari'ña-Siedlungen der Gegend gerne und ausdauernd spielen, sind kleine, aus Holz angefertigte Lastwägelchen. Die Jungen basteln sich ihre Wägelchen im Wesentlichen eigenhändig aus Holzstücken, herumliegenden Zweigen, Schnüren, und anderem gerade verfügbaren Material zusammen. Zuweilen greift ihnen auch einmal der eine oder andere Erwachsene bei der Herstellung ihres Spielzeugs helfend unter die Arme. Es sind zum Teil recht ambitionierte kleine Werke, die den Jungen einiges an Geschick und Phantasie abverlangen. Trotz gleicher oder sehr ähnlicher Grundkonstruktion trägt jedes der Holzautos unverkennbar die persönliche Handschrift seines kleinen Erbauers und Besitzers. Mehr oder weniger gekonnt verzieren die Kinder ihre hölzernen Karren mit einfachen Schnitzereien, oder bekleben sie mit möglichst bunten Blechstücken alter Konservendosen. Bevorzugter und dem Gegenstand angemessener Spielort ist die holprige, unbefestigte Straße nach Bochinche, die ja unmittelbar durch die Mehrzahl der Siedlungen der Kari'ña hindurchführt. Auf der Straße schieben oder ziehen die Jungen ihre Lastwägen entlang der ausgefahrenen Spurrillen, veranstalten Rennen, beladen ihre Laster mit Holzstückchen und Steinen und entladen sie wieder an anderer Stelle. Ein beliebtes Spiel der Jungen ist der 'Lastentransport mit Hindernissen'. Dabei gilt es, ihre beladenen Laster, die sie an einer Schnur hinter sich her ziehen, über ausgesuchte Hindernisse wie aufgetürmte Furchenränder hinweg oder durch schlammige Pfützen und Schlaglöcher hindurch zu manövrieren, ohne dass der Wagen umkippt oder die Last verloren geht. Dies ist ein überaus kniffliges Spiel, denn der zu befahrende Parcours entpuppt sich oft tückischer als es zunächst den Anschein hat. Über die Tücken dieser Straße wissen auch die Fahrer der 'echten' Holztransporter einiges zu erzählen und sie sind es offenkundig auch, denen die Kari'ña-Jungen mit ihren selbstgebauten Spielzeugen nacheifern und die sie zu ihren ausgedachten Spielen inspiriert haben.

Das Spiel der Kinder ist meines Erachtens eine ebenso nette wie passende Geschichte, um dieses Kapitel einzuleiten. Denn in diesem kindlichen Lastwagenspielen auf der Straße sind schon einige der Gegenstände enthalten, denen ich in diesem Kapitel nachgehen werde. Wie mit dem Verweis auf die echten Holzsattelschlepper bereits 'angespielt', vereint diese Gegenstände ihr Bezug zu einem Handlungsfeld, in dem die Ressource Holz die entscheidende Rolle spielt. Im geschilderten Spiel kreuzen sich die Wege zwischen den Kari'ña, den kleinen und großen Lastwägen, dem Holz in verschiedener Form sowie den Kon-

zessionsbetrieben, und so verdichten sich darin grundlegende Themen und Konfliktlinien in diesem Feld.

Erstens begegnen uns in dem Spiel unterschiedliche Nutzungsformen von Holz. Ihren vergegenständlichten Ausdruck finden diese in den Holzwägelchen, mit denen die Jungen spielen. Diese verweisen einerseits auf eine industrielle bzw. kommerzielle Form der Holznutzung, versinnbildlicht durch die großen Holzsattelschlepper, denen die kleinen Wägelchen nachgebildet sind und auf deren Spuren sie spielerisch wandeln. Andererseits sind die Wägelchen ja selbst auch aus Holz gemacht, sie lassen sich also selbst als eine konkrete Form der Holznutzung begreifen. Die Herstellung von Spielzeugen ist dabei nur ein Beispiel unter vielen anderen, wie Holz in der materiellen Kultur der Kari'ña verwendet wird.

Der erste Teil dieses Kapitels geht den unterschiedlichen Vorstellungen und Nutzungen von Holz nach. Er beginnt mit einer Beschreibung von dessen Bedeutung in der Subsistenzkultur der Kari'ña. Obgleich indigene Bevölkerungsgruppen in Diskussionen um die Nutzung tropischer Wälder bezeichnenderweise weniger mit dem Rohstoff Holz in Verbindung gebracht werden als vielmehr mit solchen Waldressourcen, die gerade nicht aus Holz sind, den so genannten 'Nicht-Holz-Waldprodukten', stellt Holz für viele dieser Gruppen natürlich eine grundlegende Ressource der materiellen und wirtschaftlichen Reproduktion dar. Dies belegt bei den Kari'ña schon ein flüchtiger Blick auf ihre Häuser, auf ihren 'Hausrat' und viele andere Gegenstände ihrer materiellen Kultur.

Dass in diesem Zusammenhang Wert und Nutzen solch so genannter natürlicher Ressourcen wie Holz von höchst unterschiedlichen Standpunkten her bestimmt werden kann, wird schnell einsichtig, wenn man das betrachtet, was staatliche Forstbeamte und Holzkonzessionäre unter 'Holznutzung' verstehen. Ihre Ressource 'Holz', mit der wir uns im zweiten Teil des Kapitels befassen, unterscheidet sich beträchtlich von derjenigen, die die Kari'ña als solche wertschätzen und für nützlich erachten. Holz ist also nicht einfach Holz, ist nicht einfach als 'Ressource' da. Was jeweils als Ressource klassifiziert wird, ist vielmehr in hohem Maße vom kulturellen Kontext, aber auch vom technologischen Wissensstand abhängig. Darauf verweist auch Judith Rees (1989: 365) in ihren theoretischen Überlegungen zu "natürlichen Ressourcen", wenn sie diese als "dynamische kulturelle Konzeptionen" definiert. Ihre Definition beruht auf der einfachen Beobachtung, dass "Menschen ihre natürliche Umwelt bewerten und dabei solche Substanzen, Organismen und physische Eigenschaften als Ressourcen klassifizieren, die sie technisch nutzen können und die gewünschte Güter und Dienste liefern" (ebd.).

Des Weiteren lässt sich aus der geschilderten Geschichte entnehmen, dass hier die Wege zwischen großen und kleinen Holztransportern im unmittelbar konkreten, geographischen Sinne des Wortes aufeinander treffen, auf der Straße, die den Kari'ña-Jungen als Spielplatz für ihre Holzautos dient und den Holzbetrieben als Haupttransportweg, um die gefällten Stämme aus den Wäldern hinaus- oder zur Holzernte notwendiges Gerät und Personal he-

reinzubringen. Die Siedlungen der Kari'ña liegen, wie gesagt, mitten in einem Gebiet, in dem kommerzieller Holzeinschlag betrieben wird. So stehen die Sattelschlepper, die die Kari'ña nahezu täglich durch ihre Siedlungen rollen sehen, im Dienste von insgesamt fünf Holzunternehmen, deren jeweils 125.000 bis 180.000 ha umfassende Konzessionen sich nahtlos auf beiden Seiten der Piste aneinanderreihen (vgl. MARNR 1997a; Aicher 2001). Die Aktivitäten der Holzbetriebe hinterlassen dabei freilich nicht nur 'Spuren auf der Straße', wenn auch diese einschließlich die Straße selbst zu ihren sichtbarsten Effekten gehören. Die Frage, wie die Präsenz der Holzunternehmen das Leben der Kari'ña beeinflusst und prägt, welche konkreten Wirkungen und Folgen dies für die Kari'ña hat, bildet einen weiteren Schwerpunkt im zweiten Teils dieses Kapitels.

Mein analytisches Interesse richtet sich in dieser Frage dabei weniger darauf, die Gegensätzlichkeit, ja Unvereinbarkeit von kommerziellem Holzeinschlag und indigener Lebens- und Wirtschaftsweise zu beweisen, als vielmehr ihre wechselseitigen Bedingtheiten und Abhängigkeiten zu untersuchen oder das, was ich in der Einleitung als *Koproduktion* von natürlichen Ressourcen und sozialen Verhältnissen gefasst habe. Eine Dimension, der in diesem Zusammenhang besondere Bedeutung zukommt, ist das 'Räumliche', denn über die bloße Kopräsenz der Kari'ñagemeinschaften und der holzexploitierenden Unternehmen im gleichen Gebiet hinaus, ist ein definierendes Kennzeichen der letzteren unbestreitbar ihre großflächige und raumgreifende Wirkung, die auch auf die räumliche Verfasstheit der Ressource Holz selbst zurückgeführt werden kann. Dies ist hier umso mehr der Fall, als es sich um einen in seiner Struktur und Artenzusammensetzung äußerst heterogenen Tropenwald handelt, wobei nur an vergleichsweise wenigen, ausgewählten Baumarten kommerzielles Interesse besteht.

Ein drittes Themenfeld, das sich, wenn auch eher lose, mit der eingangs geschilderten Szene in Verbindung bringen lässt, knüpft an den letzten Punkt an, insofern auch hier Fragen von Raum und Territorialität im Vordergrund stehen. So deutlich die Spielszene einerseits den ungleichen Charakter der Begegnung zwischen Holzkonzessionären und Kari'ña illustriert – große, echte vs. kleine Spiellastwagen, Erwachsene vs. 'Kinder', Bewegung vs. Verharren usw. –, so vermittelt sie andererseits nicht den Eindruck einer besonders konfliktgeladenen Begegnung zwischen den doch sehr ungleich mächtigen Akteursgruppen in diesem Feld. In der Tat bestätigt sich, dass die industrielle Holzwirtschaft in diesem Gebiet vergleichsweise wenig hörbare Kritik auf Seiten der Kari'ña zu mobilisieren vermag. Trotz einer Reihe manifester Probleme wird sie in der weiteren Öffentlichkeit als eine im Kern nachhaltige, und mit der Präsenz der Indigenen grundsätzlich vereinbare Nutzung wahrgenommen.

Der dritte Teil dieses Kapitels spürt den Gründen hierfür in einer historischen Rekonstruktion räumlicher Entwicklungen und Vorstellungen nach, die deutlich macht, dass die weitere Region Guayana nicht nur schon früh als ein Gebiet der Verheißungen gesehen wurde, vom dem gewissermaßen die zukünftige Entwicklung und der Wohlstand des ganzen Landes abhängig gemacht wurde, sondern auch als ein Gebiet von besonderer geostrategischer

Bedeutung im ökonomischen und politischen Projekt der Nationenbildung Venezuelas. Beide Vorstellungen tragen wesentlich zur Legitimität des staatlichen Zugriffs auf diesen Raum und seine Ressourcen bei, sowohl in den außenpolitischen Konflikten, in denen die Region eine große Rolle spielt, als auch in der inneren Rechtfertigung des staatlichen Zugriffs auf die von Indigenen bewohnten Gebiete. Dabei kann schließlich gezeigt werden, wie die Ressource Holz Teil einer andauernden, paradoxen Entleerung des Waldes wird, die die Voraussetzungen einer nationalstaatlichen 'Einschreibung' in diese *tabula rasa* sicherstellt.

II.4.1 Holz und die materielle Kultur der Kari'ña

'Alles aus Holz': so ließe sich die Beschaffenheit der materiellen Kultur bei den Kari'ña in einem ersten, groben Überblick charakterisieren. Holz dient als Baumaterial für ihre Häuser; Holz ist elementarer Bestandteil vieler Gerätschaften und Gebrauchsgegenstände, die die Kari'ña bei ihrer Jagd und anderen Subsistenzarbeiten verwenden; aus Holz werden Instrumente geschnitzt wie beispielsweise die *tambores*, auf denen jüngere Männer gerne während der Kashiirifeste trommeln; Holz wird, wie wir gesehen haben, zur Herstellung von Spielzeugen genutzt; nicht zuletzt stellt die Ressource als Brenn- und Feuerholz die zentrale Energiequelle der Kari'ña dar. Die Allgegenwart von Holz oder *Veeve*, wie die Kari'ña diesen Rohstoff nennen, in ihrer materiellen Kultur deutet zunächst auf eine gewisse 'Traditionalität' der Lebensweise hin, ein Eindruck, der durch einen Vergleich mit frühen ethnographischen Beschreibungen, wie der von Gillin aus den 1930er Jahren insofern Bestätigung findet, als seine Beschreibung der materiellen Kultur mit den von mir über ein halbes Jahrhundert später gemachten Beobachtungen bei den Kari'ña in Imataca in weiten Teilen übereinstimmt.

"Der Standardtyp von Behausung", schrieb Gillin in seiner Studie über die Baramakariben beispielsweise, "[...] ist ein giebelförmiges, mit Palmenblätter bedecktes Haus ohne Wände" (Gillin 1936: 35; vgl. a. 1935: 227). Ähnlich fällt auch die Hausbeschreibung von Kloos bei einer Kari'ñagruppe in Surinam aus: "Ein Haus", so berichtet er, "ist eine simple Konstruktion: sechs oder acht schwere Pfosten stützen ein mit Palmenblättern bedecktes Dach" (Kloos 1971: 19-20). Diese Beschreibungen treffen im Wesentlichen auch für die Häuser der heute in Imataca lebenden Kari'ña zu. Bemerkenswert ist, dass nicht nur die Formen und Konstruktionsweisen an die für sie dokumentierten 'Traditionen' anknüpfen, sondern dass auch so gut wie keine neuen Materialien im Hausbau verwendet werden (vgl. Gillin 1936: 35f.). Der Ethnologe Nicholas Thomas (1991) hat allerdings zu Recht auf die Problematik hingewiesen, solche Befunde als Maßstab für kulturelle Differenz und 'Traditionalität' heranzuziehen, wie wir dies ja aus unzähligen ethnographischen Dokumentarfilmen kennen, in denen anhand einer visuellen Inspektion der materiellen Kultur eine schwindende Welt kultureller Vielfalt dokumentiert wird: "Thatch is replaced by tin, wood and bark by plastic, local fabric by factory output - everywhere authenticity yields the

ground of identity to sameness and junk" (ebd.: 208). Es sei eine ebenso weit verbreitete wie merkwürdige Vorstellung, "dass Artefakte eher Subjekte als Objekte sind, Dinge, die kulturellen Wandel produzieren oder ausdrücken, während sie selbst als fixe und stabile Entitäten dastehen" (ebd.). Wenn ich hier von 'Traditionalität' spreche, so will ich mich in diesem Sinne zunächst nur auf die äußerlichen Erscheinungsformen der kulturellen Artefakte beziehen und nicht auf die Lebensweise der Kari'ña in einem umfassenderen Sinn.

Ähnlich vorsichtig ist vor diesem Hintergrund auch die zweite Assoziation zu bewerten, die sich wohl vielen Besuchern spontan bei der Konfrontation mit dem einstellt, was sich rein äußerlich – materiell und sichtbar – als Kari'ñasiedlung in der Gegend präsentiert. Die extrem schlichten Hütten der Kari'ña, die ohne Wände immer schon den Blick in das Innere und auf die wenigen materiellen Habseligkeiten ihrer Bewohner preisgeben, der herumliegende Unrat aus alten Töpfen, schmutzigen Plastikeimern, zerschlossenen Kleidern, der verwahrloste Zustand vieler Gerätschaften und Utensilien, all dies scheint zugleich auf extrem prekäre, von materieller Armut und kulturellem Stress geprägte Lebensverhältnisse hinzudeuten. Der Zustand der materiellen Kultur vermag zwar nur begrenzt als Indikator für den sozialen und kulturellen Zustand der Kari'ña taugen. Doch lassen sich, wie schon deutlich wurde, Anzeichen kulturellen Stresses und sozialer Anomie auch in anderen Lebensbereichen und Verhaltensmustern der Kari'ña erkennen. Trotz der offenbar umgreifenden Zerrüttung, der man bei ihnen begegnet, entziehen sich die Kari'ña in Imataca jedoch immer wieder einer allzu einfachen, allegorischen Lesart. Dies gilt im Besonderen für jene in der Ethnologie weit verbreitete Vorstellung vom kulturellen Wandel, die Arun Agarwal (1998: 208) im Anschluss an Cliffords bekannten Text "On ethnographic allegory" (1986) auf die Formel gebracht hat: "Widerstand und Anpassung als Antwort auf das Eindringen vs. Erosion und Zerstörung als Ergebnis des Kontakts". Die Kari'ña lassen sich kaum in diese Formel pressen und präsentieren sich immer wieder als recht eigensinnige Subjekte, deren Situation voller schillernder Widersprüche und Ungereimtheiten zu sein scheint. Das ist, wie man mit Haraway (1995) sagen könnte, zwar nicht gut für ihre mediale Vereinnahmung, aber gut für die Gemeinschaft der "un/an/geigneten Anderen" – und gut nicht zuletzt auch für die kritische Reflexion ethnologischer Perspektiven.

Gewisse Widersprüche zeigen sich auch im Bereich der materiellen Kulturtätigkeit, die gegenwärtig offenbar auf die Produktion einfachster und notwendiger Gebrauchsgegenstände beschränkt ist, und der insgesamt auch kein besonderer kultureller oder künstlerischer Stellenwert zugeschrieben wird. Dennoch verweisen die Tätigkeiten der Kari'ña in diesem Feld auf eine im Kern intakte kulturelle Wissenspraxis und Tradition zurück, die in einen reichhaltigen Wissensbestand über Pflanzen, Bäume und Ressourcen eingebettet ist, wie die folgenden Ausführungen zum Hausbau und anderen Artefakten ihrer materiellen Kultur zeigen.

Häuser und Holzarbeiten

Beginnen wir unsere Beschreibung zunächst mit den Häusern, den augenscheinlichsten und wohl auch grundlegendsten Artefakten kultureller Produktion. Die Häuser, die man in den verschiedenen Siedlungen der Kari'ña in Imataca zu sehen bekommt, weisen in der Regel die schon erwähnte Grundkonstruktion von rechteckigem Grundriss aus Pfosten mit giebelartigem Palmendach auf. Geringe Unterschiede gibt es im Hinblick auf ihre Größe und auch im Hinblick auf ihren allgemeinen 'Zustand'. Während ersteres oft von der Anzahl der darin wohnenden Personen, von der Unterstützung, die die Familie beim Bau des Hauses rekrutieren kann, und auch von der Verfügbarkeit der für den Hausbau notwendigen Materialien abhängt, entziehen sich die Unterschiede im Zustand einer solch einfachen funktionalen Erklärung. Wie überall nutzen sich die Häuser der Kari'ña natürlich mit den Jahren ab: Palmenblätter verrotten, Dächer werden undicht, Holzpfeiler mürbe usw. Nicht immer jedoch wird dies von den Bewohnern zum Anlass genommen, den Bau einer neuen Hütte oder auch nur eine Neudeckung des Daches in Angriff zu nehmen. Während man immer wieder auf Häuser trifft, die einen recht verwahrlosten und heruntergekommenen Eindruck machen, so scheint dieses Phänomen besonders häufig in Siedlungen aufzutreten, die nicht nur in der unmittelbaren Nähe von Goldschürfgeländen liegen, sondern in denen viele der Bewohner auch aktiv an dieser Ökonomie partizipieren. Dies legt einen losen Zusammenhang zwischen diesen beiden Befunden nahe, zumal sich der Einfluss der Goldsuche in diesen Siedlungen, so besonders auffällig in der Comunidad Prestamo am Ende der Stichstraße nach Guyana, auch anderweitig bemerkbar macht, etwa in der Vernachlässigung der traditionellen Conucowirtschaft, so dass die Leute dort oft deutlich mehr als in anderen Siedlungen darauf angewiesen sind, die überkauften Nahrungsmittel der Läden in den Goldminenorten zu kaufen (vgl. Kap. II.1). Gelegentlich, wenn auch offensichtlich eher ungern, wird das Geld, das die Kari'ña in der Goldsuche verdienen, auch in die eine oder andere Plastikfolie investiert, mit der dann undichte Stellen an den Hausdächern behelfsmäßig abgedeckt werden können.

Im Allgemeinen jedoch sind die Häuser der Kari'ña ausschließlich aus Materialien gebaut, die entweder im Wald zu finden sind oder auf den Feldern kultiviert werden. Für die ca. 15 cm dicken Seitenpfähle wie auch für die etwas dünneren Quer- und Firstbalken, die das Gerüst des Hauses bilden, schätzen die Kari'ña vor allem härtere Hölzer wie etwa Purguo¹²⁵ (*Manilkara bidentata*), Algarrobo (*Hymenaea courbaril*), Araguaney (*Tabebuia* spp.), Pardillo (*Cordia alliodora*), oder auch Tampipio (*Couratari* sp.). Ein Baum ist uns schon in einem anderem Kontext begegnet: Purguo, der das einst so begehrte Balata-Gummi lieferte; die hier genannten Baumarten werden uns im Zusammenhang mit der industriellen Holznutzung noch ein weiteres Mal beschäftigen.

¹²⁵ Neben den wissenschaftlichen Namen werden in diesem Zusammenhang, soweit bekannt, auch die im venezolanischen Spanisch gebräuchlichen Bezeichnungen angeführt. Bei letzteren gibt es allerdings z.T. erhebliche regionale Unterschiede in der Nomenklatur. Zu dieser Problematik und der Etymologie einiger volkstümlicher Baumbezeichnungen in Venezuela siehe Roth (1981: 7ff).

Wie beim Holz generell gibt es schlechtere und günstigere Zeitpunkte, was die Gewinnung von Holz anbelangt, das als Baumaterial dienen soll. Der beste Zeitpunkt, um solches Bauholz zu schlagen, so teilten mir die Kari'ña mit, sei der dritte und vierte Tag nach Neumond. Sie begründen dies funktional, nämlich damit, dass zu diesem Zeitpunkt die Bäume weniger im Saft stünden, wodurch das Holz besser trockne, was es letztlich beständiger und weniger anfällig mache.¹²⁶ In der Praxis, so mein Eindruck, halten sich die Kari'ña nicht strikt an diese Regel, vor allem dann nicht, wenn das Holz nicht für die eigentlichen Wohnhütten gebraucht wird, sondern beispielsweise für die kleineren 'Trinkhäuser', die gelegentlich neben den Häusern errichtet werden, und auch dann, wenn nur einfache, temporäre Unterkünfte erstellt werden, wie es bei längeren Jagdzügen oder Wanderungen notwendig wird (vgl. Gillin 1936: 31ff.).

Palmen liefern das Grundmaterial für die Dächer. Die sonst in der Region, in Minenorten und auch anderen indigenen Siedlungen allgegenwärtigen Wellblechdächer schmücken bei den Kari'ña nur sehr wenige Gebäude, vor allem die Schulgebäude, die vielfach mit staatlicher oder anderweitiger finanzieller Unterstützung errichtet wurden. Für die eigentlichen Wohnhütten ziehen die Kari'ña jedoch die traditionelle Methode der Bedeckung mit Palmblättern vor, wobei sie wie beim Bauholz auf die Blätter einer Reihe verschiedener Arten zurückgreifen können. Die Palmblätter verschiedener Arten haben allerdings eine unterschiedliche Widerständigkeit gegen Witterung, Insektenbefall und mikrobielle Zersetzungsprozesse, die starke Auswirkungen auf diesen empfindlichsten Teil des Hauses haben. Ist das Dach kaputt, muss meist bald ein neues Haus gebaut werden. Dementsprechend sorgfältig erfolgt die Auswahl der Palmen. Zu den von den Kari'ña bevorzugten Arten zählen dabei die Palmen Manikor (*Euterpe edulis*) und Manaca (*Euterpe oleracea*), deren beider Früchte und Palmherzen auch gegessen werden, sowie Temiche (*Manicaria saccifera*) und Seje (*Jessenia batauta*) – eine Palme, die die Kari'ña Kumá nennen und wie andere indigene Gruppen im Orinokoeinzugsgebiet überhaupt auf sehr vielseitige Weise zu nutzen wissen. Neben den Blättern für die Dächer liefert diese Palme Fasern für Flechtwaren, Schnüre und Kordeln, mit denen u.a. die Pfosten und Balken des Hausgerüsts miteinander 'verknötet' werden; nicht zuletzt wird aus ihr ein von Indigenen wie *criollos* gleichermaßen geschätztes Öl mit heilender Wirkung gegen Bronchien- und Atemwegserkrankungen gewonnen (vgl. Civrieux 1974a: 119). In geringerem Umfang nutzen die Kari'ña die Blätter der in der Region weit verbreiteten Cucuritopalme (*Maximiliana regia*, Mari-pia) zum Dachdecken, allerdings sind solche Dächer nach ihrem Bekunden weniger be-

¹²⁶ Die Vorstellung, dass der Mondzyklus Holzeigenschaften sowie die Wachstumsbedingungen landwirtschaftlicher Produkte beeinflusst, ist weltweit unter vielen indigenen Kulturen verbreitet (vgl. Köhler 1996b). Interessanterweise erfolgt auch das Einschlagen von Wertholz durch die Holzunternehmen vor Ort in Abhängigkeit von Mondphasen. So wird Holz nur in der Phase des abnehmenden Mondes gefällt, was ganz ähnlich begründet wird, nämlich damit, dass "in dieser Mondphase weniger Nährlösungen im Baum zirkulieren, was positive Effekte auf die Haltbarkeit des Holzes bzw. seiner Resistenz gegenüber dem Befall von Pilzen, Insekten etc. haben soll" (Aicher 2001: 114). Naturwissenschaftlich ist dies allerdings nicht belegt (vgl. Der Waldwirt 1999: 18).

ständig, da sie erfahrungsgemäß stärker und schneller von Insektenlarven und Ungeziefer befallen werden. Anstatt der durchschnittlichen zehn bis fünfzehn Jahre, wie bei den erst genannten Palmenarten, halten mit Cucuritopalmlätter bedeckte Dächer nach ihren Aussagen nur etwa drei bis vier Jahre. Für provisorische Unterkünfte verwendet man dagegen meist einfach die Blätter der so genannten Platanillostaude (*Heliconia cannoidea*), die, wie ihr spanische Name schon andeutet, zur Familie der Bananen (*Musaceae*) gehört (vgl. a. Civrieux 1974a: 27 für die Ye'kuana).

Der Bau der Häuser fällt wie die meisten Holzarbeiten in den Arbeitsbereich der Männer. Es ist eine Aufgabe, die Männer in ihrem Leben wiederholt verrichten müssen, nicht nur wegen der begrenzten Haltbarkeit der Häuser, sondern weil die Familien den Standort ihrer Häuser bzw. Gehöfte von Zeit zu Zeit verlegen, an Orte, die manchmal nur wenige hundert Meter, oft aber auch weiter vom alten entfernt liegen können. Eine Relokalisierung der Häuser kann dabei aus verschiedenen Gründen erfolgen. Zu den häufig genannten Motiven gehören Streitigkeiten der unterschiedlichsten Art mit Nachbarn, aber auch pragmatische Erwägungen wie die Nähe zu neu angelegten Feldern oder infrastrukturellen Gegebenheiten wie Straße oder Schule (vgl. Gillin 1936: 31; Adams 1972: 41f.). Die Errichtung eines neuen Wohnhauses gehört zudem oft zu den Brautdienstpflichten, die ein junger Mann der Familie seiner zukünftigen Frau gegenüber leisten muss. Es ist eine erste Bewährungsprobe für die heranwachsenden Männer in einer kulturellen Wissenspraxis, der offensichtlich einige Bedeutung zugeschrieben wird.

Mit Ausnahme der Hängematten, die – falls nicht gekauft – von den Frauen aus selbst gesponnener Baumwolle geknüpft werden, werden auch fast alle anderen Gebrauchsgegenstände des alltäglichen Lebens von den Männern hergestellt. Dies gilt für die Gerätschaften, die in den traditionellen Männerbereichen zum Einsatz kommen, bei der Jagd- und beim Fischfang etwa, ebenso wie für die Utensilien, die die Frauen für ihre Arbeit benötigen, vor allem bei der Verarbeitung des in der Ernährung so zentralen Bittermanioks. Zu letzteren gehört beispielsweise das *canoas*, ein großer, aus einem Baumstamm ausgehöhlter Trog, in dem das Maniokbier gegoren wird, und der, wie Gillin (1936: 44) hervorhebt, oft in separaten Hütten, den *Kanoas attü*, untergebracht ist. *Ka'ra* (*Entrolobium cyclocarpum*) und *Kuma'ka* (*Ceiba pentandra*) sind die bevorzugten Baumarten, aus denen die Männer die kanuförmigen Tröge anfertigen. Die beiden Enden des *canoas* werden dabei manchmal zu stilisierten, spitz zulaufenden Griffen gearbeitet. Sie sollen, sagt man, jeweils Kopf und Schwanz eines *Kapajshi*, eines Gürteltiers, darstellen (vgl. a. Gillin 1936: 50). Allerdings wird für die doch sehr häufigen Trinkfeste, die die Kari'ña feiern, vergleichsweise selten ein *canoas* mit Maniokbier zubereitet, zum einen weil längst nicht mehr alle Familien ein solches besitzen, zum anderen aber auch, weil darin meist nicht der gewöhnliche *Kashiiri*¹²⁷, sondern ein anderer Typ von Maniokbier namens *Payawaru* gebraut wird.¹²⁸

¹²⁷ *Kashiiri*, bei den venezolanischen Criollos *Kachire*, ist zugleich die allgemeine Bezeichnung für vergorene Getränke auf Maniokbasis.

¹²⁸ Die Zubereitung des *Payawaru*, für die die Frauen verantwortlich zeichnen, ist etwas aufwändiger als

Kloos (1971: 42) berichtet, dass dieses aufwändiger herzustellende Getränk bei den Kari'ña in Surinam "für besondere Feste reserviert" war, so vor allem in der Folge gemeinsamer Arbeiten wie etwa dem Säubern und Roden eines Waldstückes für ein neues Feld oder auch dem Bau eines Hauses. Auch in Botanamo wurde das Payawaru-Bier wesentlich seltener zubereitet und genoss eine höhere Wertschätzung als der übliche Kashiiri. Klare Regeln, wann dieses Getränk hergestellt wird, ließen sich dort jedoch nicht mehr ausmachen, zumal es unter den Kari'ña nur noch wenig kooperative Arbeitsformen gab, die kaum institutionalisiert waren. Allerdings wurde in Erzählungen an jene Praxis immer wieder erinnert (vgl. u.).

Schließlich wird auch ein weiteres Getränk mit hölzerner Gerätschaft gewonnen, nämlich der Zuckerrohrsaft, der manchmal frisch getrunken, oft aber auch den Maniok-Getränken beigemischt wird. Die dafür genutzte **Presse** ist eine ebenso einfache wie effiziente Konstruktion, bestehend aus einem dickeren, etwa anderthalb Meter langen Holzbalken, der senkrecht in den Boden gerammt wird. Am mittleren Teilstück weist er eine quadratische Ausbuchtung auf, in die nach unten zusammenlaufende Einkerbungen geritzt sind, direkt darüber befindet sich eine runde Öffnung. Die Zuckerrohrstängel werden quer über die Ausbuchtung gelegt und mit einer Presslatte, die durch die Öffnung gehebelt wird, Stück für Stück ausgepresst, wobei der Saft entlang der Einkerbungen in einen untergestellten Behälter fließt. Aussehen und Funktionsweise dieser einst wahrscheinlich von afrikanischen Sklaven übernommenen Presse gleichen im Wesentlichen jener, wie sie bereits Koch-Grünberg (1917: Bd. 3: 53) bei den Taulipáng (Makusi) und den Ye'kuana im südlichen Venezuela fotografiert und detailliert beschrieben hat.

Flechtarbeiten und sonstige Gerätschaften der Subsistenz

Weitere wichtige Geräte zur Verarbeitung von Nahrungsprodukten sind aus Holz und Bastfasern gefertigt. Bereits mehrfach wurde auf die zentrale Bedeutung des Bittermanioks in der Subsistenz der Kari'ña hingewiesen. Sie teilen dies bekanntlich mit den meisten karibensprachigen Gruppen. In der ethnologischen Literatur wird daher auch vom "Bittermaniok-Komplex" der Kariben gesprochen (Basso 1977). Ein wichtiger Bestandteil dieses Komplexes ist der *Sebucán* oder *Matapi*, wie die Kari'ña den Pressschlauch bezeichnen, mit dem der geriebene Maniokbrei gewöhnlich entgiftet und entwässert wird.¹²⁹ Die Baststreifen, aus denen die Männer diesen Schlauch flechten, werden aus den dünnen, aber

beim Kashiiri. Zu dessen Produktion wird eine Masse aus geriebenen Bittermaniokknollen unter Beimengung von Wasser und – wegen der Farbe – oft auch einigen geriebenen Süßkartoffeln gekocht und mit ein paar Brocken gekautem Cassabrot als Gärhilfe einige Tage zum Fermentieren stehen gelassen. Für das Payawaru-Bier müssen zunächst gut braun gebrannte Cassabrote gebacken werden, die dann in ähnlicher Weise weiterverarbeitet werden können. Der vorgeschaltete Backprozess verleiht dem Getränk einen typischen, leicht gemälzten und für europäische Trinkgewohnheiten angenehmeren Geschmack, wie schon Gillin (1936: 61) vermerkte.

¹²⁹ Einige karibensprachige Gruppen nutzen anstelle eines Schlauches auch eine Pressmatte, so vor allem im oberen Xingugebiet in Brasilien.

erstaunlich harten Stängeln einer zur Familie der Marantaceen gehörenden, reertartigen Pflanze (*Ischnosiphon obliquus*) gewonnen, die die Kari'ña **Waruma** nennen. Auch andere Flechtwaren wie die **Manare**, in Holzrahmen gefasste Cassabe-Siebe von quadratischer Form, und die sehr vielseitig einsetzbaren Fächer **Wori'wori**, die die Frauen stets griffbereit in der Nähe haben, wenn sie mit dem Backen der Cassabebrote beschäftigt sind, werden in der Regel aus diesem Material geflochten. Für solche kleineren Flechtarbeiten nutzen die Kari'ña außerdem eine andere, etwas kleinwüchsige, in lichterem Stellen im Wald wachsende Ischnosiphonart, **Toná** genannt. Abgesehen von den hier genannten Artikeln wissen die Männer noch verschiedenes Anderes zu flechten: Tragekörbe für die Feldfrüchte; Körbe und andere Behälter, wo Baumwolle, Spindeln und allerlei Krimskrams aufbewahrt werden; Matten, mit denen z.B. das gärende Maniokbier in den *Canoas* abgedeckt wird oder die einfach als Unterlage benutzt werden. Während Pressschlauch, Sieb und Fächer zur Grundausrüstung eines jeden Kari'ña-Haushaltes gehören, wird dem Besitz der anderen Flechtwaren offenbar nicht die gleiche Notwendigkeit zugesprochen. Gerade Körbe flechten die Kari'ña zwar weiterhin selbst, aber nur – und dies bestimmt tendenziell ihre Einstellung gegenüber fast allen materiellen Gütern oder kulturellen Artefakten – soweit sie unbedingt gebraucht werden.

Bei aller Problematik solcher Urteile hat Gillin (1936: 51) sicherlich nicht ganz unrecht, wenn er die Flechtkunst der Kari'ña als einen jener Bereiche der materiellen Kultur identifiziert, in dem die vielleicht "ästhetisch gefälligsten Produkte der Kariben-Handwerkskunst produziert werden" (Gillin 1936: 51). Gerade vor dem Hintergrund der sehr einfachen materiellen Verhältnisse, in denen die Kari'ña heute leben, sticht die Qualität und Kunstfertigkeit dieser Produkte deutlich hervor, auch wenn sich, wie gesagt, die Produktion in diesem Bereich in Botanamo wie auch in den anderen Siedlungen der Kari'ña vor Ort auf wenige, elementare Gebrauchsgegenstände des eigenen Bedarfs beschränkt. Flechtwaren werden von den Kari'ña weder verkauft, noch speziell für den Markt produziert, wie es unter vielen indigenen Gruppen in Guayana beobachtet werden kann und wirtschaftlich an Bedeutung gewinnt. Diese Tatsache unterstreicht einmal mehr die Verslossenheit, ja vielleicht sogar Widerständigkeit, die die Kari'ña gegenüber Markteinflüssen im Allgemeinen und marktwirtschaftlichen Prinzipien der Akkumulation im Besonderen zu haben scheinen; dies umso mehr, wenn man bedenkt, dass das doch vergleichsweise nahe liegende und von den Kari'ña, besonders den Männern, regelmäßig besuchte Städtchen Tumeremo an einer von Touristen sehr frequentierten Nationalstraße liegt.

Die Förderung und Vermarktung des Kunsthandwerks bei den Kari'ña ist denn auch eines der anvisierten Projektziele im Rahmen eines jüngst von der katholischen Kirche zunächst für sechs Kari'ña-Comunidades konzipierten Entwicklungs- und Hilfsprojekts. Größeren Handlungsbedarf allerdings, zumindest in der Anfangsphase, sieht das Projekt, das seinem Titel zufolge, ein "neues Leben für die Kari'ña" bringen soll, in anderen Bereichen: so vor allem der Landwirtschaft, die produktiver und marktfähig gemacht und durch kleinere Hühner und Schweineaufzuchtprojekte ergänzt werden soll, im Gesundheits- und Schulwe-

sen, und nicht zuletzt auch im Bereich der materiellen Wohnverhältnisse, die durch den Bau von, wie es heißt, "kulturell und klimatisch angepassten Häusern" verbessert werden soll (Fé y Alegría 1995). Ein Bereich der traditionellen Subsistenzwirtschaft bleibt in diesem Projekt offensichtlich als "nicht förderungswürdig" ausgeklammert: die Jagd- und der Fischfang. Ironischerweise ist es gerade dieser Bereich, in dem die Kari'ña – auch ohne Impulse von außen – gewisse Marktinteressen verfolgen, insofern die Männer regelmäßig erlegtes Wild in Tumeremo verkaufen. An dieser Stelle soll es zunächst jedoch vor allem um die Gerätschaften gehen, die bei ihrer Jagd- und im Fischfang verwendet werden und in deren Herstellung die Ressource Holz ebenfalls eine wichtige Rolle spielt.

Angesichts der besonderen Anforderungen an Flexibilität, die an Bogen und auch Angel gestellt werden, eignen sich als Ausgangsmaterial für deren Anfertigung vor allem widerstandsfähige und elastische Hölzer – Produktqualitäten, die auch in der Holzindustrie nachgefragt sind. Für die Bögen nutzen die Kari'ña dabei vorzugsweise das Holz folgender Bäume: erstens und am gebräuchlichsten, *Urapa* (*Tabebuia* sp., wahrscheinlich *Tabebuia serratifolia*) oder Araguaney, wie dieser stattliche Baum im venezolanischen Volksmund bezeichnet wird.¹³⁰ Auf die Bedeutung dieser und anderer Arten der Gattung *Tabebuia* in der indigenen Herstellung von Jagdbögen verweist auch seine im brasilianischen Sprachraum gebräuchliche Bezeichnung *Pau d'arco*, Holz des Bogens. Eine zweites Holz, aus dem Bögen angefertigt werden, wird von den Kari'ña *Alaiye* genannt (*Anaxagorea* sp. und *Duguetia* sp., beide gehören der Familie der Annonaceen an). Die geschmeidigen Astenden des *Alaiye* oder *YaraYara*, wie dieser Baum im Venezolanischen heißt, sind es auch, welche von den Kari'ña als Angelruten genutzt werden. Drittens, wenn auch seltener, werden Bögen auch aus dem harten Herzstück der Macanillapalme (*Socratea exorrhiza*) angefertigt, wobei, worauf Civrieux (1974a: 168) hinweist, die Kari'ñabevölkerung in den östlichen Llanos, wo diese Palme nicht wächst, die Ressource von anderen indigenen Gruppen (vor allem den Panare) eintauschen. Im angrenzenden Nordwest-Guyana nutzen die Kari'ña für die Bögen außerdem ein Holz namens *Paiyda* (*Brosium guianensis*, syn. *Piratinera guianensis*), im englischen *Letterwood* genannt, ein sehr hartes und schönes Holz, das im 17. Jahrhundert ein begehrtes Material in der Druckerei war, aber auch als Furnierholz in der englischen Möbelmanufaktur zeitweise einen wahren Boom erlebte.

Für die Bogenschnur verwenden die Kari'ña in der Regel die Fasern einer Bromelie (*B. flexuosa*), von den Kari'ña *Kurawa* genannt, die sie auf ihren Feldern kultivieren. Daneben eignen sich für diesen Zweck auch Rindenfasern spezifischer Bäume, wie etwa des *Simió*, oder *Majagua*, wobei unter letzterem Begriff – ähnlich wie dies Civrieux (1974a: 161) für die Ye'kuana beschreibt – eine Reihe verschiedener Bäume dieser Eigenschaft (d.h. aus denen Schnüre, Kabel und Riemen gewonnen werden können) gefasst werden. Ebenfalls kultiviert wird das Material, aus dem die Pfeile, jedenfalls die Schäfte der Pfeile, herge-

¹³⁰ Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, gelb blühenden Araguaney (*Tabebuia chrysantha*), der 1948 zum Nationalbaum von Venezuela gekürt wurde und dort jedes Jahr am 29. Mai, dem 'Tag der Bäume', gefeiert wird.

stellt werden, ein Schilfrohr, das im venezolanischen Volksmund Caña Brava (*Gynerium saccharoides*) heißt, bei den Kari'ña Mapuru. Die Pfeilspitzen verschiedenen Typs (s. Gillin 1936: 6f.) werden dagegen heute ausschließlich aus Metall, meist aus alten Machetenresten, gearbeitet.

Bei einer Aufzählung der Jagdgeräte darf natürlich auch das Gewehr, meist vom Kaliber 16 oder 20, nicht fehlen, das bei den Kari'ña wie andernorts auch die herkömmliche Technik des Pfeil und Bogens zunehmend ersetzt oder besser vielleicht ergänzt, denn oft besitzt nur eine kleine Minderheit der Männer ein Jagdgewehr. Allerdings werden Gewehre unter Verwandten, vor allem unter Brüdern, auch ausgeliehen, wofür dem Besitzer dann in der Regel ein Anteil der Jagdbeute zugesprochen wird. Interessant ist aber, dass den traditionellen Jagdgeräten trotz ihrer abnehmenden Bedeutung in der Praxis weiterhin eine hohe symbolische Wertigkeit zukommt, im Selbstverständnis ebenso wie in der Selbstrepräsentation der Männer als Jäger. Pfeil und Bogen figurieren nicht nur zentral in Geschichten und Anekdoten über die Jagd, die Männer während der Kashiiri-Gelage zum Besten geben. Mit Pfeil und Bogen in der Hand stellten sie sich auch vorzugsweise in Pose, wenn es darum ging, mir und meiner Kamera gegenüber ihren Status als Kari'ña und Mann zur Schau zu stellen. Solche Momente der mehr oder weniger bewussten Selbstinszenierung vor der Kamera – so muss man hinzufügen – waren relativ rar und traten eigentlich ausschließlich auf in Verbindung mit dem Konsum von beträchtlichen Mengen Kashiiri oder anderer alkoholischer Getränke.¹³¹

Instrumente und ihr Gebrauch

Auch das Spiel von Instrumenten wird vor allem während der Kashiirifeste gepflegt, wo, mit Gillin (1948: 854) gesprochen, "der Rausch die Regel ist". Und Holz ist natürlich wiederum ein essenzielles Material in der Herstellung jener Instrumente. Während bei der Mehrheit der bereits genannten Artefakte doch immer eine Auswahl verschiedener Materialien zur Verfügung stand, werden die Instrumente eigentlich nur aus einem einzigen Holz gefertigt, dem Kalashiñe, einem Zedernholz (*Cedrela odorata*). Drei verschiedene Musikinstrumente sind bei den Kari'ña gebräuchlich; gebaut und gespielt werden sie ausschließlich von Männern bzw. Jungen: Zum einen gibt es die *Tambor* oder *Sambura*, eine Trommel mit zwei Fellen, die besonders unter jüngeren Männern beliebt ist. Als Trommelfelle verwendet man die getrocknete und enthaarte Haut des *Akuri* bzw. *Aguti* (*Dasyprocta aguti*), ein entfernt mit unserem Meerschweinchen verwandtes, aber weit größeres Nagetier, das von den Kari'ña viel gejagt wird. Getrommelt wird nur auf einem der zwei Felle.

¹³¹ In jüngerer Zeit ist verschiedentlich die veränderte Selbstrepräsentation der Indigenen unter dem Einfluss einer globalisierten Medienlandschaft diskutiert worden (Conklin/Graham 1995, Turner 1993). Die Kari'ña scheinen in diese Mechanismen bisher nur gering eingebunden, wenn man ihre aktive und passive Teilnahme an der Welt der Medien zum Maßstab nimmt. Auch im Lokalen aber bleiben diese Selbstdarstellungen noch durch Fremdwahrnehmungen vermittelt und so mag auch mir gegenüber gerade die 'traditionelle' Repräsentation neue Bedeutung erhalten haben.

Über das andere, stille Fell, wird normalerweise ein dünner doppelter Faden aus Kurawa (s.o.) gespannt, in dessen Mitte wiederum ein kleines, etwa zahnstochergroßes Stängelchen eingezwirbelt wird. Seine Position zusammen mit der Spannung der beiden Fäden bestimmt den Ton der Trommel. Zum Spielen wird die *Sambura* meist seitlich unter den Arm geklemmt, und mit zwei Stöcken, manchmal auch mit den bloßen Händen geschlagen.

Mit dem zweiten Instrument, einer Violine, haben die Kari'ña wahrscheinlich erstmals Missionare im 18. Jahrhundert bekannt gemacht. Wie die in Europa heute üblichen Violinen sind sie mit Klangkörper, Steg und Griff versehen und werden mit einem Bogen gespielt. Allerdings haben sie in der Regel nur drei Saiten und sind etwas schlanker geformt. Im Unterschied zu den sehr weit verbreiteten Tambores sind Violinen deutlich seltener bei den Kari'ña zu finden; sie scheinen außerdem hauptsächlich bei älteren Männern beliebt zu sein. Richtiggehend populär war dieses Instrument bei den Kari'ña offensichtlich, als Gillin 1932/33 seine ethnologischen Studien im benachbarten Baramagebiet durchführte. Händler der Gegend hatten dort, so berichtet er, kurz zuvor einen Vorrat an billigen europäischen Violinen angelegt, die die Indigenen "eifrigst gekauft und mit Baumwollfäden besaitet haben" (Gillin 1936: 68). Aber auch damals wussten die Kari'ña dieses Streichinstrument selbst herzustellen (ebd.). Gespielt wird auf den Festen, wobei die alten Männer, oder jedenfalls die wenigen, deren Geigenspiel ich gehört habe, zwar keine Virtuosen waren, ihrem Instrument aber doch schöne, einfache Melodien zu entlocken wussten. Dass die Geigen für die Kari'ña keinesfalls "nur Spielzeuge sind, mit denen irgendein wahlloses Geräusch produziert wird", darauf legte auch Gillin (1936: 69) Wert, der im übrigen einige der damals meist gespielten Melodien in seiner Studie dokumentiert hat.

Die vergleichsweise geringe Popularität der Violine in der jüngeren Kari'ña-Generation könnte mit dem dritten Instrument in Zusammenhang stehen. Denn dieses ist das Instrument der Wahl bei den Jüngsten, den acht- bis vierzehnjährigen Jungen vor allem. Gemeint ist die *cuatro*, eine kleine Gitarre mit – ihr Name verrät es – vier Saiten, die wegen ihrer weiten Verbreitung in ganz Venezuela auch häufig die venezolanische Gitarre genannt wird. Sie ist in verschiedenen Genres der Volksmusik der *criollos* von tragender Bedeutung. Die jungen Instrumentenbauer stehen dabei, was Einfallsreichtum in der Materialverwendung oder -wiederverwendung, angeht, den anfangs erwähnten, altersmäßig oft sogar noch jüngeren Erbauern der Holzwägelchen nicht nach. Abgesehen vom Holz, das den Hauptbestandteil der Cuatros darstellt, erweisen sich auch hier alte Konserven, Blech- und Drahtstücke, wie sie von Holz- und Minenarbeitern liegen gelassen werden, als vielseitig brauchbares Material.

Gillin erwähnt in seiner Studie noch ein weiteres Instrument, ein aus Tierknochen hergestelltes Flageolett, das aber von den Kari'ña in Imataca heute meines Wissens nicht mehr gespielt wird, zumindest nicht im Rahmen sozialer Ereignisse wie der Trinkfeste. Stattdessen hören die Kari'ña heute auf ihren Kashiirifesten gerne auch Musik vom Band bzw. von der Kassette, falls der Gastgeber oder einer der Gäste über das entsprechende Equipment

verfügt. In Botanamo besaß zwar nur eine Person einen Kassettenrekorder, nämlich der stellvertretende *capitán* der Siedlung. Er schleppte seinen klobigen Rekorder aber zu vielen, vor allem den größeren Festen mit, egal ob das Fest nun in seiner unmittelbaren Nachbarschaft stattfand, oder er das Gerät dafür kilometerlange Wegstrecken durch den Wald bugsieren musste. Eine besondere Vorliebe scheinen die Kari'ña dabei für Lieder und Interpreten der so genannten *música campesina*, der traditionellen Musik der Campesinos zu haben. So war es diese Musik, die die Kari'ña auf ihren Festen vorzugsweise hörten, zu der sie gelegentlich tanzten, und deren eingängigste Refrains manche der Festteilnehmer mitzuträllern wusste.¹³²

Innerhalb des weiteren Feldes der 'materiellen Kultur' der Kari'ña, so lässt sich in einer ersten Bilanz festhalten, nehmen sich die Instrumente durch zwei Besonderheiten aus. Unter den kulturellen Artefakten, die von den Kari'ña produziert und genutzt werden, gehören sie erstens zu den wenigen, die nicht in die Kategorie der alltäglichen Gebrauchsgegenstände oder des Hausrats fallen. Bedeutung haben sie, wie wir gesehen haben, vor allem im Zusammenhang mit den Kashiirifesten, denen als einzigem, regelmäßig vollzogenen 'Ritual' eine zentrale soziale Funktion zukommt, was die Gemeinschafts- und Identitätsbildung betrifft, aber auch als Ort der Aushandlung sozialer Probleme und Gegensätze. Dabei sind die Instrumente zweitens zugleich ein Feld der sozialen Differenzierung, die ansonsten bei den Kari'ña wenig erkennbar ist. Sowohl in der Herstellung der Instrumente als in der Performanz des Spielens ergeben sich deutliche Unterschiede und Rollen, die zwar nicht im Sinne eines rituellen Expertentums formal etabliert sind, aber doch relativ stabil und deutlich hervortreten und auch von den Kari'ña selbst offensichtlich bemerkt werden.

Einige Bemerkungen über das Brennholz

Zum Schluss dieser Betrachtungen über das Holz in der Kultur der Kari'ña noch einige Worte zu einem Bereich, der zwar nicht im eigentlichen Sinne Artefakte betrifft, aber doch eine wichtige materielle Rolle im Alltag der Kari'ña spielt und hier deswegen einbezogen wird: gemeint ist die Bedeutung von Holz in seiner Funktion als Brenn- oder Feuerholz. Holz ist wie bereits anfangs erwähnt die oftmals einzige, und für alle mit Abstand wichtigste Energiequelle, die die Kari'ña täglich benötigen, natürlich vor allem zur Zubereitung der Mahlzeiten, aber auch als Wärmequelle in den bisweilen empfindlich kühlen Nächten – zumal die Kari'ña kaum Decken und Tücher besitzen, und auch warme Kleidung wenig verbreitet ist. Drei Punkte im Umgang mit Brennholz möchte ich in diesem Zusammenhang hervorheben. Erstens fällt – jedenfalls aus Sicht des westlichen Beobachters – die Sparsamkeit und Effizienz in der Nutzung ins Auge; zweitens das Wissen der Kari'ña um die unterschiedlichen Qualitäten verschiedener Hölzer im Hinblick etwa auf Wärmeent-

¹³² Das Mitsingen von Liedtexten entbehrte für mich gelegentlich nicht einer gewissen Komik, so etwa wenn die Kari'ña in ihren Hütten im Wald, dem Refrain eines besonders populären Liedes folgend, vom aufregenden Leben "in der Stadt, in der Stadt" sangen.

wicklung, Brennverhalten usw. Wer schon häufiger mit Holz feuern oder kochen musste, weiß, dass nicht jedes Holz gleichermaßen gut für diese Dienste taugt. Als dritter Punkt schließlich wäre das Fehlen einer Vorratshaltung zu nennen.

Die Sparsamkeit zeigt sich schon in der Gewinnung, bei der die Kari'ña in aller Regel auf Holz zurückgreifen, das ohnehin im Zuge der Rodung der Felder anfällt. Besonders deutlich wird sie aber auch in dem eigentlichen Akt der Feuerung. So besteht etwa beim normalen Kochen das Feuer meist nur aus zwei armdicken Scheiten, die, am zueinander gerichteten Ende glühend, nach und nach zusammengeschoben werden. Dabei entsteht die meiste Zeit nur eine kleine, sehr konzentrierte Flamme. Wenn ein solches Feuer für die Wärme weiter gepflegt wird, bleibt es oft sogar ohne Flamme – und liefert damit kaum je unser typisches Lagerfeuergefühl. Wird ein größeres Feuer benötigt, was regelmäßig beim Backen der Cassabebrote der Fall ist, zeigt sich die effiziente Handhabung von Brennholz darin, dass die Äste nur einmal kurz auf einem Stapel zum Brennen gebracht werden und dann präzise und gekonnt unter der runden Backplatte angeordnet, wo sie mit niedriger Flamme weiterzüngeln.

Bei diesen verschiedenen Verwendungszwecken setzen die Kari'ña, wenn es ohne zuviel Aufwand möglich ist, jeweils bestimmte Holzarten ein. Generell, so scheint es, werden harte Hölzer bevorzugt, wobei die wichtigsten mir gegenüber zum Ausdruck gebrachten Klassifikationskriterien die Brenndauer, die mühelose Feuererhaltung, die Wärmeentwicklung, sowie, wenn auch weniger bedeutsam, die Entzündbarkeit waren. Diese Kriterien sind übrigens ganz ähnlich von Metzger/Williams (1966: 395f.) in ihrer bekannten Studie bei den Tzeltal registriert worden. Zum Cassabebacken etwa nutzen die Kari'ña am liebsten Parajta, das Purguo-Holz, das wie die Kari'ña bekunden "lange brennt, aber nicht zu heiß wird". Für seine lange Brenndauer wird auch Asi'yü (ven. Hierrito, *Licania sp.*) geschätzt, das den Vorzug hat, kaum auszugehen, wenn es einmal Feuer gefasst hat (vgl. Armellada y Gutiérrez 1981, zit. n. Hernández et al. 1994: 88), und ebenso Apu'kutche (ven. Canjillon, *Aspidosperma sp.*), ein elastisches Holz, das allerdings auch für die Herstellung von Axtstielen Verwendung findet. Daneben werden unter anderem Morotote (ven. Sunsun, *Didimopanax morototoni*), Paya (ven. Pata de Danto, *Terminalia amazonica*), Watara (ven. Pata de Zamuro, *Astronium lecointei*) Urapa (ven. Araguaney oder Puy, *Tabebuia impetiginosa*), Paripio (?), Ase'yau (ven. Merecurillo, *Parinari sp.*) und Copey (*Clusia sp.*) als Brennholz geschätzt und entsprechend häufig genutzt; letzteres ist wegen seines leicht brennbaren Latex' gutes Anfeuerholz. Weniger geschätzt werden dagegen die in der Region weit verbreiteten Guamo-Hölzer (*Inga sp.*) und anderes schnell wachsendes Weichholz. Wie in anderen Bereichen, so fällt auch beim Brennholz auf, dass die Kari'ña kaum Vorratshaltung betreiben. Feuerholz wird im Rahmen des morgendlichen Feldgangs täglich neu geholt, meist von den Frauen, und sogleich verbraucht, in der Regel noch am selben Tag. Das gilt im Prinzip auch für die selteneren Hölzer mit spezifischen Brenneigenschaften, obgleich davon hin und wieder größere Bündel in den Hütten gelagert werden.

Den Ausführungen bis zu diesem Punkt ließe sich sicher noch das eine oder andere Detail über die Nutzung und Bedeutung von Holz bei den Kari'ña anfügen. Es ging mir hier jedoch nicht um Vollständigkeit, sondern vielmehr darum, einen Eindruck von der Vielseitigkeit im Gebrauch und der Bedeutung dieser Ressource in der materiellen und kulturellen Reproduktion der Kari'ña zu geben. Die Betonung lag dabei auf der ökonomischen bzw. materiellen Bedeutungsdimension dieser Ressource, während kulturelle Bedeutungsaspekte der Ressource Holz in der Herstellung kultureller, geschlechtlicher und territorialer Identitäten im Hintergrund blieben. Sehr häufig lässt sich in Untersuchungen partikularer Lokalitäten und kulturellen Wandels sonst die Tendenz erkennen, gerade das Lokale mit der 'Kultur' und das Globale mit der 'Ökonomie' zu verbinden. Mit der Hervorhebung der in jüngeren Analysen kultureller Produktion oft vernachlässigten Materialität und existenziellen Bedeutung von Ressourcen sollte dieser Tendenz entgegengewirkt werden. Umgekehrtes gilt für die folgende Betrachtung der *industriellen* Holznutzung: zwar werden hier zunächst ökonomische, technische und materielle Aspekte in Betracht gezogen werden. Der weitere Schwerpunkt wird dann aber gerade auf der Bedeutung liegen, die der Forstwirtschaft innerhalb nationaler Diskurse von Identität, Territorialität und Macht zukommt.

II.4.2 Kommerzielle Holznutzung

Aus Sicht der venezolanischen Forstwirtschaft und der Holzunternehmen stellt "Holz" natürlich ebenso wie für die Kari'ña eine grundlegende Ressource dar, die tropische Waldgebiete wie die Region Imataca bereitstellen können. Die Maßstäbe allerdings, die jene zur Bestimmung und Bewertung der Ressource anlegen, sind andere, und sie haben nur wenig gemeinsam mit den sehr konkreten Nützlichkeitskriterien, die die Kari'ña an die Materialität und Beschaffenheit dieser Ressource stellen. Obgleich auch hier Holz als Material letztlich in die Herstellung unterschiedlichster Dinge – Bretter, Möbel, Furniere usw. – eingeht, und somit auch in spezifische Gebrauchswerte überführt wird, so bestimmt sich sein Wert für die Holzunternehmen doch zunächst weit aus weniger über seine konkreten Verwendungsweisen, als über abstraktere Marktmechanismen, die jedenfalls mit dem konkreten Leben in der Region nur sehr vermittelt zu tun haben. Im vorliegenden Fall der kommerziellen Holznutzung, wie sie venezolanische Holzunternehmen in der Region Imataca betreiben, bedeutet dies zunächst, dass nur ein sehr kleiner und spezifischer Teil des Waldes in diesem Sinne überhaupt ökonomisch interessant ist und entsprechend wertgeschätzt wird. Im Jargon der venezolanischen Forstleute wird dieser Teil als so genannte *masa forestal*, als Forstmasse gehandelt, die sich hier aus einer vergleichsweise geringen Anzahl ausgewählter Werthölzer zusammensetzt, gering jedenfalls vor dem Hintergrund der insgesamt sehr struktur- und baumartenreichen Waldformationen, mit der wir es in der Sierra Imataca zu tun haben. Nicht umsonst werden diese Wälder mittlerweile auch von internationalen Umweltorganisationen wie dem World Resource Institute als wichtige *hotspots* biologischer Vielfalt betrachtet (Miranda/WRI 1998; vgl. dazu Kap. II.5). Was

jedoch unter dem Gesichtspunkt der Vielfalt Biologen und Naturstoffforscher zu begeistern vermag, entpuppt sich für die tropische Holzwirtschaft durchaus als ein Erschwernis, denn wie es im forstlichen Managementplan eines Holzunternehmens in der Region heißt: "[...] mit einer großen Zahl von Spezies zu arbeiten ist immer problematisch" (CODEFORSA 1986: 261). Ziel der forstwirtschaftlichen Bestrebungen ist es daher auch, wie es an selbiger Stelle heißt, "eine gewisse Homogenisierung des Waldes" zu erreichen (ebd.).

Wie genau dies vonstatten geht, wie man sich die industrielle bzw. kommerzielle Holznutzung im Siedlungsgebiet der Kariña vorzustellen hat, welche forstwirtschaftlichen Konzepte und Ansprüche ihr zugrunde liegen und welche Probleme dabei erkenntlich werden, gerade im Hinblick auf die lokalen und regionalen Lebensbedingungen, soll im folgenden nun etwas ausführlicher betrachtet werden.

Forstwirtschaft in Venezuela: Hintergründe und Konzepte

Als Einstieg und Orientierung bietet es sich an, den Ausführungen zur industriellen Holznutzung in Imataca ein paar allgemeine Anmerkungen zur Bedeutung und Rolle der Forstwirtschaft in Venezuela voraus zu schicken. Venezuela verfügt über beträchtliche Tropenwaldgebiete. Wie Landes- und Reiseführer zu betonen pflegen, ist nahezu die Hälfte des nationalen Territoriums mit Wald bedeckt, insbesondere der sich südlich des Orinoko erstreckende Landesteil mit den Bundesstaaten Amazonas und Bolívar. Trotz der immensen Reichtümer an Holz hat der Forstsektor in dem vom Öl dominierten Land volkswirtschaftlich gesehen bislang eine geringe Rolle gespielt; der Beitrag des Sektors zum Bruttoinlandsprodukt (BIP) liegt gegenwärtig unter einem Prozent (Bevilacqua et al. 2002: 5).

Wie für viele andere natürliche Ressourcen, mit denen sich Venezuela so reichlich ausgestattet sieht – Gold, Eisen, Bauxit usw. – wurde jedoch auch für Holz in den vergangenen Jahren eine neue ressourcenpolitische Maxime ausgegeben, die in den Worten eines venezolanischen Forstexperten folgendermaßen lautet:

"Angesichts einer Krisensituation wie der existierenden ist es notwendig, *alle* verfügbaren Ressourcen bestmöglich zu nutzen. Die nationalen Wälder sind hier eine strategische Ressource, die enorm zur Stabilisierung der nationalen Entwicklung beitragen kann, ohne dieses Naturerbe der Nation zu zerstören und ohne die Sicherheit oder das Wohlergehen zukünftiger Generationen zu kompromittieren." (Centeno 1990: i–ii; Hv. MG)

Beherrigung fand diese Maxime denn auch in den jüngeren nationalen Entwicklungsplänen, die seit 1995 die Forstwirtschaft nicht nur explizit als wichtigen, entwicklungsfähigen Sektor aufführen, sondern diesem offensichtlich auch eine neue instrumentelle Funktion im Rahmen wirtschaftlicher Reform- und Diversifizierungsbemühungen zuweisen (vgl. CORDIPLAN 1995; 1999).

Im Blick des jüngeren forstwirtschaftlichen Interesses stehen dabei die Holzressourcen der Wälder südlich des Orinoko. Damit verlagert sich zugleich der geographische Schwerpunkt der forstlichen Aktivitäten auf ein neues Gebiet, denn seit man in den 1970er Jahren

mit einer systematischen Holznutzung im industriellen Maßstab begann, lagen die Haupteinschlagsgebiete der Holzindustrie in erster Linie im Nordwesten des Landes. Bereits in den 1950er Jahren waren dort zu diesem Zwecke verschiedene so genannte Forstreserven (*reservas forestales*) ausgewiesen worden. Forstreserven gehören wie die Nationalparks zu den so genannten Sonderverwaltungsgebieten (ABRAEs) in Venezuela. Nach bestehender Gesetzgebung sind sie Staatswälder, die als dauerhafte Holzproduktionsstätten dazu bestimmt sind, den nationalen Bedarf an Holz nachhaltig zu sichern (LFSA, Art. 54, 55). Insgesamt gibt es in Venezuela heute zehn solcher Forstreserven; die flächenmäßig weitaus größeren davon befinden sich heute im südlichen Landesteil (vgl. Tabelle 3).

Die Waldareale der ältesten Forstreserven im Westen des Landes (u.a. Ticoporo/Barinas und Turén/Portuguesa) sind heute stark degradiert; von den einstigen Wäldern bestehen nur noch klägliche Reste (Centeno 1995a).¹³³ Als regelrechtes Boomjahr im Hinblick auf die Gründung von Forstreserven erwies sich das Jahr 1961. In diesem Jahr folgten nicht nur vier weitere Ausweisungen von Forstreserven, mit der Reserve El Dorado, etwas später zur Forstreserve Imataca erweitert, wurde erstmals auch ein Waldgebiet südlich des Orinoko für die kommerzielle Holznutzung reserviert.

Betrachtet man die Tabelle, springen zugleich die extrem unterschiedlichen Größenmaßstäbe der Forstreserven nördlich und südlich des Orinoko ins Auge. Die Forstreserve Imataca, aber auch alle anderen im Süden Venezuelas ausgewiesenen Forstreserven, wie El Caura, Sipapo u.a. sprengen mit Flächen zwischen ein und fünf Millionen Hektar die Ausmaße der nördlichen Forstreserven um ein Vielfaches. Zur Veranschaulichung: Mit einer Fläche von über 3,2 Millionen Hektar (32.000 qkm) entspricht das Gebiet der Forstreserve Imataca in etwa der Größe des Bundeslandes Baden-Württemberg; es hat damit etwa die dreifache Ausdehnung aller Forstreserven nördlich des Orinoko zusammengenommen.

Über die spezifischen gesellschaftspolitischen Hintergründe und Kontexte, in der die Ausweisung gerade der Forstreserve Imataca Anfang der 1960er Jahre zu sehen ist, wird in einem späteren Teil dieses Kapitels noch zu berichten sein. Mit der Verschiebung des forstlichen Interesses auf die Waldgebiete im Süden bzw. Südosten des Landes jedenfalls entwickelte sich die Forstreserve Imataca im Südosten des Bundesstaates Bolívar zu einer der wichtigsten Stätten der industriellen Holzgewinnung in Venezuela. Laut Angaben des venezolanischen Umweltministeriums kamen im Jahr 1997 bereits 40 Prozent der nationalen Holzproduktion aus diesem Gebiet. Die anderen großen Reserven im Süden dagegen sind bislang offiziell für eine industrielle Holznutzung noch nicht oder allenfalls sehr begrenzt freigegeben worden.

¹³³ Für die massiven Entwaldungsraten in den Forstreserven im Westen des Landes werden v.a. die 'Invasionen' landloser Campesinos verantwortlich gemacht. Der größte Anteil der verlorenen Waldflächen ging schließlich in Weideflächen über. Zu gesellschaftspolitischen Hintergründen und Ursachen der Entwaldungsdynamik in dieser Region s. Aicher (2001: 71-133), Bevilacqua et al. (2002: 16) und Wunder (2003: 144f.).

Tab. 3: Forstreserven in Venezuela

	Name	Bundesstaat	Datum	Fläche (ha)
1	Turén	Portuguesa	1950	116.400
2	Ticoporo	Barinas	1955	187.150
3	San Camillo	Apure	1961	138.500
4	Caparo	Barinas	1961	174.370
5	Guarapiche	Monagas/Sucre	1961	370.000
6	Rio Tocuyo	Yaracuy/Falcón	1969	47.640
	Nördlich des Orinoko			1.041.060
7	El Dorado/Imataca	Bolívar	1961/63	3.204.250
8	Sipapo	Amazonas	1963	1.215.500
9	La Paragua	Bolívar	1968	782.000
10	El Caura	Bolívar	1968	5.134.000
	Südlich des Orinoko			10.334.740
	Gesamtfläche			11.368.810

Quellen: Centeno 1990: 4f.; 1995a: 11

Wie schon in den flächenmäßig sehr viel kleineren und seit Anfang der 1970er Jahre genutzten Forstreserven der westlichen Llanos, beruht auch hier die 'forstliche Nutzung' auf einer unternehmerischen Erschließung und selektiven Holzernte im Konzessionsverfahren, mit dem Unterschied allerdings, dass Flächen und Laufzeiten der Holzkonzessionen beträchtlich ausgeweitet bzw. verlängert wurden. Über zwei Millionen Hektar Waldfläche sind seit Mitte der 1980er Jahre im venezolanischen Bundesstaat Bolívar bereits an Holzkonzessionäre vergeben worden, weitere acht Millionen Hektar sollen mittel- und langfristig folgen, was in etwa der Gesamtfläche aller Reserven entspricht (s. CORDIPLAN 1995; vgl. Centeno 1995a: 6). Übertragen auf die räumliche Dynamik der Holznutzung heißt dies, dass "vom gesamten Prozentsatz des venezolanischen Territoriums, das für selektive Extraktion von Holz vorgesehen ist, etwa 92% wiederum auf die Region Guayana entfallen" (Cover/World Bank 1999: 20). Ein Großteil dieser Flächen, so lässt sich konkretisieren, wird dabei bis auf weiteres im Gebiet der Forstreserve Imataca liegen. Mit anderen Worten: im unmittelbaren Siedlungs- und Lebensumfeld der Kari'ña.

Zur Nutzungspraxis der Holzkonzessionäre

Die industrielle Holzgewinnung erfolgt in Form einer Konzessionsbewirtschaftung, was zunächst einfach bedeutet, dass der venezolanische Staat Konzessionen zur Nutzung von Holz an ausgewählte Unternehmen vergibt, welche im Gegenzug Steuern und Abgaben zu

entrichten haben¹³⁴. In der Forstreserve Imataca wurden bislang zwölf solcher Konzessionen vergeben, deren Flächen zwischen 125.000 ha und 180.000 ha schwanken. Anders als in den westlichen Forstreserven, wo so genannte *permisos anuales*, jährliche Nutzungsverträge, vorherrschten, betragen die durchschnittlichen Laufzeiten der Konzessionsverträge in der Forstreserve Imataca zwischen 20 und 40 Jahren. Die längeren Laufzeiten sollen eine nachhaltigere und effizientere forstliche Planung und Bewirtschaftung der Wälder über einen größeren Zeitrahmen ermöglichen. Von einem auf längere Zeitspannen ausgelegten Tropenwaldmanagement erhofften sich Forstexperten die in den westlichen Forstreserven eingetretenen Degradierungserscheinungen und Zerstörungen der Waldbestände vermeiden oder ihnen zumindest entgegenwirken zu können, zumal sich die Konzessionäre gleichzeitig dazu verpflichten, die Wälder nach spezifischen Kriterien der forstlichen Nachhaltigkeit und auf Basis solider, nach neuesten Fachkenntnissen ausgearbeiteter Managementplänen zu bewirtschaften.

In Tabelle 4 sind die zwölf in der Forstreserve Imataca tätigen Konzessionsunternehmen, die Größe und Dauer ihrer Konzessionen sowie das Vertragsdatum, zu denen ihnen die Zugriffs- und Nutzungsrechte vertraglich zugesprochen wurde, im einzelnen aufgeführt. Eine erste Konzession wurde bereits 1965 im Rahmen eines größeren internationalen Waldinventurprogramms an die parastaatliche Regionalentwicklungsbehörde CVG (Corporación Venezolana de Guayana) vergeben, wie es hieß zu Forschungszwecken und um erste praktische Erfahrungen im Management dieser komplexen Naturwälder zu machen. Die Vergabe der anderen Konzessionen geschah erst ab den 1980er Jahren (s. Aicher 2001: 141ff.).

In diesen Konzessionsvergaben spiegelt sich eine veränderte wirtschaftspolitische Einstellung der Regierung gegenüber der Ressource Holz und dem Forstsektor insgesamt wieder. In den Boomjahren der Ölindustrie schien es offensichtlich weder notwendig noch opportun, Investitionen in großem Stil in den heimischen Forstsektor und den Aufbau einer nationalen Holzindustrie zu tätigen. Was an Holzprodukten gebraucht wurde, so schien die Devise, konnte schließlich auch im Ausland gekauft werden. Die Importraten für Holz erreichten in dieser Zeit einen Höhepunkt, der Großteil des nationalen Bedarfs wurde über Importe gedeckt (vgl. Acosta Sanabria 1987).¹³⁵ In diesen Konzessionsvergaben spiegelt sich eine veränderte wirtschaftspolitische Einstellung der Regierung gegenüber der Ressource Holz und dem Forstsektor insgesamt wieder. In den Boomjahren der Ölindustrie schien es offensichtlich weder notwendig noch opportun, Investitionen in großem Stil in den heimischen Forstsektor und den Aufbau einer nationalen Holzindustrie zu tätigen. Was

¹³⁴ Die folgenden Ausführungen stützen sich im Wesentlichen auf die Arbeiten von Julio C. Centeno (1990; 1995a,b, 1996) und Christoph Aicher (2001, 2003, 2004), letzterer wie die Autorin Kollegiat des DFG-Graduiertenkollegs zur 'Sozioökonomie der Waldnutzung in den Tropen und Subtropen'.

¹³⁵ Aicher (2001: 146) weist darauf hin, dass 1975 jegliche Exploitation von Holz in den Wäldern der Region Imataca sogar per Dekret verboten wurde, bzw. nur "unter der strikten und aus heutiger Sicht recht sonderbaren Bedingung erlaubt [war], sie im Hinblick auf die Viehwirtschaft vorzunehmen".

an Holzprodukten gebraucht wurde, so schien die Devise, konnte schließlich auch im Ausland gekauft werden. Die Importraten für Holz erreichten in dieser Zeit einen Höhepunkt, der Großteil des nationalen Bedarfs wurde über Importe gedeckt (vgl. Acosta Sanabria 1987).¹³⁶

Tab. 4: Holzkonzessionen in der Reserva Forestal Imataca

Nr. (Abb.)	Konzessionsunternehmen	Fläche (ha)	Vertragsdauer (Jahre)	Vertragsabschluss
1	CVG (Sierra Imataca)	150.000 (1)	30	1965
2	CODEFORSA	122.900	30	1987
3	SOMAGUA	160.900	30	1987
4	MADERAS NURIA	149.500 (1)	30	1995
5	INTECMACA	180.000	40	1991
6	MADERORCA	125.100	25	1995
7	COFORGUA	130.000	?	1992
8	Fundación La Salle	130.000	50	1991
9	ALIDECA (2)	285.750	20	1993
10	INPROFORCA	137.926	25	1990
11	COMAFOR	129335	30	1995
12	Hnos. Hernandez	125.000	25	1995

(1) Die Gesamtfläche, die der CVG 1965 zuerkannt wurde, beträgt 236.000 ha, wovon aber nur 150.000 ha in der Forstreserve Imataca liegen, der übrige Teil in der 'Zone Sierra Imataca' (SI). Ähnlich ist die Situation im Fall der Maderas Nuria, deren Gesamtkonzession 171.720 ha beträgt, wovon wiederum knapp 150.000 ha in der Forstreserve Imataca liegen, die restliche Fläche im Lote Boscoso Nuria. Dieses Gebiet wurde 1965 ursprünglich an das Verteidigungsministerium abgegeben, 1990 wurde die Fläche innerhalb der RFI zur Holznutzung freigegeben (MARNR 1997a: 148).

(2) Hier handelt es sich um eine Konzession zur Produktion von Palmherzen (*Euterpe oleracea*).

Quelle: Aicher 2001: 140; MARNR 1997a: 110ff.

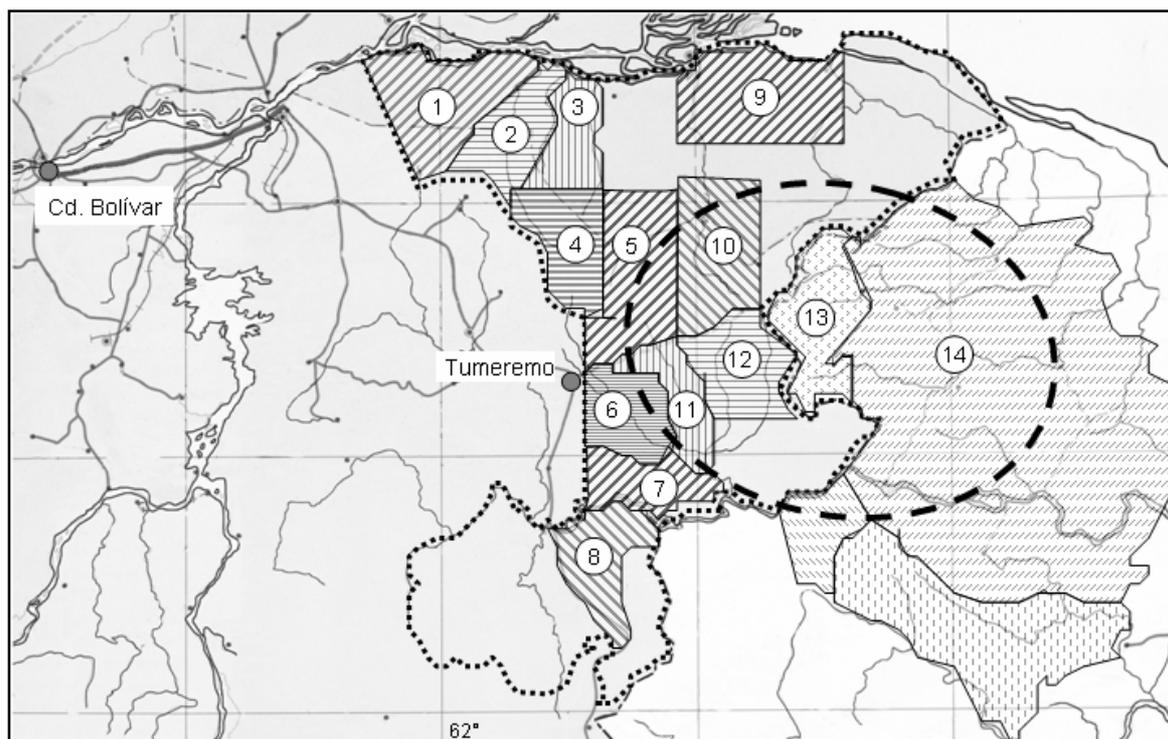
Erst mit der Ankündigung ernsthafter wirtschaftlicher Krisenanzeichen Mitte der 1980er Jahre gewann die Exploitation von Holz unter der Regierung von Luis Herrera Campins einen größeren Stellenwert, welcher sich nicht nur in der Öffnung und Überschreibung neuer Waldflächen zur permanenten Forstnutzung niederschlug, sondern auch in der Ausschreibung und Vergabe großer und zahlreicher Holzkonzessionen in der Forstreserve Imataca. Allein in den acht Jahren von 1980 bis 1988 sind die unter Konzession stehenden

¹³⁶ Aicher (2001: 146) weist darauf hin, dass 1975 jegliche Exploitation von Holz in den Wäldern der Region Imataca sogar per Dekret verboten wurde, bzw. nur "unter der strikten und aus heutiger Sicht recht sonderbaren Bedingung erlaubt [war], sie im Hinblick auf die Viehwirtschaft vorzunehmen".

Waldflächen von 123.000 Hektar auf sage und schreibe 2.2 Millionen Hektar gestiegen (Centeno 1990: 11). Damit wird die Ära der modernen Holzexploitation in diesem einstigen Herzen des karibischen Siedlungsgebietes definitiv eingeläutet.

Fünf der in Imataca betriebenen Holzkonzessionen¹³⁷ erstrecken sich unmittelbar entlang jener in Richtung Landesgrenze führenden und quasi im 'Nichts' endenden Stichstraße, der wir in der einleitenden Spielszene begegnet sind (Abb. 6).

Abb. 6 Forstreserve Imataca, Konzessionen auf venezolanischer und guyanischer Seite sowie Kernsiedlungsgebiet der Kari'ña



Die Forstreserve Imataca (gepunktet), Konzessionen auf venezolanischer und guyanischer Seite (schraffiert) sowie Kernsiedlungsraum der Kari'ña (gestricheltes Oval)

Die Nummern der venezolanischen Konzessionen entsprechen den Nummern in Tabelle 4 oben. Auf guyanischer Seite ist hier vor allem die Konzession der Barama Limited (14) von Bedeutung, eine frühere Konzession unmittelbar an der Grenze (13) wurde zwischenzeitlich umgewidmet. Quellen: u.a. Colchester (1997); Aicher (2001); eig. Darstellung

Viele Siedlungen der Kari'ña vor Ort ordnen sich, daran sei hier erinnert, entlang dieser Piste an; sie stellt zugleich die wichtigste Eingangspforte in das riesige Waldgebiet der Forstreserve Imataca dar, genutzt nicht nur von den fünf unmittelbar vor Ort ansässigen Holzunternehmen, sondern auch von vielen Goldsuchern auf ihrem Weg von Tumeremo zu den zahlreichen, zum Teil tief in den Wäldern verstreuten Goldschürfstätten. Insgesamt

¹³⁷ Dabei handelt es sich um folgende Unternehmen: Intecmaca (N5), Inproforca (N6) auf der nördlichen Seite der Straße; Madororca (C2), Comafor (C3), und die Konzession der Hermanos Hernández (C4) südlich der Piste (vgl. hierzu auch Abbildung 6).

verfügen diese fünf nahtlos ineinander übergehenden Holzkonzessionen über eine Waldfläche von mehr als 690.000 Hektar (vgl. MARNR 1997a). Fast alle Ansiedlungen der Kariña einschließlich Botanamo liegen damit inmitten der Konzessionsgebiete dieser Unternehmen.

Wie hat man sich nun die Holznutzung, die forstwirtschaftliche Praxis der Konzessionsunternehmen in der Region Bochinche vorzustellen? Entgegen jenen negativen Visionen und Bildern von kahlgeschlagenen, verwüsteten Baumstumpflandschaften, wo einst üppiger Tropenwald war, die sich bei manchem Leser beim Stichwort 'industrielle Holznutzung' einstellen mögen, besteht hier zunächst grundsätzlich der Anspruch einer nachhaltigen Holzernte und Waldbewirtschaftung, die auch langfristig den Erhalt dieser, wie heute immer wieder betont wird, ökologisch sehr wertvollen Tropenwälder nicht substantiell gefährden soll. Diesem Anspruch versucht man auf vier Wegen gerecht zu werden.

Erstens sind aus einer bestimmten Fläche nur wenige, ausgewählte Bäume zu entnehmen, der Holzeinschlag soll also sehr selektiv und keineswegs großflächig oder gar im Kahlschlag erfolgen. Zweitens sollen plangemäß die sich in Nutzung befindlichen Flächen nach einem dem Wachstums- bzw. Verjüngungsprozess der Bäume angepassten Zyklus rotieren. Die in verschiedene Nutzungseinheiten unterteilte Konzession soll also, wie es im forstlichen Fachjargon heißt, selektiv durchforstet werden, und zwar auf eine Weise, dass nach Beendigung des ersten Rotationszyklus, etwa nach 25–40 Jahren, in der ersten Nutzungseinheit wieder ausreichend 'reife' für eine weitere Holzernte zur Verfügung stehen. Drittens haben die Konzessionäre spezifische waldbauliche Auflagen zu erfüllen, die vor allem Maßnahmen zur Pflege, Verjüngung und selektiven Wiederaufforstung der Waldbestände betreffen und von staatlichen Forstbeamten zu kontrollieren sind. Viertens und vielleicht am grundlegendsten: die Nutzung und Bewirtschaftung erfolgt, jedenfalls auf dem Papier, nach einem sogenannten *Plan de Ordenamiento y Manejo*, kurz POM, der seit dem novellierten Forstgesetz von 1965 verpflichtend und Grundlage jedes Konzessionsvertrags ist. Das heißt mit anderen Worten, die Holznutzung der Konzessionäre unterliegt einem langfristigen Managementplan, der alle wichtigen Aspekte im Hinblick auf Waldinventurdaten, jährliches Einschlagsvolumen und Ernteplan, Holzarten, waldbauliche und infrastrukturelle Maßnahmen, Management- und Vermarktungsstrategien, wissenschaftliche Begleitprogramme usw. im Detail aufzuführen hat (Centeno 1995a: 9; vgl. a. MARNR 1997a: 129ff.). Die POMs, die von der staatlichen Forstbehörde genehmigt werden müssen, sind damit, worauf Aicher zu Recht hinweist, das konzeptionelle und geistige Kernstück venezolanischer Konzessionspraxis. In den fast vier Jahrzehnten seit ihrer Einführung seien sie gar zu "Identifikationssymbolen forstlicher Praxis und Legitimation geworden" (Aicher 2001: 85).

Die oft doppelbändigen, mehrere hundert Seiten dicken POMs der Konzessionsbetriebe sind alle nach einem sehr ähnlichen Grundmuster verfertigt, manche Teile darin, wie etwa die einführenden Kapitel über die physisch-geographischen Grundlagen des Konzessionsgebietes oder auch die mittlerweile obligatorischen Ausführungen zu sozioökonomischen

Aspekten der Region, die hier im besonderen Maße die Situation der ansässigen indigenen Bevölkerung tangieren, sind vielfach nahezu identisch. Gemeinsam ist allen auch eine Überfülle an statistischem und quantitativem Material – Tabellen, und Zahlenreihen mit allerlei produktions- und holztechnischen Daten, lange Listen mit Baumarten und Arten anderer Pflanzen und Tiere der Region mit ihren wissenschaftlichen Namen, aber auch kompliziert anmutende Schaubilder und zahlreiche Kartierungen machen tendenziell den größeren Teil dieser Pläne aus.

Ob diese technisch-wissenschaftlichen Kompilationen tatsächlich Relevanz im Hinblick auf die Nutzungsmuster und die Probleme haben, die potenziell mit der Waldnutzung in der Region verbunden sind, ist in streng ökologischer Perspektive von mir kaum einzuschätzen. Aicher kommt in seiner Bewertung der POMs insgesamt zu einem sehr kritischen Schluss. Die Pläne seien in Konzeption und Geist geradezu obsessiv schematisch, so dass "die Legitimität administrativer Rationalität, wie sie vielleicht im Sinne von Max Weber in der Standardisierung von Vorgängen gesehen werden mag, [...] so nur rhetorisch instrumentalisiert, aber nicht wirklich umgesetzt [wird]" (Aicher 2001: 164). Zudem ließen sich auch die zum Teil sehr willkürlichen Handhabungen im Bezug auf forstliche Parameter und Regeln Zweifel an der Sinnfälligkeit derselben aufkommen und, noch gravierender, auch Zweifel an der Rationalität der verfolgten forstwirtschaftlichen, wissenschaftlichen und sozialen Ziele und Ansprüche (ebd.).

Die mitunter seitenlangen Inventurlisten zum vorhandenen Baumbestand bzw. der Forstmasse, die in den POMs der Konzessionsbetriebe auftauchen, erwecken zunächst den Eindruck eines weit gefächerten Nutzungsspektrums. Zwar werden in der Tat oft über 50 verschiedene Baumarten zur industriellen Verwertung genutzt, von denen jedoch eine Gruppe von acht bis zehn Arten mehr als zwei Drittel der jährlichen Holzproduktion in der Reserve ausmacht. Die Konzessionäre konzentrieren sich bei ihrer Holzernte auf die kommerziell lukrativsten Werthölzer, für die sie einen hohen Marktpreis erzielen. Zu dieser Kategorie von Holz gehören u.a. die Baumarten Mureillo (*Erisma uncinatum*), Cedro (*Cedrela sp.*), Puy (*Tabebuia serratifolia*), Algarrobo (*Hymenaea courbaril*), Zapatero (*Peltogyne porhyrocardia*), Purguo (*Manilkara bidentata*), Baramán (*Catostemma commune*), Pardillo (*Cordia alliodora*) und Tampipio (*Couratari sp.*). Einige dieser Bäume kennen wir schon aus den Ausführungen zur Holznutzung bei den Kari'ña, Purguo (Parajta) und Puy (Urapa) beispielsweise, beides bei ihnen beliebte Bauhölzer, sind in der Industrie als gutes Möbelholz geschätzt (vgl. Centeno 1996: 5; MARNR 1995: 135ff.). Ähnliches gilt für Tampipio (Tamu'pixpue), dessen Holz die Kari'ña unter anderem auch als Baumaterial verwenden.¹³⁸

¹³⁸ Interessanter noch – jedenfalls ansprechender als Beispiel einer indigenen Waldnutzung – ist ihr Gebrauch des inneren Rindenbastes dieses Baumes zur Gewinnung von 'Papier' für die selbstgedrehten Zigaretten, die die Männer, oft aber auch die Frauen der Kari'ña auf den Kashiiri-Festen rauchen. Dass dies in der Kultur der Kari'ña die bedeutungsvollere Nutzung darstellt, lässt sich schon dem Namen entnehmen: Tamu heißt der Tabak (vgl. Kapitel II.5).

Weitaus aussagekräftiger als die Zahl der Baumarten ist im Hinblick auf eine Beurteilung der Auswirkungen der kommerziellen Holzeinschlags auf den Wald die Frage nach der Holzmenge, die einer bestimmten Fläche entnommen wird, d.h. das Verhältnis von Fläche und Holzproduktion. Dazu lassen sich nur grobe Angaben machen, da dies von den jeweiligen Baumbeständen abhängt, die wiederum von Konzession zu Konzession, bzw. von Nutzungseinheit zu Nutzungseinheit durchaus verschieden sein können. Im Durchschnitt jedoch, schenkt man den Angaben der POMs Glauben, werden pro Hektar Wald etwa 6–10 Festmeter Holz geerntet, das entspricht etwa fünf Bäumen, wobei die Zahl der aus einem Hektar Waldfläche entnommenen Bäume zwischen nur einem bis maximal zehn oder gar fünfzehn Stämmen schwanken kann (Centeno 1990: 17). Im Mittel werden damit bei einem Rotationszyklus von 20 Jahren nur 0,3 bis 0,5 Festmeter pro Hektar und Jahr geerntet. Im Vergleich mit mitteleuropäischen Standards, wo selbst der gemeine Buchenwald mehr als die zehnfache Menge abwirft, erscheinen diese Werte verblüffend niedrig, umso mehr als man gemeinhin von tropischen Wäldern doch eher größere Wachstumskraft vermuten würde.

Die Holzeinschläge bzw. Hiebsätze haben sich dabei an spezifischen, idealerweise dem Wachstumsverhalten der Arten angepassten Minimumhiebdurchmessern auszurichten, wobei bislang in der Regel die Werte 30, 58 und 63 cm für harte, weiche und feine Hölzer respektive veranschlagt wurden (Centeno 1995a:10). Wohl aus Gründen der Einfachheit und um eine gewisse Standardisierung im Planungsverfahren zu erreichen wurde jedoch für fast alle in der Region Imataca forstwirtschaftlich genutzten Baumarten die generelle Grenze von 40 cm Brusthöhendurchmesser (BhD) als Mindestmaß festgelegt, ab dem die Bäume als erntereif betrachtet und entsprechend gefällt werden dürfen. Wie beispielsweise im POM der Konzession INTECMACA vermerkt wird, gibt es aber Baumarten, die diesen Wert kaum erreichen (INTECMACA 1989: 9.4), sondern die genutzten Arten durchaus unterschiedliches Wachstumsverhalten aufwiesen, womit die festgelegten Durchmesser keineswegs dem tatsächlichen Zuwachspotenzial der jeweiligen Baumarten entsprechen. Diese Willkürlichkeit in der Festlegung des BhD, so wurde denn auch bereits von venezolanischen Forstexperten kritisiert, führe bei vielen, oft gerade der wertvollsten Baumarten zur Übernutzung bis hin zur totalen Erschöpfung der Bestände. Dem Anspruch einer nachhaltigen Nutzung wird diese Methode damit nicht gerecht (vgl. Lamprecht 1986; Centeno 1995a: 10f.; Aicher 2001: 151ff.).

Neben der Gefahr der *Übernutzung* einzelner Wertbestände scheint ein weitaus größeres Problem aus forstwissenschaftlicher Sicht, wie eine Expertenstudie des venezolanischen Umweltministeriums beklagt, die "*Unternutzung* des forstlichen Potenzials der Region, was Volumen und Anzahl der Arten angeht" (MARNR 1997a: 138; Üs. u. Hv. MG). Auch Julio Centeno, der sich mit seinen Analysen international einen Ruf als Experte des venezolanischen Forstwesens erworben hat, sieht in der geringen Ausnutzung und Wertschöpfung der Wälder eines der zentralen Probleme venezolanischer Konzessionspraxis, welche er im Einklang mit gängigen ökonomischen Erklärungsmodellen tropischer Waldzer-

störung als Folge unvollständiger Märkte, verzerrter Preispolitik und irrationaler Subventionen erklärt. Damit gehört er zu den Anhängern jener Diskurstradition, die Susanna Hecht in ihrer lehrreichen Analyse "tropischer Biopolitik" als Allegorie des *El Dorado* gekennzeichnet hat (Hecht 1998): Die verborgenen Schätze müssen nur marktgerecht gehoben werden.

Die eigentliche Holzentnahme, die hier mit wenigen Bäumen pro Hektar Waldfläche sehr bescheiden anmutet, spiegelt freilich bei weitem nicht das ganze Ausmaß der Eingriffe und Effekte der Holzkonzessionsbetriebe auf Wald und Mensch wieder. Unternutzt ist der Wald zunächst natürlich nur aus der eingeschränkten, unternehmerischen Sicht der Konzessionäre bzw. ihrer politischen Repräsentanten. Für andere Waldbewohner und -nutzer kann sich die Präsenz der Konzessionen durchaus auch als Problem der Übernutzung darstellen. Weitaus gravierender und folgenreicher für die Dynamik von Waldzerstörungsprozessen sind schließlich, wie einschlägige Studien wiederholt festgestellt haben, die vielfältigen indirekten Effekte kommerzieller Holznutzung in den Tropen: zu allererst die vielverzweigten Pisten und Wege, die im ganzen Konzessionsgebiet zum Abtransport der Holzstämme angelegt werden. Die Forstwirtschaft hat daher oft, wie Sponsel et al. (1996) in ihrem einschlägigen Überblick über "Ursachen und Konsequenzen der Tropenwaldzerstörung" vermerken, auch die Wirkung eines 'Türöffners', mit dessen Hilfe verstärkt Neusiedler und andere Gruppen in die Wälder 'eindringen', um ein in diesem Zusammenhang sehr häufig genutztes, wenn auch nicht unproblematisches Bild zu verwenden.

Aber auch abseits der Straßen und Wege sind in unserem konkreten Fall die Spuren der Konzessionäre deutlich sichtbar, vor allen Dingen natürlich in den gerade oder erst kürzlich genutzten Parzellen der Konzession. Großflächigere Rodungen sind beispielsweise für die Sammelplätze notwendig. Auf diesen, im Fachjargon auch Polterplätzen genannten, zum Teil großen Rodungsflächen inmitten der Wälder werden die geernteten Baumstämme gelagert, bevor sie später mit Sattelschleppern aus dem Gebiet zur weiteren Verarbeitung in den Sägemühlen abtransportiert werden. Beträchtliche Flächen nehmen auch die Baumschulen ein, die *viveros*, in denen junge Baumsetzlinge bis zur Auspflanzung gezogen werden, sowie die verschiedenen Arbeitercamps des Konzessionsbetriebs. Ein mittlerweile stillgelegtes *vivero* befindet sich unmittelbar am Ortseingang der Kariña-Siedlung Botanamo. Alte Wohnwägen, Hütten und Gerätschaften zeugen von seiner früheren Funktion. Noch allerdings scheint der Ort einen gewissen Wert für das Unternehmen zu besitzen, denn immerhin wurde ein Mitarbeiter zu seiner ständigen Bewachung abgestellt, wie ich bei meinem Feldaufenthalt in Botanamo alsbald erfuhr. Des Öfteren wurde der Platz auch von Lastwagenfahrern der Firma auf ihrem beschwerlichen Hin- und Rückweg zu den Konzessionen unüberhörbar als Rast- oder Nachtlagerplatz genutzt.

Bei einem Erkundungsgang durch die Forstkonzessionen, wie ich ihn oft in Begleitung der Kariña unternommen habe, erkennt man nach und nach auch die weniger augenscheinlichen Spuren forstlichen Managements oder neutraler gesprochen, forstlichen Wirkens: die von Raupenschleppern beim Transport einzelner Baumstämme eingeschlagenen *Picas*,

fachmännisch auch Rückewege genannt; längere und kürzere Schneisen; diverse Markierungen an Bäumen und entlang einzelner Nutzungsparzellen, die auf eine durchgeführte Inventur hinweisen; aber auch so genannte *fajas de enriquecimiento*, wörtlich als Anreicherungsstreifen zu übersetzen – das sind Linienpflanzungen mit Setzlingen von Werthölzern, die in der Absicht angelegt werden, den Anteil der nutzbaren Forstmasse im Blick auf zukünftige Erntezyklen zu erhöhen. Hinzu kommen jedoch auch die nicht beabsichtigten, aber offensichtlich hingegenommenen Schäden an verbleibenden Bäumen durch die Holzexploitation. Schätzungsweise 30–40 Prozent des übrigen Baumbestandes, so Centeno (1990: 6f.) werden selbst bei einem selektiven Holzeinschlag in irgendeiner Weise beschädigt.

Nun macht es wenig Sinn die (materiellen) Eingriffe oder Effekte der Holzkonzessionen als solche beschreiben zu wollen, das heißt abstrakt und losgelöst von den Fragen: für wen, unter welchem Gesichtspunkt, und mit welchen Folgen? Wenn auch gerade im Zusammenhang mit der Tropenwaldzerstörung, als eine deren Ursachen ja die kommerzielle Holznutzung u.a. gilt, gerne auf den globalen Charakter dieses Problems hingewiesen wird, und dabei oft der Eindruck entsteht, als würde der fortschreitende Verlust dieser Wälder alle Menschen gleichermaßen tangieren, für jeden von uns dieselbe (ökologische) Bedrohung darstellen, so erscheint dies aus der Nähe und vor Ort betrachtet nicht nur falsch, sondern nachgerade zynisch. Dies gilt auch für die mit der Forstwirtschaft in Verbindung gebrachten ökologischen Probleme und Schäden, die nach Einschätzung von Umweltexperten im Vergleich zu jenen des Goldbergbaus in der Region zwar qualitativ weitaus weniger ins Gewicht fallen sollen, aber ungleich größere Waldflächen betreffen und damit weitaus stärkere räumliche Implikationen mit sich bringen (vgl. u.a. Franco et al. 1997; Miranda/WRI 1998; Bevilacqua et al. 2002). Als spezifisch ökologische Folgen der Holzexploitation werden für die Region Imataca immer wieder genannt: die Veränderungen der mikroklimatischen Verhältnisse, eine fortschreitende Bodenverarmung, die bereits angesprochene Übernutzung wertvoller Baumarten wie insbesondere Puy und Mureillo (Hernández et al. 1997), und nicht zuletzt der massive Rückgang von Wildtierbeständen in den Wäldern (Ochoa 1997, 1998; vgl. Franco et al. 1997: 23). Oft folgt zum Schluss solcher Aufzählungen noch der pauschale Hinweis auf die Folgen für die indigenen Gemeinschaften: "Zu diesen [genannten Problemen] muss noch die Störwirkung der forstwirtschaftlichen Aktivitäten auf die indigenen Gemeinschaften hinzugezählt werden", heißt es beispielsweise in einer der Studien (Franco et al. 1997: 23), ohne dann weiter auszuführen, welche Arten von Störungen dies denn im Einzelnen beinhaltet. Die Aussagen über die sozialen und kulturellen Auswirkungen bleiben damit oft ähnlich abstrakt wie die im engeren Sinne als ökologische Schäden klassifizierten Probleme. Gleichzeitig macht die Unterscheidung zwischen ökologischen und sozialen Folgen im Hinblick auf eine Beurteilung der Folgen für die indigenen Bewohner der Region selbst wenig Sinn, denn viele Probleme, die sich aus Sicht dieser Umweltstudien als primär ökologischer Natur darstel-

len, erweisen sich, wie die nachstehenden Ausführungen zeigen, für die ortsansässigen Kari'ña in erster Line als soziales Problem, als soziale und kulturelle Frage.

Die Kari'ña im Wirkungsfeld der Forstkonzessionen

Die Schwierigkeit einer klaren Trennung zwischen ökologisch und sozial Problemen wird etwa am Beispiel des Wildbestandes deutlich, wo Wildbiologen einen Rückgang vor allem von kleineren Säugetieren als Folge der forstwirtschaftlichen Eingriffe in den Wald feststellen und beklagen. Insbesondere der venezolanische Biologe José Ochoa, gleichzeitig Vorsitzender der venezolanischen Naturschutzorganisation ACOANA (Asociación Venezolana para la Conservación de Areas Naturales), hat mit seinen Arbeiten auf dieses Problem in den Konzessionsgebieten in Imataca aufmerksam gemacht (Ochoa 1995, 1997, 1998). In seinen jahrelangen Forschungen, die er in der Region Bochínche, also im unmittelbaren Siedlungsumfeld der Kari'ña, durchgeführt hat, kommt er zu dem Ergebnis, dass die forstliche Nutzung nicht nur beträchtliche Veränderungen in der Zusammensetzung und Verbreitung bestimmter Tierpopulationen bewirke, sondern auch zu einem merklichen Rückgang bestimmter Arten geführt habe, so etwa von Tapiren (Ochoa 1994: 27): Wesentliche Ursache hierfür sei neben Veränderungen in der Vegetation insbesondere die räumliche Zerschneidung der natürlichen Habitate der Tiere durch die forstlichen Wegenetze und Schneisen im Wald. Was von den ursprünglichen Habitaten bleibt, sind "kleine Inseln, die die territorialen Bedürfnisse vieler Tierarten nicht mehr befriedigen und die den für die Aufrechterhaltung überlebensfähiger Populationen notwendigen genetischen Austausch verhindern" (Ochoa 1993: 366, Üs: MG).¹³⁹ Um einer weiteren Verschärfung dieses Problems entgegen zu wirken, schlägt er die Einrichtung eines sogenannten *sistema de corredores de vida silvestres*, eines Systems aus Korridoren für die Fauna vor, das den betreffenden Tierpopulationen eine artgerechte Mobilität und artgerechtes Habitat sichern soll (Ochoa 1993). Sein Vorschlag ist gerade von Seiten internationaler Umweltverbände als wichtige Biodiversitätsschutzmaßnahme sehr begrüßt worden (Miranda/WRI 1998: 28). Problematisch an dieser Initiative ist dabei nicht so sehr der Umstand, dass hier offensichtlich der Mobilität von Tieren mehr Sorge getragen wird, als den Bedürfnissen der indigenen Kari'ña. Geradezu irritierend scheint mir vielmehr die Tatsache, dass die angedachten Biodiversitätskorridore vollkommen losgelöst von den lokalen Nutzungsmustern entwickelt werden, und das obwohl diese kreuz und quer durch die normalen Nutzungs- und Siedlungsgebiete der Kari'ña verlaufen. Diese Missachtung lokaler Lebensverhältnisse dürfte auch in wissenschaftlich-konzeptioneller Hinsicht einige Fragen aufwerfen (vgl. Kap. II.5).

¹³⁹ Zur Problematik der Aussterbens größerer Tiere in neotropischen Waldregionen, s.a. Redford (1992). Er bedient sich dabei des eindrucklichen Bildes vom *empty forest*, dem leeren Wald, um auf die wachsende Gefahr der Entleerung dieser Wälder bezogen auf die Fauna aufmerksam zu machen, die als integrale ökologische Komponente dieser Ökosysteme nicht vergessen werden dürfe.

Trotz der Tatsache, dass die Bedeutung der indigenen Bevölkerung gerade im Zusammenhang mit Debatten um den Schutz biologischer Vielfalt geradezu litanehaft betont wird, bleiben die indigenen Kari'ña in diesem konkreten Fall ganz unbeachtet. Weder Ochoa, noch andere, die hier in seine Klage von den bedrohten Tierarten einstimmen, stellen in ihren Analysen und Forderungen Bezüge zu jenen Menschen her, die in ihrer Lebensweise als einzige Gruppe vor Ort tatsächlich von einer mehr oder weniger intakten Natur/Umwelt abhängen. Der konstatierte Rückgang bestimmter Tiere wird ohne jeden Bezug zu seinen weiteren Effekten im regionalen oder gar lokalen Kontext problematisiert.

Eine etwas andere Sicht der Dinge findet sich bei den Kari'ña. Auch sie haben mir gegenüber des Öfteren zu verstehen gegeben, dass die Jagd heute viel schwieriger und zeitaufwändiger geworden sei, dass bestimmte Tiere, die es früher offenbar noch in größerer Fülle gab, heute nur noch schwer aufzutreiben seien, wie etwa die genannten Tapire. Zum Teil machen sie für ihre Schwierigkeiten bei der Jagd ebenfalls die Holzkonzessionsunternehmen verantwortlich. Die Ursache des Problems sehen sie dabei jedoch weniger in den indirekten ökologischen Wirkungen der Forstaktivitäten auf die Tierwelt, als vielmehr schlicht darin, dass die Arbeiter der Unternehmen ebenfalls gerne Fleisch essen, und ausgerüstet mit guten Jagdgewehren häufig und oft wohl auch sehr effektiv auf Pirsch gehen. Gleiches kann wohl auch von den Arbeiter und Arbeiterinnen in den Goldcamps angenommen werden. Aus Sicht der Kari'ña gibt es also schlicht und ergreifend zu viele Jäger, die sich die kostbare Jagdbeute in diesem Gebiet streitig machen. Damit soll keineswegs impliziert werden, dass ihre Erklärung 'richtiger' ist, die Zusammenhänge genauer träfe und darstelle. So kann die von den Kari'ña angeführte Erklärung der Überjagung vielleicht auch darauf zurückzuführen sein, dass ihnen die Begrifflichkeiten für die Zusammenhänge einer ökologischen Verinselung fehlen bzw. dass diese Effekte eben bevorzugt in Begriffen einer Zunahme konkreter menschlicher Aktivitäten gefasst werden.

Während Naturwissenschaftler wie Ochoa jedoch dazu neigen, anthropogene Eingriffe in schützenswerte tropische Naturen, wie sie die Waldregionen der Sierra Imataca nach etablierter Ansicht darstellen, überwiegend in negativen und sehr allgemeinen Begriffen von Verlust und Zerstörung zu analysieren, urteilen die Kari'ña differenzierter oder man könnte auch sagen lebens- bzw. situationsbezogener. Wenn auch die Präsenz der Holzkonzessionäre von ihnen durchaus kritisch gesehen wird, so zeitigt diese paradoxerweise gerade im Hinblick auf die Jagd auch positive oder produktive Effekte. So erwähnten einige Kari'ña, dass junge Baumpflanzungen bestimmte Tierarten wie die Akuris (*Dasyprocta aguti*) auch anlockten und es sich daher durchaus lohne, zu bestimmten Tageszeiten in den durchforsteten Bereichen der Konzessionen auf Jagd zu gehen.

Dieses Beispiel verweist auf die im Grunde banale Einsicht, dass jede Veränderung auch Neues entstehen lässt und so ihre produktiven Effekte hat. Die Frage der normativen Bewertung muss dabei von Fall zu Fall, und vom jeweiligen Standpunkt immer wieder neu beantwortet werden. Anders gesprochen: Auch im Hinblick auf die ökologischen Schäden, die durch die Aktivitäten der Holzunternehmen in den Wäldern entstehen mögen, wäre es

eine sehr verkürzte Sicht, die Eingriffe einfach nur als Verlust einer als ursprünglich und wahrhaft gedachten Natur zu bilanzieren. Angemessener scheint es mir, die forstlichen Eingriffe als erratische Verschiebungen und Verwerfungen der ökologischen Bedingungen zu fassen, die, um bei der Fauna zu bleiben, einigen Tierarten auch neue Nischen bieten, etwa in der nachwachsenden Sekundärvegetation.

Diese Erkenntnis berührt auch die hier gestellte Frage nach den Auswirkungen der Konzessionswirtschaft auf die Lebensbedingungen der Kari'ña. Sehr häufig hört man in diesem Zusammenhang Aussagen, wie sie uns so oder ähnlich auch als Schlagzeilen in den Medien immer wieder begegnen: "Überleben der Kari'ña durch kommerzielle Holzexploitation massiv bedroht", "Holzunternehmen zerstören indigenen Lebensraum" und so fort. Ähnlich wie bei bedrohten Tierarten wird die Frage nach den Auswirkungen moderner, kapitalistischer Wirtschaftsweisen auf indigene Lebensformen in den Medien, aber auch in wissenschaftlichen Diskursen oft zu einer Alles-oder-Nichts-Frage zugespitzt. Indigene Gemeinschaften und Lebensweisen werden in solchen Erzählungen gemeinsam mit ihren nicht-menschlichen Artgenossen in den tropischen Wäldern zur bedrohten Spezies, welche unweigerlich ihrem Untergang bzw. ihrer Rettung entgegenharrt (vgl. Zerner 1996). So wurde ich während meines Forschungsaufenthalts in Venezuela sehr häufig um eine Einschätzung gebeten, wie ich als Ethnologin die Überlebenschancen der Kari'ña angesichts der hereinbrechenden Veränderungen beurteile. Solche wohlgemeinten Fragen basieren auf einer sehr einfachen Vorstellung kultureller Wandelprozesse und ignorieren auf grundlegende Weise die geschichtlichen Zusammenhänge. Müsste man sich nicht vielmehr darüber wundern, dass die Kari'ña überhaupt als kulturell distinkte Gruppe bis heute überlebt haben, angesichts einer Geschichte, die sie immer wieder auf sehr direkte und oft auch sehr dramatische Weise mit externen Verwertungs- und Ressourceninteressen konfrontiert hat?

Das jüngere Interesse an einer kommerziellen Nutzung der Ressource Holz im Siedlungsgebiet der Kari'ña stellt für diese also keineswegs eine neue Erfahrung dar. Vielmehr kann man in Anlehnung an Hecht (1998: 271) sagen, dass Holz nur ein Glied in einer langen Kette von Ressourcen darstellt, die das Leben tropischer Waldbewohner geprägt haben, ohne es zu verbessern – wobei die unterschiedlichen Ressourcen jeweils sehr spezifische Effekte und Probleme ganz eigener Qualität aufwerfen können. Die Kari'ña beispielsweise kommen in ihren Beurteilungen der Präsenz der Holzunternehmen in ihrem Siedlungsgebiet zu durchaus ambivalenten Ergebnissen. Sie entsprechen damit nur bedingt dem Bild jenes sich gegen jeglichen Einfluss einer negativ bewertenden Moderne erhebenden, subalternen Subjekts, wie es in zivilisationkritischer Nostalgie von den Medien allenthalben reproduziert wird und auch unter Ethnologen und Ethnologinnen einigen Anklang findet. Insgesamt überwiegen jedoch auch für die Kari'ña in dieser Frage die negativen Aspekte, vor allem wegen der Wirkungen auf die Jagd, die nicht nur sozial eine große Rolle spielt in der Formierung der männlichen Identität, sondern auch eine sehr wichtige Einkommensquelle darstellt. Ebenfalls problematisch wird von den Kari'ña im Allgemeinen die raumgreifende Präsenz der Konzessionen beurteilt, da diese doch in unterschiedlichem Grad

auch als Einschränkung der eigenen territorialen Bedürfnisse und Ansprüche wahrgenommen wird. Dies gilt etwa hinsichtlich der Suche nach geeigneten Orten und Flächen für neue Siedlungen und/oder neue Felder, die sich angesichts der flächigen Interventionen durch die Holzexploitation bisweilen recht schwierig gestaltet, zumal die Kari'ña bei der Auswahl der Standorte für neue Brandrodungsfelder und/oder Siedlungen nicht nur möglichst unversehrte, 'jungfräuliche' Waldflächen (ichu) mit guter Wasserversorgung bevorzugen, sondern dabei auch die Nähe zur Piste bevorzugen. Die mit der Straße einhergehende infrastrukturelle Anbindung an Tumeremo, an die Welt der *criollos*, der Läden und der medizinischen Versorgung usw. wird von den Kari'ña also zunächst einmal durchaus gesucht, ganz gleich ob dies von außen betrachtet nun mehr als neue Abhängigkeit von Marktkreisläufen und zivilisatorischen Bedürfnissen gewertet oder eher als Moment aktiver Selbstbestimmung gesehen wird.

Festzuhalten ist, dass viele der Kari'ña – überwiegend allerdings Männer – in regelmäßigen Abständen das Städtchen Tumeremo aufsuchen, wobei sie sich auf der Hin- wie auch Rückfahrt gerne von den *Gandolas*, den Sattelschleppern der Holzunternehmen mitnehmen lassen. Wenngleich einige der Kari'ña, insbesondere aus den näher an Tumeremo gelegenen Siedlungen die Strecke auch zu Fuß oder, ganz selten, mit einem alten Fahrrad zurücklegen, versuchen doch die meisten stets eine Mitfahrgelegenheit auf den *gandolas* oder einem der vorbeifahrenden Toyotas der Minenarbeiter zu ergattern.¹⁴⁰

Die Straße ist dabei mehr als nur Transportweg, dazu bestimmt und dafür angelegt, Menschen und Waren möglichst schnell von einem Ort zum anderen zu bewegen. Im Zusammenhang mit der Frage nach den Auswirkungen der Holzunternehmen auf die Kari'ña wird vielmehr deutlich, dass diese holprige, mit Schlaglöchern durchsetzte, sich scheinbar endlos durch die tropischen Wälder der Sierra Imataca schlängelnde Piste selbst eine wichtige Stätte, ein wichtiger Ort der Begegnung und des Kontakts zwischen den verschiedenen kulturellen, sozialen und ökonomischen Gruppen vor Ort darstellt. Dies gilt vielleicht in besonderem Maße für die Begegnung zwischen den Kari'ña und den Holzunternehmen. Denn zum einen sind die Holzunternehmen, mit ihren lauten, unter der Last schwerer Tropenholzstämmen oft nur sehr langsam und mühselig über die Piste kriechenden Lastwagen auf der Straße weitaus präsenter als die meisten anderen, das Gebiet passierenden *criollos*. Schon von weitem hört man sie in den Dörfern der Kari'ña kommen, vor allem in der Regenzeit, wenn tief eingegrabene Spurrillen, tückische Schlamm- und Wasserlöcher die Fahrt auf der Piste zum riskanten und anstrengenden Unternehmen werden lassen. Besonders die jüngeren Kinder aus den umliegenden Kari'ña-Siedlungen treibt dann schon mal die Neugierde zur Straße, um die vorbeifahrenden Sattelschlepper aus der Nähe betrachten zu können. Wenn auch wohl weniger angelockt durch die Sattelschlepper, so gesellen sich, bevorzugt in den späten Nachmittagsstunden, nach getaner Tagesarbeit, auch die Erwach-

¹⁴⁰ Auch meine Chauffeurdienste waren bald sehr begehrt; sie wurden, nachdem die anfängliche Zurückhaltung und Scheu auf beiden Seiten verflogen war, denn auch entsprechend gerne in Anspruch genommen, ohne Rücksicht auf Tageszeit, Entfernung oder Zustand der Straße.

senen gerne zu den Kindern auf die Straße. In Botanamo waren es vor allem Grüppchen von Frauen, die man zu dieser Tageszeit am Rande der Piste hocken sehen konnte, in Plaudereien verwickelt oder einfach nur die Zeit vertreibend, um dabei gelegentlich von dem einen oder anderen vorbeierollenden Lastwagen aufgeschreckt zu werden. Trotz der Beiläufigkeit, die diesen Begegnungen auf der Straße anzuhaften scheint, konnte man darin doch eine gewisse eingespielte Vertrautheit mit der Situation erkennen, die sich u.a. darin äußerte, dass viele der Kari'ña genau wussten, für welche Konzession die Fahrer jeweils arbeiteten, wie sie hießen, wie lange sie schon in der Region tätig waren, sowie manch anderes interessantes Detail über die Fahrer und ihre Arbeitgeber.

Wie ihr sonstiges Verhältnis zu den *criollos* ist die Beziehung der Kari'ña zu den Arbeitern der Holzunternehmen keineswegs eine feindselige, aber doch von ausgeprägter Distanz und Zurückhaltung gezeichnet. Man grüßt zurück, wechselt vielleicht sogar ein paar Worte mit den Fahrern auf der Straße, versucht jedoch ansonsten den Kontakt auf das Notwendige zu beschränken, wie etwa auf die bereits angesprochenen sporadischen Mitfahrgelegenheiten nach Tumeremo. Diese Zurückhaltung gilt allerdings nicht für alle gleichermaßen. So scheint es unter heranwachsenden Jungen und jungen Mädchen bei den Kari'ña jedenfalls in einigen der Siedlungen ein beliebter Zeitvertreib geworden zu sein, die venezolanischen *gandola*-Fahrer auf ihren Touren nach Tumeremo, manchmal auch zu weiter entfernten Orten, zu begleiten.

In diesem Zusammenhang wurde mir des Öfteren zu verstehen gegeben, dass die Fahrer die Indiofrauen zu sexuellen Handlungen drängten. Wie so oft wird dabei den Frauen die Hauptverantwortung für das Zustandekommen solcher Begegnungen zugeschoben, nicht nur von den direkt beteiligten Fahrern, sondern auch von den Kari'ña selbst: Junge Frauen, die allzu offensichtlich mit *criollos* herumzogen, waren auch bei den Kari'ña nicht gut angesehen, wie ich anlässlich einiger abfälliger Bemerkungen von Männern während der Trinkfeste erfuhr. In welchem Ausmaß sich diese sexuellen Begegnungen oder Übergriffe von *criollo*-Arbeitern vor Ort und Kari'ñamädchen tatsächlich ereignen, ist schwer zu sagen, zumal das Thema Sexualität in solch rauen, männlich geprägten Pioniergesellschaften von Goldsuchern und Holzarbeitern, wie sie das soziale Umfeld dieser Region bestimmen, zu Mystifizierungen und Übertreibungen einlädt. Heute brüsten sich zwar nur noch wenige *criollos* mit ihren sexuellen Abenteuern und Erfolgen bei jungen Kari'ñafrauen, wie das vor einigen Jahrzehnten der Fall war (vgl. Kap. II.1.2). Doch bleibt die sexuelle Eroberung offensichtlich ein beständiger Teil der Kontaktgeschichte indigener Gruppen wie der Kari'ña, einer Geschichte, die auch heute längst nicht gewaltfrei verläuft.

Bemerkenswerterweise wird das gesamte Problemfeld sexueller Beziehungen heute merklich weniger mit den Arbeitern in den Goldminen assoziiert, trotz deren schlechtem Image und zahlenmäßig deutlich stärkeren Präsenz vor Ort. Vielmehr stehen vor allem die Arbeiter im Forstwesen – die besagten *gandoleros*, aber auch andere Mitarbeiter der Konzessionsbetriebe – im Ruf, sexuelle Beziehungen mit den Kari'ñafrauen vor Ort zu pflegen. Dies lässt sich zwanglos als Ausdruck der unterschiedlichen Beziehungsmuster zwischen

den Kari'ña und den Goldsuchern resp. den Forstarbeitern deuten. Das kommerzielle Interesse an Ressourcen wie Gold, Holz usw. produziert nicht nur lokal qualitativ sehr unterschiedliche materielle Wirkungen und Machteffekte, sondern mit ihnen auch jeweils unterschiedliche ökonomische und soziale Beziehungsmuster, die sich zum Teil auf die spezifische Verfasstheit und Produktionslogik der Ressourcen zurückführen lassen. So erwecken die sozialen und ökonomischen Bezüge der Kari'ña zu den *mineros* insgesamt einen verwickelteren Eindruck, und sie gestalten sich auch wesentlich konkurrenzer und konfliktträchtiger als ihre Beziehungen mit den Holzarbeitern, die in Anbetracht des vergleichsweise stabilen Managements und Personaleinsatzes vor Ort mehr Raum für geregelte und langfristige Formen der Begegnung und Beziehung bieten. Deutlich wird dies nicht zuletzt in den zwar wenigen, aber umso bemerkenswerteren Fällen von langfristigen und eheähnlichen Verbindungen zwischen venezolanischen Forstarbeitern und Kari'ña-Frauen, von denen mir zumindest zwei vor Ort bekannt wurden. Die stärkere Sichtbarkeit solcher Allianzen führt hier offenbar aber zu einer weiteren Sexualisierung des gesamten Beziehungsfeldes, mit dem paradoxen Ergebnis, dass gerade die sozialen Kontakte der Forstleute zu den Kari'ña, die noch am ehesten die Qualität einer tieferen Beziehung haben, von indigenen Aktivisten im besonderen Maße als sexistisch und gewaltsam problematisiert werden.

Anders als im Goldbergbau gestalten sich auch die ökonomischen Einschlüsse und Verwicklungen der Kari'ña in die Forstwirtschaft vor Ort. Im Unterschied zum Goldsektor mit seinen relativ offenen, dezentralen und heterogenen Produktionsstrukturen bietet das Geschäft mit dem Holz für die Kari'ña weitaus geringere Möglichkeiten der produktiven Teilhabe an der Wertschöpfung dieser Ressource, schon gar einer direkten Teilhabe als eigenständige Holzproduzenten oder angestellte Holzfäller, wie es unter den indigenen Kari'ña im angrenzenden Nord-West-Distrikt Guyanas von früheren kolonialen Zeiten bis in die jüngere Gegenwart weit verbreitet war (vgl. Menezes 1979: 161ff.; Swan 1957: 193). Ohne Zugang zu den entsprechenden Produktionsmitteln bleibt den Kari'ña vor Ort der eigene Zugriff auf den industriellen Rohstoff verwehrt, zumal das Holz anders als in Guyana über den Landweg transportiert werden muss.

Seitens der Holzunternehmen besteht zwar eine gewisse Nachfrage nach der Arbeitskraft der Kari'ña, vor allem an ihrem Wissen über die Wälder und Bäume, das sich im Produktionsprozess auf vielfältige Weise einbringen lässt. So wurden Kari'ña aus den umliegenden Dörfern hin und wieder für die Arbeit des *baquiano*, des Baumkenners, angeheuert. Dessen Aufgabe besteht darin, "in all der Vielfalt diejenigen Bäume ausfindig zu machen, die kommerziellen Wert haben" (Aicher 2001: 114; Fn. 228). Daneben werden die Kari'ña sporadisch auch für anfallende Pflegemaßnahmen in den Aufforstungen, Arbeiten in den Baumschulen oder als Jäger zur Fleischbeschaffung eingestellt. Den ganz überwiegenden Teil des benötigten Forstpersonals und der Waldarbeiter stellen aber die *criollos* und *campesinos* aus der weiteren Region. Auffällig viele unter ihnen stammen aus dem etwa 140 Kilometer entfernten Ort El Palmar, wo sich mit den großen Waldinventuren seit den

1960er Jahren eine gewisse forstliche Arbeiter- und Wissenstradition herausgebildet hat (Aicher 2001: 114f.).

Forstwirtschaft und das Problem lokaler Entwicklung

Die forstliche Bewirtschaftung der Tropenwaldregion Imataca durch die Konzessionsunternehmen ist nun, jedenfalls dem Anspruch nach, nicht einzig oder einfach auf die maximale Wertschöpfung, auf die schnelle, profitorientierte Extraktion der vorhandenen Wertholzbestände ausgerichtet. Es soll also nicht einfach darum gehen, die tropische Natur und ihre Ressourcen auszubeuten, in diesem Fall also das Holz zu ernten, bis seine Vorräte entweder erschöpft sind oder sich eine Nutzung im kommerziellen Maßstab nicht mehr lohnt. Das Grundkonzept der forstlichen Bemühungen ist hier keineswegs die simple *Extraktion*, sondern die nachhaltige *Produktion*, und das gleich in mehrerer Hinsicht.

Der Produktionsgedanke bezieht sich zunächst auf die Ressource Holz bzw. die Wälder im engeren Sinne, auf die eigentliche Ressourcenbasis jeder Forstwirtschaft. Langfristiges Ziel ist es, die Tropenwälder in dauerhafte Holzproduktionsstätten zu verwandeln, unter Einsatz der geschilderten waldbaulichen Maßnahmen und forstwirtschaftlichen Techniken, die allesamt darauf ausgerichtet sind, die Produktivität dieser Wälder in ihrer Funktion als Lieferant des Rohstoffs Holz möglichst effektiv und nachhaltig zu steigern. So will es jedenfalls die Planung, die der forstlichen Bewirtschaftung zugrunde liegt. Von Produktion und Produktivität ist des Weiteren viel die Rede im Zusammenhang mit der Debatte um die heimische Holzindustrie. Bislang ist eine solche offensichtlich nur in rudimentären Ansätzen und Bruchstücken vorhanden, so dass dem Aufbau und der Entwicklung dieses 'unterentwickelten' Sektors eine wichtige Bedeutung im Rahmen der wirtschaftlichen Diversifizierungspolitik zugesprochen wird. Der Sektor soll, wie es in der Sprache des staatlichen Entwicklungsdiskurses heißt, "eine strategische Funktion bei der Modernisierung des Produktivapparates spielen" (CORDIPLAN 1995; vgl. Silva 1997a). Die Exploitation von Holz in den Forstreserven war in Venezuela von Anfang an eng mit der Idee der industriellen Produktion und Industrialisierung verknüpft, was es heute, wie Aicher (2001: 193) schreibt, "als eine Selbstverständlichkeit erscheinen lässt, Wälder als Rohstoffquelle für den Aufbau und die Versorgung insbesondere heimischer Industrien zu betrachten". So ist jeder Holzkonzessionär in der Reserva Forestal Imataca dazu verpflichtet, einen Industrialisierungsplan vorzulegen, der seine Investitionen und Strategien in diesem Bereich spezifiziert. Für Aicher konstituiert der aus seiner Sicht problematische diskursive Zusammenhang von Wald und geplanter Industrialisierung – "die Konstruktion eines 'Hölzern-Industriellen Komplexes'" (ebd.) – eine von vier zentralen Narrativen bzw. *story lines* venezolanischer Forstpolitik. Eine Konsequenz dieses Diskurses ist das Denken im großen Maßstab: So weist die Forstwirtschaft in Venezuela eine ausgesprochen starke Tendenz zum industriellen Format auf, wie nicht zuletzt an den gigantischen Flächen der Forstreserven und Konzessionen deutlich wird (Aicher 2001: 193-200; s. a. Aicher 2002). Nutzungsalternativen im kleineren Maßstab, d.h. forstliche Ansätze auf Basis lokaler oder regionaler

Strukturen werden entsprechend in Venezuela kaum als Möglichkeit in Betracht gezogen (vgl. Silva 1997b).

Vor diesem Hintergrund überrascht es wenig, dass die erwünschten lokalen Entwicklungseffekte der kommerziellen Holznutzung in der Region Imataca bislang ausblieben, wie internationale und selbst staatlich beauftragte Gutachterteams einräumen (Franco et al. 1997: 24f.; Cover/World Bank 1999). So stellt eine Expertenkommission einer der ältesten Forstfakultäten Lateinamerikas an der *Universidad de los Andes* (ULA) in Mérida (Venezuela) in ihrem Gutachten zur Forstreserve Imataca fest, dass hier gerade zwischen dem Forstsektor und der lokalen Bevölkerung kaum Verbindungen bestünden: "In den vielen Interviews, die die Kommission geführt hat, fand sich nicht eine Person, die irgendeine Form des Beitrags der Forstwirtschaft für die Entwicklung in Tumeremo erkennt", so das unmissverständliche Fazit der Gutachter (Franco et al. 1997: 24). Der lokalen Bevölkerung bleibe daher, wie es an anderer Stelle des Gutachtens noch deutlicher heißt, "meist nicht mehr an Gewinnen (*beneficios*) als der Staub, den die mit Stämmen und Brettern beladenen Lastwägen aufwirbeln" (ebd.: 54). Die Gründe hierfür werden einerseits in der starken Goldbergbautradition der Region gesehen, die die sozialen und ökonomischen Perspektiven in der Region bestimmt; zum anderen in dem generell geringen Arbeitskräftebedarf der Forstwirtschaft, die mit ihren industriellen Produktionsstrukturen im Vergleich zum Goldsektor weitaus weniger Arbeit vor Ort zu generieren vermag. Mit Ausnahme der gelegentlichen Beschäftigung billiger indigener Arbeitskräfte rekrutiert sich das Forstpersonal mehrheitlich aus ortsfremder Bevölkerung (ebd.).

Nichtsdestotrotz zeigt man sich um eine stärkere Einbindung und Integration lokaler Strukturen in die forstwirtschaftlichen Aktivitäten bemüht. Dies wird zumindest als Anspruch in den forstlichen Entwicklungsplänen für die Region immer wieder formuliert. Schließlich scheint die Forstwirtschaft mit ihrer sehr flächigen Präsenz aus Sicht staatlicher Ressourcenmanager offensichtlich im besonderen Maße prädestiniert, die Rolle der treibenden Kraft in der Entwicklung und Industrialisierung peripherer Landesteile zu spielen (CORDIPLAN 1995). Im Wissen um die geringe Einbettung der Forstwirtschaft in die lokalen Verhältnisse wurde mir von Seiten venezolanischer Forst- und Biowissenschaftler die Frage, wie man dies ändern könnte, wie man gerade auch die in Bochinche ansässige indigene Bevölkerung der Kari'ña stärker in die forstliche Nutzung einbinden könne, als eine wichtige und relevante Untersuchungsfrage meiner ethnologischen Forschung nahe gelegt. Dahinter mag ein ernsthaftes Interesse an einer Verbesserung der armseligen Lebensverhältnisse der Kari'ña gestanden haben. Dennoch bleibt ein Unbehagen an der Frage. Denn sie zielt darauf ab, die indigene Bevölkerung mit der Präsenz der Forstwirtschaft zu versöhnen, indem die Indigenen produktiv vereinnahmt werden. Dabei muss aber die weiter gehende Problematik der indigenen Land- und Ressourcenrechte in den Hintergrund treten, die mit den Aktivitäten der Holzkonzerne ganz grundlegend kollidiert.

Problematisch ist in diesem Zusammenhang auch der produktivistische und äußerst technisierte Blick der sogenannten POMs, der forstlichen Managementpläne der Konzessionen, auf das Lokale. Neben forsttechnischen Daten beinhalten die POMs seitenlange Analysen zur sozioökonomischen Situation vor Ort, wobei die örtliche indigene Bevölkerung in einer Weise charakterisiert wird, die, wie Aicher (2001: 163) zu Recht feststellt, "stark an die Beschreibung eines Waldbestandes erinnert. Es wird von 'Populationsvolumen' (volumen poblacional) oder von Struktur (Geschlecht, Alter) gesprochen, und dies in sog. Bevölkerungspyramiden visualisiert, die den Pyramiden zu Durchmesser- und Volumenverteilung einzelner Baumarten gleichen". Besonderes Interesse gilt hier dem in den forstwirtschaftlichen Analysen ansonsten etwas nachlässig behandelnden Wachstumsverhalten, das für die indigene Bevölkerung als durchaus "progressiv" eingeschätzt wird, gemessen an den jüngeren Zensuserhebungen, die allesamt eine steigende Tendenz für indigene Bevölkerungszahlen vermelden (OCEI 1995). Für den venezolanischen Ethnologen Alexander Mansutti ist diese gestiegene Bevölkerungswachstumsrate einer der "bemerkenswertesten Aspekte der indianischen Gegenwart in Venezuela" (Mansutti 1993: 23). Im Bezug auf die Region Bochinche werden dabei laut POMs drei verschiedene Wachstumsprozesse verantwortlich gemacht, das "natürliche", das "Wachstum durch Immigration", insbesondere aus dem angrenzenden Guyana, und die "Erhöhung der internen Immigration" in Verdichtungszone entlang der Straße Tumeremo-Bochinche (INTECMACA 1989: 3.44, vgl. a. Aicher 2001: 163ff.).

Ebenfalls ein wichtiger Punkt in den sozioökonomischen Analysen der POMs sind die räumlichen Siedlungsmuster der indigenen Bevölkerung, wie überhaupt ihrem Mobilitätsgebaren und ihrer Verteilung im Raum des Waldes große Aufmerksamkeit zuteil wird. Etwas Sorge scheint den venezolanischen Forstwirten in diesem Zusammenhang die hohe und wohl etwas erratisch wirkende Mobilität der indigenen Kari'ña zu bereiten. Sie erschwert nicht nur Prognosen bezüglich der demographischen Entwicklungen, sondern auch ihre Evaluation und Kontrolle als eine soziale und vor allem räumliche Variable in der ja gleichfalls sehr raumgreifenden forstlichen Nutzung. Die "ethnische Komposition" lasse hier ein "ziemlich komplexes Mosaik" erkennen, so das etwas ratlos klingende Fazit (ebd.). Insgesamt wirkt die Art und Weise, wie in den forstlichen Nutzungsplänen auf die lokale Bevölkerung, in diesem Fall also vor allem auf die indigenen Kari'ña, Bezug genommen wird, so, als würde hier über einen weiteren Faktor in einer komplexen, in ihren Zusammenhängen aber unverbundenen Faktorenanalyse verhandelt. Die eigentliche Frage nach dem Sinn und Zweck ihrer Betrachtung und dem Vorteil, den die ansässige Bevölkerung aus der Waldnutzung ziehen könnte, gerät darüber fast völlig ins Vergessen. So ist denn bislang das einzig erkennbare Zugeständnis der Konzessionsunternehmen an die Präsenz der Indigenen eine so genannte *faja de aislamiento*, wörtlich in etwa als Isolationsstreifen zu übersetzen. Der Begriff mag zunächst etwas unangenehme Assoziationen wecken, dahinter verbirgt sich jedoch schlicht die Vereinbarung, dass in einem Streifen von einem Kilometer Breite entlang der Piste von Tumeremo nach Bochinche kein Holz geschlagen

werden soll. Es ist bezeichnend für die gesamte Situation, dass staatliche Forstbeamten in Gesprächen besonders die ästhetische Dimension und Wirkung dieser Maßnahme hervorzuheben pflegten, obwohl gerade in diesem schmalen Streifen schon heute sehr vielfältige, konkurrierende Nutzungen aufeinander treffen. So finden sich hier nicht nur die *campamentos* der Holzarbeiter, die Baumschulen und ähnliche Einrichtungen der Forstkonzessionen, sondern auch ein erheblicher Teil der indigenen Brandrodungsfelder. Im Falle von Botanamo liegen sogar fast alle derzeit genutzten Felder in dem 'Isolationsstreifen'.

Vom Erfolg erfolgloser Unternehmen

Angelegenheiten der Forstwirtschaft, der kommerziellen Holznutzung und des Managements tropischer Wälder gehören im Allgemeinen nicht zu den Themen, die die Öffentlichkeit in Venezuela bewegen. Andere Fragen und Probleme scheinen da weitaus dringlicher in Anbetracht der anhaltenden wirtschaftlichen und politischen Krisen in dem einstigen demokratischen Musterland Lateinamerikas, die in den vergangenen zwei Jahrzehnten einen beträchtlichen Anteil der venezolanischen Bevölkerung in Armut gestürzt haben. Zu unbedeutend nimmt sich der Forstsektor wohl gerade in wirtschaftlicher Hinsicht aus, als dass er große Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte, in einem Land, in dem seit langem Erdöl die beherrschende Rolle spielt, das eine Art "magischen Staat" geschaffen hat, der, wie Coronil (1997: 5) schreibt, "Zuhörer wie Darsteller gleichermaßen in Bann hält".

Einen Wendepunkt in dieser Hinsicht bildete allerdings der Streit um die Forstreserve *Imataca*, der zusammen mit dem fast zeitgleich ausbrechendem Konflikt um den Bau einer Stromtrasse nach Brasilien zu den "zwei wichtigsten gesellschaftlichen Umweltkonflikte der letzten Jahre" (García-Guadilla 2001) zählt.¹⁴¹ Mit dem Dekret von 1997 zum Politikum geworden, ist dieser Streit bis heute ein Brennpunkt öffentlicher Auseinandersetzung um Fragen von Umwelt und Entwicklung geblieben (s. etwa *El Universal*, 08.09.03) Die um einen neuen Raumordnungsplan entfachte, sehr kontrovers geführte Debatte um das 'Schicksal' der Forstreserve Imataca katapultierte die Frage der Nutzung und des Schutzes, des ökonomischen und ökologischen Werts tropischer Wälder in Venezuela erstmals in den Blickpunkt einer breiteren nationalen wie internationalen Öffentlichkeit. Zentraler Streitpunkt war die vom Staat anvisierte *apertura minera* in diesem Gebiet. Dem anstößigen Nutzungsplan zufolge sollte der Goldbergbau künftig in großen Teilen der Forstreserve erlaubt und auch gefördert werden. Im Blick hatte die venezolanische Regierung hier vor allem die so genannte *gran minería* – den industriellen Bergbau großer, überwiegend transnationaler Unternehmen und Konzerne – , während sie gleichzeitig die Aktivitäten der *minería pequeña*, den handwerklich organisierten

¹⁴¹ Es lassen sich gewisse Parallelen zwischen den beiden Konfliktfällen ziehen. Sie betreffen den gleichen Bundesstaat, in beide sind ähnliche Akteursgruppen (Umweltgruppen, Indigene Bevölkerung, staatliche und wirtschaftliche Interessen) verwickelt und in beiden stehen ähnliche Interessens- und Anerkennungskämpfe auf dem Spiel (s. dazu u.a. García-Guadilla 2001; Rodríguez 1998).

Goldbergbau der zwischen 10.000 und 30.000 geschätzten Goldsucher in der Region mit dem Verweis auf deren angeblich katastrophale ökologische und soziale Bilanz einzudämmen und zu kontrollieren suchte (vgl. Kap. I und II.1) Schon aus diesem Grund konzentrierte sich ein Großteil der öffentlichen Auseinandersetzung auf die Aktivitäten des Goldbergbaus und weniger auf die forstliche Nutzung des Waldes durch die Holzkonzessionäre.¹⁴² Doch blieb es im Zuge dieser öffentlichen Debatte um die Forstreserve Imataca nicht aus, dass auch die eigentliche Bestimmung von Forstreserven als Holzproduktionsstätten und damit das System der Konzessionsbewirtschaftung Gegenstand der öffentlichen Debatte und Kritik wurde.

Drei Aspekte sind meines Erachtens in diesem Zusammenhang bemerkenswert und verdienen weitere Beachtung. Zunächst fällt die vor dem Hintergrund der ansonsten sehr polemisch geführten Debatte um Imataca äußerst sachliche und technische Ausrichtung der Kritik an der Holznutzung ins Auge. Eine genauere Analyse der in den Monaten nach Ausbruch des Konflikts um Imataca erfolgten öffentlichen Stellungnahmen in der venezolanischen Presse nach gängigen Argumentations- und Diskurslinien bestätigte diese Vermutung, dass die Forstwirtschaft insgesamt vergleichsweise wenig Grundsatzkritik auf sich zog.¹⁴³ Im deutlichen Unterschied zur staatlichen Bergbaupolitik, die von vielen Seiten sehr scharf kritisiert und verurteilt wurde, gab es nur sehr wenige Stimmen, die mit Verweis etwa auf die ökologischen oder sozialen Auswirkungen die kommerzielle Holznutzung der Konzessionäre problematisierten oder gar grundsätzlich verurteilten. Wenn Kritik geübt wurde, so konzentrierte sie sich überwiegend auf waldbauliche und forsttechnische Aspekte im engeren Sinne. Einige der Probleme, die mit dieser industriellen Holzexploitation verbunden werden, wurden bereits genannt. Ein weiterer Kritikpunkt, der im Zusammenhang mit der forstlichen Konzessionsbewirtschaftung immer wieder auftaucht, sind die geringen Profite, die der Staat selbst offenbar aus dem kommerziellen Holzabschlag zieht. Nur etwa drei Prozent des Wertes der Holzproduktion fließt nach Angaben von Experten in Form von Steuern und Abgaben an den Staat zurück, kaum genug, um die Kosten für elementare Kontroll- und Überwachungsaufgaben des staatlichen Forstdienstes zu decken (Miranda/WRI 1998:34; Centeno 1996: 13f.).¹⁴⁴ Dies sowie die

¹⁴² Zum Fall Imataca s. u.a. Aicher et al. (1998); Müller et al. (1998); Miranda/WRI (1998); Soza (1999); Cover/World Bank (1999); Méndez (1999); Rodríguez Gilly (2001); Schneider (2002); Bevilacqua et al. (2002).

¹⁴³ Das ausgewertete Pressematerial umfasst die einschlägigen Artikel, die im Jahr 1997 nach Erlass des umstrittenen Dekrets 1850 in den wichtigsten nationalen und regionalen Zeitungen (*El Nacional*, *El Universal*, *Ultimas Noticias*, *El Correo del Caroní* und *El Progreso*) zum Konfliktfall Imataca erschienen sind. Von den etwa 200 betrachteten Artikeln widmet sich nur etwa ein Sechstel eingehender dem Thema Forstwirtschaft und Holzkonzessionen in der Forstreserve Imataca und nur zehn Artikel nehmen bereits in ihren Titeln auf dieses Themenfeld Bezug. Zu letzteren gehören mehrheitlich Artikel von und über die *Sociedad Conservacionista de Guayana*, eine venezolanische Umweltschutzorganisation, die sich als eine von wenigen wiederholt sehr kritisch zu Problemen und Auswirkungen der kommerziellen Holznutzung in der Forstreserve Imataca geäußert hat (u.a. *El Correo del Caroní*, 01.04.1997)

¹⁴⁴ Zum System forstlicher Abgaben im internationalen Vergleich s. Sizer (1996). Für Informationen zur Zusammensetzung, Erhebung und Verteilung der 'Waldrente' in Imataca sowie die Probleme, die sich da-

ebenfalls in die Kritik geratenen *parcelas de investigación*, speziell ausgewiesene Areale innerhalb der Holzkonzessionen, dessen Holz die Konzessionäre schon im Vorfeld für drei Jahre mit geringen Abgabepflichten und ohne größere Auflagen zur Finanzierung der offenbar sehr kostenaufwändigen POMs nutzen können, seien im Grunde versteckte staatliche Subventionen an die Forstwirtschaft, die einer marktangepassten Entwicklung und Modernisierung dieses Sektors entgegenwirkt (ebd.).¹⁴⁵

Bemerkenswert ist zweitens die Art und Weise, wie über die Frage der indigenen Bevölkerung und ihrer Anliegen im Rahmen dieser öffentlichen Auseinandersetzung um die Nutzung der Forstreserve Imataca in Venezuela Bezug genommen wurde. Insgesamt war dies ein Thema, das sowohl im nationalen Kontext, insbesondere aber in der von international agierenden Umweltgruppen, indigenen Bewegungen und Netzwerken der Zivilgesellschaft aufgerufenen Kampagne zur 'Rettung der Forstreserve Imataca' eine breite Aufmerksamkeit erfuhr (vgl. Rodríguez Gilly 2001; Soza 1999). Allerdings war auch hier die Kritik vergleichsweise verhalten und moderat, was die Auswirkungen der forstlichen Aktivitäten auf die indigenen Bewohner und Bewohnerinnen in den Konzessionsgebieten anbelangt. Von weiten Teilen der Öffentlichkeit wurde offenbar gerade die forstliche Nutzung dieser Wälder als grundsätzlich vereinbar mit dem Anspruch nicht nur einer nachhaltigen Entwicklung gesehen, sondern auch mit der kulturellen Lebensweise der dort ansässigen indigenen Bevölkerung. Durchaus ein Problem der *incompatibilidad* diagnostizierten Kritiker des Dekrets 1850 dagegen zwischen der Forstwirtschaft und dem Goldbergbau – Nutzungsformen, die miteinander nicht vereinbar seien und auch mit den Zielen einer nachhaltigen Ressourcennutzung in der Forstreserve kollidierten. So heißt es beispielsweise in einer öffentlichen Stellungnahme zum Konflikt:

"Die kombinierte Nutzung einer natürlichen, nicht erneuerbaren Ressource wie der bergbaulichen mit einer natürlichen, erneuerbaren Ressource wie der forstlichen stellt eine klare Bedrohung für den Prozess der nachhaltigen Nutzung dar und schafft, wie schon gesagt wurde, Konflikte zwischen den Holzkonzessionären und den *mineros*." (*El Universal* 3.8.1997; vgl. Comisión Permanente de Ambiente y Ordenación Territorial del Senado et al. 1997; Hernández et al. 1997)

Für die staatliche Forstbehörde stellte sich dieses Problem von vornherein etwas anders dar. Für sie war nicht so sehr die Frage, ob und inwieweit die forstlichen Nutzungsinteressen mit indigenen Lebensformen zu vereinbaren seien, als vielmehr umgekehrt, wie die "ethno-kulturelle und ökologische Bedeutung der Forstreserve" (Franco et al. 1997: 6) respektiert werden könne, ohne dass dies die eigentliche wirtschaftliche, d.h. forstliche

raus ergeben s. Aicher (2001: 165ff.).

¹⁴⁵ Es kam in der Folge häufig zum Missbrauch dieser recht großzügigen Regelung. So sahen nicht wenige Konzessionäre in dieser Regelung einen Freibrief für eine Plünderung der Holzressourcen in diesen Parzellen, die ihnen zum Teil außerordentliche Einnahmen in Millionenhöhe bescherte. Nur ein Bruchteil davon dürfte wirklich in die Finanzierung der für die Ausarbeitung der POMs notwendigen Forschungen und Erhebungen eingegangen sein. 1993 kam es darüber zu einem öffentlichen Skandal, in dessen Folge sich mehrere Konzessionsinhaber und hohe Funktionäre des staatlichen Forstdienstes vor Gericht verantworten mussten (Centeno 1995a: 33; Aicher 2001: 159f.).

Zwecksetzung der Reserve behindert und beeinträchtigt. Zumindest rhetorisch wurde dabei immer wieder der 'naturverträglichen Ressourcennutzung' der Indigenen und ihres Wertes für das Forstmanagement Anerkennung gezollt. Wie Kritiker jedoch gerade in diesem Punkt monierten, ist bislang das ökologische und ökonomische Potenzial der ansässigen indigenen Bevölkerung etwa in Form alternativer Waldprodukte in der staatlichen Nutzungsplanung für die Reserve Imataca kaum oder gar nicht berücksichtigt worden (Miranda/WRI 1998: 91f.; Hernández et al. 1997: 17). Auf wenig Anerkennung und Zuspruch in Kreisen staatlicher Ressourcenmanager stößt dagegen jener 'Indigenendiskurs', der die indigene Bevölkerung als legitime Bewohner mit unveräußerlichen Rechten auf das Land und seine Ressourcen beschreibt, wie unter anderem folgender Passage aus einem Interview mit einem hohen staatlichen Funktionär und Rechtsexperten im venezolanischen Umweltministerium zu entnehmen ist:

"Die indigenen Gemeinschaften, die am meisten ihre frühere Lebensweise erhalten haben, sind jene, die heute in den Nationalparks und Forstreserven leben, weil der Druck der Criollos dort schwächer war, eine breitere Nutzung dieser Gebiete durch den Staat selbst verhindert wurde. Der wichtigste Punkt auf unserer Agenda muss es nun sein, eine Formel zu finden, wie der Staat ihnen [den Indigenen] gewisse Garantien gibt und diese Nutzung anerkennt, ohne dass dies notwendigerweise ein Recht auf Eigentum impliziert. [...] Innerhalb der Nationalparks und der Forstreserven wollen wir keine indigenen Zonen einrichten, denn es scheint so, dass die ganzen Nationalparks und die ganzen Forstreserven im Grunde indigene Territorien sind." (Interview, MARNR in Caracas 1997; Üs: MG)

Damit ist auch schon der dritte und letzte Punkt angesprochen, der mit Blick auf die öffentliche Debatte um die Forstwirtschaft in Imataca bemerkenswert ist, nämlich die Tendenz, den Status und die Funktion dieses Gebietes als *Forstreserve* absolut zu setzen, die Figur der Reserve als eine Art natürlichen Referenzpunkt heranzuziehen, an dem sich alle anderen Nutzungsansprüche zu messen und zu legitimieren haben. Die Bestimmung der Forstreserve mit ihren weitreichenden rechtlichen und wirtschaftspolitischen Implikationen wurde selbst dagegen kaum in Frage gestellt. Die Existenz der Anfang der 1960er Jahre eingerichteten Reserve wurde nicht hinterfragt. Im Gegenteil: Die Mehrzahl der zahlreichen öffentlichen Stellungnahmen, die seit 1997 in der venezolanischen Presse oder anderweitig zum Fall Imataca erschienen, begannen typischerweise mit einer kurzen Beschreibung der Entstehungsgeschichte und Funktion der Forstreserve Imataca, die in der Regel Informationen zur Dauer ihres Bestehens, ihrer Lage und Größe ebenso umfassten wie Ausführungen zur wirtschaftlichen und ökologischen Bedeutung der Reserve. Erst dann folgte die eigentliche Kritik in der Auseinandersetzung um Imataca. Die Debatte konzentrierte sich dabei auf die Frage, ob die geplante Öffnung der Reserve für den industriellen Bergbau mit dem Status dieses Gebietes als Forstreserve kompatibel sei oder ob diese nicht vielmehr eine "unrechtmäßige Entfremdung der Reserve" (Cover/World Bank 1999: 50; vgl. Soza 1999: 78f.) impliziere und entsprechend abzulehnen sei. Ein wesentlicher Ausgangspunkt für die Bewertung und Kritik zukünftiger staatlicher Nutzungsvisionen dieses Gebietes war demnach ihre Vereinbarkeit mit dem seit 1961 bestehenden Sonderverwaltungsgebiet 'Forstreserve' und den darin festgeschriebenen Nutzungsansprüchen

der industriellen Forstwirtschaft, so als wäre es schon immer die natürliche Bestimmung dieser Wälder gewesen, eine Stätte der industriellen Holzproduktion zu werden. Mit oder ohne Absicht wurde dadurch einer Essenzialisierung oder, besser vielleicht, einer Naturalisierung der Forstreserve Vorschub geleistet, die sich gerade mit Blick auf die Anerkennungskämpfe und Nutzungsansprüche der indigenen Bevölkerung als problematisch erweist.

Folgen ergeben sich beispielsweise im Bezug auf die Frage der Landrechte, ein Thema, das sicher als eines der drängendsten und elementarsten Probleme indigener Gruppen weltweit zu sehen ist. Denn eine Naturalisierung des *Status quo* dieser Wälder als Forstreserve verweist die Auseinandersetzung und die Kämpfe um indigene Land- und Ressourcenrechte in enge Schranken. An anderer Stelle wurde bereits auf den Umstand hingewiesen, dass in der juristischen Figur der Forstreserve (und -konzession) zugleich auch eine abstrakte Verfügungsmacht über den Raum festgeschrieben wird, welche nicht nur primär an staatliche und externe ökonomische Kalküle gebunden ist, sondern auch alternative territoriale Rechtsansprüche von Seiten der Indigenen erschwert: Forstreserven gelten als so genanntes 'Staatsland', dessen Wälder im *nationalen Interesse* zu verwalten und zu nutzen sind. Als solche sind sie rechtlich von der Vergabe privater oder gar kollektiver Landtitel ausgeschlossen (vgl. u.a. Kuppe 1994). Das Problem dabei ist folglich, wie der bereits zitierte Rechtsexperte im venezolanischen Umweltministerium erklärt,

"dass in jenen Gebieten, in denen die Exekutive jüngst Interesse zeigte, den Indigenen Landtitel zu verleihen, dass es sich hier also herausstellte, dass diese Gebiete zufällig, ich weiß nicht warum, aber es muss seinen Grund haben, dass die Gebiete, in denen heute die indigenen Gemeinschaften leben, genau die Gebiete sind, die zu Nationalparks und Forstreserven erklärt worden sind. In den Nationalparks und Forstreserven ist Privateigentum sehr eingeschränkt. Es sind Gebiete der öffentlichen Hand, der Nation, so dass diejenigen, die dort leben, keinen Anspruch auf Landtitel haben. Sie können die Gebiete nutzen. Das ist alles" (Interview MARNR 1997, Üs: MG).

Zwar war die Forderung von Landrechten für Indigene ein zentraler Punkt, auf den sich Kritiker des umstrittenen Nutzungsplanes in ihren Kampagnen und Kämpfen stützten. Dabei wurde der Status dieser Wälder als 'Forstreserve' selbst jedoch kaum problematisiert, weder die unmittelbar daraus resultierende Legitimation forstlicher Nutzungsansprüche, noch die Problematik der staatlichen Sonderverwaltungsgebiete (ABRAEs) im Allgemeinen, obgleich solche Gebiete im Bundesstaat Bolívar immerhin nahezu 80 Prozent der Fläche ausmachen. Der innere Widerspruch etwa zwischen der Bestimmung der Wälder in Imataca als Forstreserven und den Forderungen nach indigenen Landrechten tauchte selten als kritischer Punkt in der Debatte um Imataca auf, ebenso wenig wie die Tatsache, dass es in den für die Verwaltung dieser ABRAEs zuständigen Behörden häufig gar keine Anlaufstellen gibt, die sich um indigene Belange kümmern. "Hier heißt es nirgendwo 'Stelle Y kümmert sich um indigene Angelegenheiten'", räumte selbst ein Forstingenieur der staatlichen Forstbehörde SEFORVEN ungewohnt selbstkritisch ein:

"Dies ist bedauerlich, es wäre wünschenswert, dass man dies vorsieht. Meine Güte! Die Mehrheit der Reserven und die größten davon sind im Bundesstaat Bolívar und Amazonas,

wo die Indigenen leben. Aber hier im SEFORVEN kümmert man sich aber absolut nicht um soziale Belange, einzig um technische Dinge, rechtliche Angelegenheiten, um Verfahrensfragen." (Interview, Forstingenieur im SEFORVEN, Caracas, August 1997; Üs: MG)

Als vorläufiges Fazit lässt sich also festhalten, dass die forstliche Nutzung der Reserve Imataca insgesamt auffallend gut in der öffentlichen Bewertung wegkommt, wie einschlägige Gutachten zum Konflikt bestätigen, wenn sie etwa notieren,

"dass Wissenschaftler und Umweltgruppen sich zusammengetan haben, nicht so sehr um sich gegen die Nutzung der Forstreserven auszusprechen, als vielmehr um als dringlichste Aufgabe die Entwicklung von effizienteren und besser dokumentierten Alternativen einzufordern, um damit die Bewirtschaftungspläne für Wälder mit kommerziellen Arten auf einer ökologischen Basis vorbereiten zu können." (Cover/World Bank 1999: 22)

Notwendig hierfür, darin sind sich viele Experten einig, ist vor allem die Behebung der vorhandenen Wissensdefizite hinsichtlich der forstlichen und waldbaulichen Techniken, einschließlich der komplexen ökologischen Zusammenhänge, die für ein rationales und nachhaltiges Management dieser tropischen Wälder unabkömmlich sind. Dies schließt eine strengere Kontrolle der Auswirkungen, eine verfeinerte Nutzungszonierung nach ökologischen Kriterien und eine verstärkte Berücksichtigung des ökologischen und wirtschaftlichen Potenzials der ansässigen indigenen Bevölkerung mit ein (ebd.; vgl. Miranda/WRI 1998; Hernández et al. 1997).¹⁴⁶

Trotz ihrer flächenintensiven Eingriffe in die Natur sowie anderer manifester Probleme deutet vieles darauf hin, dass es auf der nationalen Ebene bisher gelungen ist, ein Bild der staatlichen und privaten Holzexploitation aufrecht zu erhalten, in dem diese den Anschein eines rationalen und nachhaltigen Entwicklungsvorhabens hat. Die venezolanische Konzessionswirtschaft in Imataca mag zwar gemessen an ihren formulierten Ansprüchen praktisch wenig erfolgreich sein. Umso erfolgreicher erscheint sie bisher auf der politisch-symbolischen Ebene, insofern sie in der Öffentlichkeit als eine im Kern nachhaltige und nationale Unternehmung wahrgenommen wird. In Umkehrung zu Aichers These "Vom Misserfolg erfolgreicher Politik" (Aicher 2001) wäre es in gewisser Weise treffender vom 'Erfolg erfolgloser Praxis' zu sprechen. Schließlich kommt es nicht so sehr darauf an, ob die Forstwirtschaft technisch wirklich das vollbringt, was sie verspricht, und in diesem Sinne erfolgreich ist. Entscheidend ist hier vielmehr ihr 'Erfolg' im politisch-symbolischen Diskurs. Es ist ein Erfolg, der doch etwas verwunderlich erscheint in Anbetracht der Tatsache, dass Holzunternehmen generell ein hoher Symbolwert als Zerstörern von Regenwald und indigenem Lebensraum zukommt, wie uns an einigen hierzulande bekannteren Beispielen aus anderen Teilen der Welt immer wieder vor Augen geführt wird, so etwa an den Kämpfen der Penan im malaysischen Sarawak (Brosius 1997a,b), an den Konflikten um alte Waldbestände im Stammesgebiet kanadischer *First Nations* (Willems-Braun 1997; Hay-

¹⁴⁶ Solche Überlegungen sind in den neuesten Raumnutzungsplan vom September 2004 (Dekret 3110) erkennbar eingegangen, vgl. Kap. II.5.

ter/Soyez 1997) und zahlreichen ähnlich gelagerten Konfliktfällen (Turner 1993a; Sponsel et al. 1996).

Welche Erklärungen gibt es für diese Erfolgsgeschichte der Reserve Imataca als Stätte industrieller Holzproduktion? Für eine Antwort auf diese Frage erscheint mir die Spurensuche auf zwei Ebenen lohnend. Eine erste Ebene der Erklärungen erschließt sich durch eine Analyse der diskursiven Repräsentation der forstlichen Praktiken in Venezuela. In seinem Artikel *Romancing Colonial Forestry* weist Raymond Bryant (1996) auf die Notwendigkeit hin, nicht nur die Praktiken kolonialer Forstbeamten in den Blick zu nehmen, wie es bisher der Schwerpunkt der meisten Arbeiten jedenfalls zur kolonialen Forstwirtschaft gewesen sei, sondern auch die "diskursiven Repräsentationen solcher Praktiken zu untersuchen" (ebd.: 170). Ausgehend von der Feststellung von Schmink/Wood (1987: 51), dass "Ideen [...] niemals unschuldig [sind], sondern jeweils bestehende soziale und wirtschaftliche Arrangements bestärken oder herausfordern", plädiert Bryant dafür,

"forstwirtschaftliche Berichte und Erzählungen als eine Art von Diskurs zu sehen, in welchem bestimmte Themen (kommerzielle Nutzung, staatliche Waldkontrolle) als der 'natürliche' Schwerpunkt forstlichen Managements präsentiert wurden, während andere (Subsistenznutzung, lokale Waldkontrolle) an den Rand gedrängt wurden." (Bryant 1996: 170)

Seine Forderungen sind nicht nur für Untersuchungen der kolonialen Forstwirtschaft in Britisch-Burma wichtig, die er in seinem Artikel analysiert. Sie können meines Erachtens gewinnbringend auch auf die Betrachtung der jüngeren forstwirtschaftlichen Entwicklungspraxis in Venezuela angewandt werden. Auch hier lohnt es sich der Frage nachzugehen, in welchen diskursiven Zusammenhängen die Forstwirtschaft steht bzw. sich selbst stellt – eine Frage, die in bisherigen wissenschaftlichen Untersuchungen zur venezolanischen Forstwirtschaft wenig Beachtung fand.

Eine Ausnahme stellen die bereits erwähnten Arbeiten von Aicher (2001, 2003) dar, der gezielt eine solche, diskursive Ebene in seine Analyse der venezolanischen Forstwirtschaft einbezieht (v.a. Aicher 2001, Kap. 4), wenn er dabei auch von einem etwas allgemeineren Verständnis des Diskursbegriffs ausgeht).¹⁴⁷ Aicher arbeitet in seiner Analyse vier grundlegende Themen bzw. *story lines* aus, die die diskursive Repräsentation des venezolanischen Forstwesens dominieren und besetzen. Allgegenwärtig ist erstens das Thema von Fortschritt und Entwicklung, wobei Entwicklung hier v.a. mit großskaliger, "geplanter Industrialisierung" (ebd.: 193ff.) gleichgesetzt wird. Diese anzutreiben wird gewissermaßen als natürliche Bestimmung der Forstwirtschaft gesehen. Ein zweites wichtiges Thema ist die Repräsentation der Forstwirtschaft als hochgradig rationales und wissenschaftliches Sujet, was u.a. den Eindruck entstehen lässt, als stünde sie jenseits jeglicher politischen Auseinandersetzung (ebd.: 201ff.). Drittens wird die Forstwirtschaft in einen engen diskursiven

¹⁴⁷ Der Begriff Diskurs wird dort weniger in einem an Foucault angelehnten Sinne verwandt, sondern – wie die oft synonym gebrauchten Begriffe der *narratives* und *story lines* – in erster Linie als Oberbegriff für Argumentations- und Begründungsmuster, die sich im vorliegenden Fall um die Praktiken der Forstnutzung in und außerhalb von Forstreserven ranken (Aicher 2001: 186).

Zusammenhang mit "staatlicher Raumkontrolle" gestellt, mit Ordnung und nationaler "Souveränität über Land und Ressourcen" (ebd.: 217). Solchermaßen konnotiert werden die forstlichen Konzessionspraktiken als positive, moderne Errungenschaften der Anarchie eines Raubbaus an der Natur gegenüber gestellt, wie sie frühere, koloniale Ressourcennutzungen oftmals geprägt hat und heute vielfach noch dem Goldbergbau der *minería pequeña* vorgehalten wird. Im vierten und letzten Diskursstrang schließlich wird die Rolle der aktuellen Forstwirtschaft als ein Vehikel der "Rentenkonservierung" gekennzeichnet, die, scheinbar am Gemeinwohl orientiert, dafür sorgt, dass die produktiven Ressourcen gewinnbringend erhalten bleiben (ebd.:224ff.).

Es lässt sich an dieser Analyse kritisieren, dass sie, wie der Titel der Arbeit schon ankündigt, die venezolanische Forstwirtschaft zu sehr als Geschichte eines (praktischen) Misserfolgs zu verstehen sucht. Im Anschluss an Ferguson (1994) ließe sich dem entgegenhalten, dass die entscheidende Frage hier weniger die nach dem Scheitern staatlichen Handelns ist, als danach, was dieses Handeln trotz seines Scheiterns bewirkt, welche materiellen und diskursiven Effekte im Zuge des 'Machens' entstehen, ganz unabhängig vom Erreichen der erklärten Ziele. Davon unberührt sind die von Aicher herausgearbeiteten Diskursstränge auch vor dem Hintergrund der hier behandelten Fragestellung von großem Interesse. Besonders zwei der von ihm genannten Themen – die "geplante Industrialisierung" und die "staatliche Raumkontrolle" – verdienen weitere Beachtung, da sie nicht nur im Blick auf den Forstsektor bedeutsam sind, sondern sich auch in den öffentlich artikulierten Vorstellungen über die Region Guayana insgesamt wieder finden lassen. Als zentrale diskursive Elemente haben sie die historische Formation von Guayana als eine Region geprägt, die immer wieder neu für das Selbstverständnis und die Bestimmung der venezolanischen Nation steht.

Dies führt uns direkt zu der zweiten Ebene unserer Spurensuche nach einer Erklärung für jene naturalisierte Rechtmäßigkeit, die den staatlichen Zugriff auf die Wälder als Holzproduktionsstätten kennzeichnet und damit zugleich die prekäre Territorialität der Kari'ña berührt: die historische Ebene bzw. das Feld einer geschichtlichen Rekonstruktion dieses Territoriums der Kari'ña als Teil der weiteren Region Guayana. Auf die Bedeutung einer historischen Kontextualisierung und die Rolle "verborgener Epistemologien" im Verständnis heutiger Konflikte und Diskurse hat u.a. Willems-Braun (1997) in seiner innovativen Analyse von Waldkonflikten in British Columbia verwiesen. Heutige Konflikte werden, wie er zeigt, auf einem materiell-semiotischen Terrain ausgetragen, das in vielerlei Hinsicht schon durch Geschichten und Tropen vergangener kolonialer wie nationaler Praktiken markiert ist (Willems-Braun 1997: 5f.). Viele dieser sedimentierten Geschichten und Praktiken nähmen allerdings in den heutigen Auseinandersetzungen oftmals "die Form 'verborgener Epistemologien' oder "schlechter epistemischer Gewohnheiten" an, die als naturalisiertes Alltagsverständnis (*common sense*) in die alltäglichen Beziehungen und die sozialen, ökonomischen und politischen Institutionen eingegangen sind (ebd.: 5). In dieser Perspektive gilt es meines Erachtens auch das 'Konfliktfeld Imataca' zu betrachten – Sied-

lungsgebiet der Kariña und zugleich zentraler Austragungsort von gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Wald und Ressourcen in Venezuela.

Zwei Themen tauchen in Verbindung mit der Region Guayana immer wieder auf und haben das Bild dieser Region nachhaltig geprägt. Wie in früheren Kapiteln dieser Arbeit zum Teil bereits ausgeführt, wurde die Region Guayana schon lange als ein Gebiet ökonomischer Verheißungen gesehen, das über enorme natürliche Ressourcen verfügt, die immer wieder die ökonomische Begierden auf sich gelenkt haben. Angefangen von den kolonialen Expeditionen von Raleigh, Berrio und anderen, die nach den phantastischen Schätzen des El Dorado suchten, über die gigantomanischen Konzessionsprojekte des ausgehenden 19. Jahrhunderts bis hin zu den nicht minder ehrgeizigen Programmen einer industriellen Großerschließung der Region, die seit Mitte des 20. Jahrhunderts von wechselnden venezolanischen Regierungen in Angriff genommen worden sind – Guayana hat immer wieder die ökonomischen Phantasien venezolanischer Machthaber beflügelt. Die produktive Einverleibung und Inbesitznahme dieser in den Augen venezolanischer Wirtschaftsplaner so ressourcenreichen, aber immer noch unterentwickelten Region ist auch heute noch eine wichtige nationale Herausforderung und Aufgabe des Landes. An anderer Stelle habe ich ausgeführt, dass Guayana als Projektionsfläche und Bestimmungsort nationaler Entwicklungsphantasien damit den Status eines "defining national space" (Radcliffe 1998: 279) zukommt, eines nationalen Bestimmungsrums, der eine wichtige Rolle für die nationale Identität spielt und das Selbstverständnis der Nation in hohem Maße kennzeichnet (vgl. Kapitel II.4.2).

Der zweite die regionale Entwicklung Guyanas kennzeichnende Themenstrang ist im Verlauf dieser Arbeit gleichfalls schon angeschnitten worden: die geopolitische Bedeutung dieser Region. Auch dieses Thema findet sich bereits in frühen kolonialen Zeiten angelegt, insofern die Region Guayana durch ihre Lage an der Peripherie des spanischen Kolonialreiches und ihren begehrten Reichtum an natürlichen Ressourcen früh in rivalisierende geopolitische Ambitionen verschiedener Kolonialmächte eingebunden wurde, die den Grundstein für einen der langwierigsten Grenzkonflikte in der Geschichte Lateinamerikas legten (Braveboy-Wagner 1984). Wie die Waldgebiete am unteren Orinoko in Guayana vor dem Zugriff anderer europäischer Mächte geschützt und verteidigt werden können, wurde erstmals explizit im Rahmen der bourbonischen Reformpolitik im 18. Jahrhundert als eine geopolitische Herausforderung der spanischen Kolonialregierung in Venezuela genannt (Giraldo 1991). Hatten sich die Spanier bis dahin vor allem auf die *defensa natural* dieser ausgedehnten Waldregion verlassen, die in ihrer Unwirtlichkeit und Undurchdringlichkeit, so hoffte man, eine Art natürlichen Schutzwall bilden und das Eindringen feindlicher Mächte aus dem Osten verhindern würde, setzten sich Vertreter des "Reformismo Borbónico de frontera" (Giraldo 1991: 137) für eine konzeptionelle Neuausrichtung der Grenz- und Raumpolitik in Guayana ein. Nach dieser sah man effektive Verteidigung und Schutz dieser gleichzeitig wirtschaftlich aufgewerteten Region nur gewährleistet, wenn das Gebiet entwickelt, besiedelt und ökonomisch genutzt würde, ein Gedanke, der

sich bis in die aktuelle staatliche Grenzpolitik durchzieht. Trotz ernsthafter Bemühungen und Versuche guayanischer Gouverneure wie Centurión (1766-1776) und Marmión (1784-1791), vor allem eine forstwirtschaftliche Nutzung dieser Wälder in Angriff zu nehmen, optierte die Spanische Krone letztlich, die Umsetzung dieser Pläne auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verschieben, so dass sich *de facto* in der Fläche wenig änderte, wie der spanische Historiker Giraldo in seinen Studien über die spanische Forstpolitik in Amerika bilanziert:

"Ein Schutz des Gebietes, der aus der Wichtigkeit der Wälder am Unteren Orinoko für die Verteidigung resultierte, führte dazu, dass Guayana nach 1810 aus forstlicher Sicht die 'unkultivierte und wüste' Region ohne Nutzung blieb, die es seit jeher gewesen war." (Giraldo 1991: 144-145)

Die beiden Themen – Guayana als viel versprechender Wirtschaftsraum und Guayana als sensible Grenzregion – wurden demnach historisch in einen engen Zusammenhang gestellt. Die Bedeutsamkeit dieses Zusammenhangs zwischen Entwicklung und Souveränität wurde Venezuela nicht zuletzt mit dem Verlust des Essequibogebietes im Grenzkonflikt mit Britisch-Guiana (heute Guyana) 1899 schmerzlich vor Augen geführt. Deutlich zum Ausdruck kommt dies etwa in der Schlusspassage einer in Venezuela viel beachteten Abhandlung zur Geschichte des Grenzstreits zwischen Venezuela und Britisch-Guiana um das Essequibogebiet, in der der Autor angesichts des von Venezuela erlittenen territorialen Verlustes (s. Kap. II.2) zu einer schlichten, aber folgenreichen Erkenntnis kommt:

"Ein unbewohntes Land kann nicht als Saat partikularer Besitzansprüche erhalten. Das einzige Mittel, sein Territorium in Besitz zu nehmen, ist, es mit dem eigenen Schweiß zu befruchten. Und es ist sicher nicht gewagt zu behaupten, dass die vergangene und zukünftige Geschichte Venezuelas keine andere gewesen ist und sein wird als die seiner Kolonisation" (Nuñez 1962: 144-145).

Die Abhandlung, der diese Passage entnommen ist, erschien zwischen 1944-1945 zunächst als Artikelserie in einer der führenden Tageszeitungen Venezuelas, *El Nacional*, und wurde 1962, offensichtlich auf Betreiben des venezolanischen Außenministeriums, in einem dünnen Buch unter dem Titel *Tres Mementos en la Controversia de Limites de Guayana* neu veröffentlicht. Dass Nuñez' Arbeit gerade Anfang der 1960er Jahren aus den Tiefen des Zeitungsarchivs ausgegraben und in die öffentliche Erinnerung gerufen wurde, war kein Zufall. Im historischen Rückblick zeigt sich nämlich, dass Fragen von Entwicklung und Souveränität im Bezug auf Guayana sich vor allem in drei historischen Momenten verdichten, wenn man die erwähnten Überlegungen zur Verteidigung von Guayana im 18. Jahrhundert dazu zählt. Wichtiger sind die zwei anderen Phasen: Zum einen die letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts, als im Zusammenhang mit dem sich verschärfenden Grenzkonflikt mit England um das Essequibogebiet von den venezolanischen Machthabern große Konzessions- und Kolonisationsprojekte in dem umstrittenen Territorium vorangetrieben wurden, in enger Allianz mit und Abhängigkeit von ausländischem Kapital, vor allem aus den Vereinigten Staaten. Über diese Konzessionsprojekte und ihre nicht nur geopolitischen Implikationen wurde bereits im Zusammenhang mit dem Balata-Gummi berichtet (Kap. II.2).

Eine zweite historische Phase, in der die genannten Probleme in den Mittelpunkt staatlichen Handelns rücken, sind die 1960er Jahre. In diese Zeit fällt nicht nur der richtungsweisende demokratische Aufbruch Venezuelas. In ihr finden wir auch den erneuten, explizit benannten Versuch einer äußeren und inneren Eroberung der südlichen Landesteile, einer *Conquista del Sur*, die sich nunmehr mit den Mitteln des prosperierenden Ölstaates auf Guayana richtet (vgl. Kap. II.3). Zugleich gewinnt das Thema der 'Grenzarbeit' in den 1960er Jahren an Brisanz. So erfolgt unter der Regierung Betancourts eine Neuauflage des alten Grenzstreits. Diese wiederum ist im Zusammenhang mit spezifischen außenpolitischen und internationalen Entwicklungen jener Zeit zu sehen, die ich in dem nun folgenden, abschließenden Teil des Kapitel in ihren Wechselwirkungen und Folgen für die indigenen Bewohner dieser Region, einschließlich der Kari'ña, näher betrachtet möchte. Im Zuge dieser Prozesse werden zu Beginn der 1960er Jahre nicht zuletzt auch große Flächen in der Peripherie Guyanas ausgewiesen und für einen späteren, ökonomischen Zugriff reserviert, darunter das Gebiet der Forstreserve Imataca. Die Ausweisung der Forstreserve steht demnach in einem engen Zusammenhang mit geopolitischen Erwägungen, oder anders gesprochen mit der Notwendigkeit, die aus der Perspektive nationalstaatlicher Souveränität prekäre 'Leere' dieses Raumes mit 'Venezolanität' zu füllen. Wie in früheren Versuchen wird der Forstwirtschaft in diesem Unterfangen offenbar eine strategisch außerordentlich wichtige Rolle zugewiesen.

II.4.3 Holznutzung und Geopolitik

"Resources, and the territories which contain them,
have always been important in the construction of
individual and collective identities"
Richard Howitt et al. (1996: 4)

Nach den Bestimmungen im venezolanischen Forstgesetz haben Forstreserven wie Imataca im Wesentlichen zwei Zwecke zu erfüllen. Als Forstreserven sind erstens Waldgebiete eingerichtet, die, wie das Gesetz sagt, "wegen ihrer geographischen Lage, ihrer quantitativen und qualitativen floristischen Zusammensetzung, oder ihrer Einzigartigkeit in der Region unverzichtbar für die Aufrechterhaltung der nationalen Forstindustrie sind" und die den "nationalen Bedarf am Rohstoff Holz dauerhaft sichern sollen" (LFSA, Art. 54; 55). Zweitens ist mit der Figur der Forstreserve auch ein Konservierungsgedanke verknüpft, insofern der Anspruch einer dauerhaften und nachhaltigen Holzproduktion besteht, die gewährleisten soll, dass der Bestand dieser Wälder ebenso wie deren wichtigste Umweltfunktionen, insbesondere im Zusammenhang mit den hydrologischen Systemen, erhalten bleiben. Entgegen geläufiger Assoziationen des Wortes Reserven mit (Wald-)Schutzgebieten, steht bei der Figur der Forstreserve in Venezuela ganz deutlich die produktive Funktion dieser Wälder als dauerhafte Ressource für die Forstwirtschaft im Vordergrund. Entsprechend zielt auch der Anspruch der Konservierung nicht so sehr auf den Schutz des

Ökosystems Tropenwald, als vielmehr auf den Erhalt und die Reproduktion der zur Entwicklung und Versorgung einer nationalen Holzindustrie notwendigen Ressourcenbasis.

Andere Nutzungen wie etwa landwirtschaftliche oder bergbauliche Aktivitäten werden jedoch nicht grundsätzlich ausgeschlossen, solange sie mit der eigentlichen Bestimmung der Forstreserven als dauerhafte Holzproduktionsstätten "kompatibel" erscheinen (MARNR 1997a: 19). Die Frage, welche Nutzungen diesem Kriterium entsprechen, ist freilich eine, die – wie gerade die jüngeren Auseinandersetzungen um die Forstreserve Imataca nur allzu deutlich gemacht haben – von vielen konfliktiven Standpunkten her beantwortet werden kann. So lautete eines der Hauptargumente, das Umweltgruppen, politische Aktivisten und andere Kritiker gegen den 1997 erlassenen und sehr umstrittenen Nutzungsplan für die Forstreserve Imataca ins Felde führten, dass die vorgesehene Öffnung der Reserve für den industriellen Goldbergbau mit "den ursprünglichen Zielen der Reserve" nicht zu vereinbaren sei sondern eine unrechtmäßige "Entfremdung" ihres Zwecks impliziere (Cover/World Bank 1999: 50; vgl. a. Soza 1999: 78f.).

Was aber waren die "ursprünglichen Ziele", die mit der Einrichtung der Forstreserve Imataca verfolgt wurden? Gab es jenseits der ökonomischen Reservierung dieser Wälder als Holzvorkommen weitere Überlegungen, die bei der Ausweisung dieser Reserve eine Rolle spielten? Die Antwort auf diese Frage wurde schon im oben genannten Forstgesetz als Kriterium angedeutet: die besondere geographische Lage des Waldgebietes im Südosten des Bundesstaates Bolívar. Die Forstreserve Imataca liegt unmittelbar an der Grenze bzw. umfasst weite Teile des Grenzgebietes zum benachbarten Land Guyana. Diese Lage in einer *zona fronteriza* teilt sie interessanterweise mit der Mehrheit der so genannten Sonderverwaltungsgebiete, zu denen neben Forstreserven auch Nationalparks und Schutzgebiete gehören und die im Bundesstaat Bolívar gut drei Viertel der Gesamtfläche einnehmen (vgl. MARNR 1983: 371). Die Forstreserve Imataca grenzt in ihrer gesamten östlichen Verlaufslänge von über 530 km [!] nun nicht nur an das Nachbarland Guyana, sondern an ein Gebiet, das, wie es in einer der zahlreichen jüngeren venezolanischen Studien über Imataca heißt, "unrechtmäßig und illegal von England kraft des Schiedsspruch von Paris im Jahr 1899 unserem Land geraubt worden ist und aus diesem Grund [von Venezuela] reklamiert wird" (Franco et al. 1997: 5). Zusätzlich zu ihren ökonomischen und ökologischen Zielsetzungen wird der Forstreserve Imataca durch ihre Lage in den peripheren Waldgebieten, die diesen prekären Grenzraum zwischen Venezuela und Guyana bzw. der sogenannten *zona en reclamación* kennzeichnen, entsprechend auch eine wichtige Bedeutung im Hinblick auf die "Geopolitik, Sicherheit und Verteidigung dieses Raums" (ebd.: 5) zugewiesen.

Daraus ergeben sich klare politische Handlungsimperative, wie sie so oder ähnlich in vielen offiziellen Stellungnahmen zu Imataca in Venezuela formuliert werden und in Gestalt von militärischen Grenzposten, speziellen Sicherheitszonen usw. gegenwärtig im Gebiet auch sichtbar werden. Dies fasst ein Forstwissenschaftler auf die folgende Weise zusammen:

"Da es sich bei der Reserve um eine Region handelt, die an einen Raum angrenzt, über den Venezuela Besitzrechte anmeldet, sollte Venezuela in Ausübung seiner Souveränität dauerhaft in derselben präsent sein. Es ist deshalb notwendig, dass die besagte Reserve venezolanische, zivile und militärische Besetzung aufweist, mittels einer kombinierten Strategie von Grenzverteidigung, Umweltschutz und Nutzung der natürlichen Ressourcen zum Wohle der regionalen und nationalen Gemeinschaft, um auf diese Weise das Interesse des Landes an diesem Gebiet und an dem von Guyana reklamierten Territorium zu demonstrieren." (Franco et al. 1997: 5; Üs: MG)

Die geopolitische Bedeutung der Forstreserve ist jedoch nicht einfach dem Umstand zu verdanken, dass dieses Waldgebiet, wie die obige Aussage suggeriert, zufällig mit einem besonders peripheren und politisch heiklen Grenzgebiet zusammenfällt. Vielmehr und in einer Umkehrung der kausalen Abhängigkeiten dürften geopolitische Überlegungen ein wesentlicher Grund dafür gewesen sein, dass die Forstreserve eben genau dort ausgewiesen worden ist. Die Dimension der Geopolitik ist demnach nicht so sehr eine Konsequenz der spezifischen räumlichen Verortung und Einrichtung dieser Forstreserve, sondern vielmehr konstitutiver Bestandteil derselben. Obgleich sich diese Feststellung nicht direkt auf offizielle Dokumente zu Kriterien und Überlegungen bei der Einrichtung der Forstreserve Imataca stützen kann, gibt es zahlreiche Hinweise, die diesen Schluss nahe legen und untermauern. Ein expliziter Zusammenhang zwischen Fragen der Geopolitik und der Einrichtung von Forstreserven in der Region Guayana lässt sich unter anderem aus der im folgenden zitierten Passage einer zweibändigen Studie entnehmen, die ein venezolanisches Forschungsteam über "Venezuela und sein Grenzraum" Mitte der 1980er Jahre mit Unterstützung des venezolanischen Bildungsministeriums vorgelegt hat. Das in seinem Grundtenor ausgesprochen nationalistische Werk wurde 1985 als beste wissenschaftliche Arbeit mit dem Forschungspreis der Zentral-Universität Caracas (UCV) ausgezeichnet. Es heißt dort in überraschender Deutlichkeit:

"Ein wichtiger Aspekt in der regionalen Geopolitik von Guayana ist die Umwandlung von peripheren Zonen in Schlüsselgebiete gewesen [...]. Die physische Präsenz [des Staates] ist in diesen peripheren Regionen mittels der Einführung juristischer Figuren wie der Forstreserve, des Nationalparks und der Schutzzone gelungen. Dies bedeutet, dass der Staat, zumindest rechtlich, große und kaum bevölkerte Regionen erobert hat." (Alarcón 1987: 202)

Die Autoren lassen dabei keinen Zweifel an der Angemessenheit und Notwendigkeit dieser Form der staatlichen Raumanneignung, die, wie sie bemerken, in vielen Fällen zwar zunächst "mehr deklarativen und rechtlichen als realen Charakter besaß, die aber zweifelsohne als ein positiver Schritt in der territorialen Eroberung zu bewerten ist, insofern sich *vernachlässigte* Räume in Gebiete von nationalem Interesse verwandelt haben..." (ebd.: 202, Hv. i. Orig.).

Dass geopolitische Erwägungen bei der Ausweisung der Forstreserve Imataca mit im Spiel waren, legt auch der spezifisch historische Zeitpunkt nahe, zu dem diese Reserve eingerichtet wurde. Die Reserve Imataca in ihrer aktuellen Ausdehnung wurde im Januar 1963

offiziell durch eine ministeriale Resolution ausgewiesen.¹⁴⁸ Zwei Monate zuvor, im November 1962, hatte Venezuela vor einem Sonderausschuss der Vereinten Nationen in New York offiziell Einspruch gegen die 1899 von einem internationalen Schiedsgericht festgelegte Grenze zu Britisch-Guiana erhoben und die Wiederaufnahme von Grenzverhandlungen gefordert (Briceño 1962; vgl. Braveboy-Wagner 1984: 131ff.). Nach 63 Jahren eröffnete Venezuela damit erneut ein Kapitel in den internationalen Beziehungen dieser zwei Länder, welches mit dem Pariser Grenzabkommen von 1899 eigentlich gelöst und entschieden schien (vgl. Kap. II.2.2).

Es gab verschiedene Motive und Gründe, die Venezuela nach so vielen Jahren dazu bewogen, den alten territorialen Disput um das so genannte Essequibogebiet wieder aufleben zu lassen. Bereits in den 1950er Jahren waren in Venezuela zunehmend Stimmen laut geworden, die die Rechtmäßigkeit des internationalen Grenzverlaufs im Osten anprangerten und für eine Reaktivierung der territorialen Ansprüche seitens Venezuelas auf das Essequibogebiet plädierten. Sie stützten sich dabei in erster Linie auf ein Dokument, das für beträchtliche Aufregung und Empörung in Venezuela sorgte, als es 1949 publik wurde. Es handelte sich um das posthum veröffentlichte Memorandum eines Rechtsgelehrten namens Mallet-Prévost, der als juristischer Berater der Venezolaner vor der Jahrhundertwende an den Pariser Grenzverhandlungen teilgenommen hatte. Mallet-Prévost, dem 1944 noch die höchste nationale Auszeichnung Venezuelas, der Orden des Befreiers, eben für seine Verdienste in diesen Verhandlungen verliehen wurde, tat darin seine Überzeugung kund, der viele Venezolaner in der Folge nur allzu bereitwillig Glauben schenkten: dass nämlich die damalige Entscheidung der internationalen Grenzkommision Ergebnis einer unlauteren politischen Absprache zwischen den britischen Richtern und dem russischen Vorsitzenden des Grenztribunals gewesen sei. Zwar bekam Venezuela, wie Mallet-Prévost einräumte, mit dem sogenannten Punto Barima einen wichtigen strategischen Küstenort zugesprochen, gleichwohl war die Gesamtentscheidung, so das unmissverständliche Fazit Mallet-Prévosts, "ungerecht für Venezuela und beraubte es eines sehr beträchtlichen Territoriums, über welches, meiner Meinung nach, Großbritannien nicht den Hauch eines Rechtes besaß" (Mallet-Prévost 1949, zit. n. MRE 1962: 19; vgl. a. Braveboy-Wagner 1984).¹⁴⁹

¹⁴⁸ Vgl. Resolution No. 15 (07.01.63), publiziert in *Gaceta Oficial* No. 27.044 (08.01.63). Im selben Gebiet war bereits 1961 eine Forstreserve namens El Dorado ausgewiesen worden. Mit der neuen Resolution wird diese zur Forstreserve Imataca umbenannt und gleichzeitig um das fünffache vergrößert. Mit einer Fläche von etwa 3,2 Mio ha ist Imataca die zweitgrößte Forstreserve des Landes (vgl. Centeno 1995a, 1999).

¹⁴⁹ Soweit bekannt schrieb Mallet-Prévost sein Memorandum im Jahr 1944, kurz nachdem er für seine Verdienste in den Grenzverhandlungen 1899 ausgezeichnet worden war, verfügte jedoch, dass das Dokument erst nach seinem Tod veröffentlicht wird. Das von ihm hinterlassene Memorandum wird zu einem der wichtigsten Beweisstücke, auf das Venezuela anschließend seine offizielle Klage zur 'Ungültigkeit' des Grenzabkommens von 1899 stützt. Nach Braveboy-Wagner, die sich eingehend auch mit den legalen Aspekten dieses internationalen Grenzstreits beschäftigt hat, ist das von Venezuela angeführte Beweismaterial "jedoch mehrheitlich zu vage, um ein solides Argument zu konstituieren" (Braveboy-Wagner 1984: 125; für eine ähnliche juristische Beurteilung des Memorandums s. Child 1950).

Eine spezifische Verkettung internationaler und nationaler Entwicklungen und Ereignisse ließ Anfang der 1960er Jahre eine Situation entstehen, die diesen revisionistischen Forderungen konservativer und nationalistischer Gruppen in Venezuela beträchtlichen Vorschub leistete und die politische Reaktivierung des alten Grenzdisputs für die damalige Regierung ebenso notwendig wie opportun erscheinen ließ. Im internationalen Geschehen ist hier zum einen der zweite und wichtigste Dekolonialisierungsschub der Nachkriegszeit zu nennen, der zu einem fast völligen Zusammenbruch der europäischen Kolonialherrschaft in Afrika führte und allein im Jahr 1960 17 afrikanischen Staaten die nominelle Unabhängigkeit brachte. Mit dem Zerfall des britischen Kolonialreiches kündete sich auch die Unabhängigkeit ihrer wenigen überseeischen Kolonien in der Karibik und im Pazifik an, darunter auch das im Osten an Venezuela angrenzende Britisch-Guiana. Zum anderen erreichte nach der erfolgreichen Revolution in Kuba der anti-kommunistische Kampf der USA einen Höhepunkt, die in der venezolanischen Reformregierung Betancourts (1958-1963) einen wichtigen Verbündeten fanden.

In Venezuela selbst waren die Zeiten nicht minder turbulent. Neben den bereits geschilderten Großunternehmungen im Wirtschafts- und Entwicklungsbereich, die unter der neuen demokratischen Regierung Betancourts in der Region Guayana in Angriff genommen wurden, sah sich die Regierung mit einer zunehmend aktiven, kommunistischen Guerillabewegung im eigenen Lande konfrontiert, deren Kämpfe und Aktivitäten gegen das Regime in den 1960er Jahren stark zunahmen. Es gab also auch innenpolitische Motive, die Grenzfrage wieder aufleben zu lassen. Nach Braveboy-Wagner diente der wiederbelebte Grenzkonflikt nicht zuletzt auch als eine "nützliche Ablenkungstaktik" (Braveboy-Wagner 1984: 248), die die öffentliche Aufmerksamkeit von den innenpolitischen Zerwürfnissen im Land ablenken sollte. Die Regierung hoffte zugleich, die Nation mit dem symbolträchtigen Thema 'Grenze' auf ihre "nationalistische Einheit" (Levine 1973: 50) einzuwirken zu können. Der Versuch gelang zumindest ansatzweise, nicht zuletzt mit Hilfe der USA, die die Regierung Betancourt als "einen Testfall für die These betrachten, dass Reformen kombiniert mit effektivem Training in der Aufstandsbekämpfung die Gefahr von Kommunismus und Revolution abwenden würden" (Hellinger 1991: 83).¹⁵⁰

Diese Entwicklungen im internationalen und nationalen Geschehen blieben nicht ohne Folgen für die in diesem Grenzgebiet siedelnden Kari'ña, die als Bewohner der umstrittenen Grenzregion unweigerlich in die (geo)-politischen Machtspiele eingebunden wurden. Wie im weiteren zu zeigen ist, führten diese zu weit reichenden demographischen Veränderungen und grenzüberschreitenden Migrationsbewegungen der indigenen Bevölkerung von Guyana nach Venezuela. Die Migration, die auch Teile der Kari'ñabevölkerung betrifft, steht im engen Zusammenhang mit der vor allem von Venezuela aggressiv verfolgten Grenzpolitik um das so genannte Essequibogebiet, in dem die Kernsiedlungsgebiete der

¹⁵⁰ Einige ehemals hochrangige Guerilla-Kämpfer bekleideten in späteren Jahren wichtige politische Ämter, so etwa Américo Martín und Teodoro Petkoff.

Kari'ña liegen. Um diese Zusammenhänge zu verdeutlichen, soll zunächst ein Blick auf die politischen Hintergründe dieser neuen Verwicklungen und geostrategischen Interessenslagen im und um das Siedlungsgebiet der Kari'ña in den 1960er Jahren geworfen werden.

Internationale Kontexte: Dekolonialisierung und Aufstände

Wie bereits angedeutet lieferte die Dekolonialisierungswelle einen wichtigen Impuls für die Reaktivierung des Grenzdisputs zwischen Venezuela und Britisch-Guiana im Jahr 1961. Von der Dekolonialisierung betroffen war schließlich auch Britisch-Guiana, dessen Unabhängigkeit sich nun klar abzuzeichnen begann. Venezuela – als ehemals spanische Kolonie einer stark anti-kolonialen Haltung verpflichtet – begrüßte zwar die baldige Unabhängigkeit des östlichen Nachbarlandes, erhob im selben Atemzug jedoch Einspruch gegen den Einschluss des westlichen Essequibogebietes in das zukünftige guyanische Staatsgebiet. Unter Berufung auf die Enthüllungen von Mallet-Prévost, die nach Auffassung der venezolanischen Regierung die Ungültigkeit der bestehenden Grenzregelung hinreichend bewiesen, bekräftigte Venezuela seine rechtlichen Ansprüche auf dieses Gebiet, welches vor dem Grenzabkommen von 1899 ohnehin sein Eigentum gewesen sei. In verschiedenen Interventionen vor den Vereinten Nationen forderte Venezuela 1962 die Wiederaufnahme von Verhandlungen mit Großbritannien und Repräsentanten aus Britisch-Guiana ein. Nach über sechzig Jahren war dies der Auftakt zu einer neuen, von intensiven diplomatischen Bemühungen, zahlreichen Konflikten und Spannungen geprägten Phase im Grenzstreit zwischen Venezuela und Britisch-Guiana.¹⁵¹ Erst mit der Unterzeichnung des Protokolls von Puerto España im Jahr 1970 trat zwischenzeitlich Beruhigung ein, ehe zu Beginn der 1980er Jahre die Konflikte wieder aufflammten (Braveboy-Wagner 1984; González Pulgar 1991).

Die Auseinandersetzung beschränkte sich nicht allein auf das zwischenstaatliche Spiel der Diplomatie. Insbesondere Venezuela versuchte in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, mit gezielten Provokationen populistischer und militärischer Art den Konflikt zu schüren und nationalistisch aufzuladen. So brachte die venezolanische Regierung zu Beginn des Jahres 1965 im Zusammenhang mit einer nationalen Kampagne zur Grenzfrage eine Landkarte des venezolanischen Staatsgebietes in Umlauf, die das beanspruchte Essequibogebiet als *zona en reclamación* markiert einschloss. Etwas später im selben Jahr ließ die Regierung eine Serie neuer Briefmarken drucken, auf welchen historische Landkarten aus der kolonialen und frühen republikanischen Zeit abgebildet waren, die allesamt den Essequibofluss

¹⁵¹ Zunächst versuchte man auf diplomatischen Wege eine friedliche Lösung der Kontroverse zu erreichen. So wurde eine Expertenkommission aus Vertretern der drei beteiligten Parteien mit der Begutachtung der einschlägigen Dokumente in dieser Sache beauftragt. Großbritannien und Vertreter von Britisch-Guiana hatten sich zu diesem Angebot bereit erklärt, welches sie jedoch in keiner Weise als Eingeständnis der Existenz eines wie auch immer gearteten Grenzdisputs mit Venezuela verstanden wissen wollten (vgl. Braveboy-Wagner 1984: 132f.). Trotz Annäherungen in anderen Bereichen, so etwa in der Frage wirtschaftlicher Kooperation, blieben die Fronten in der eigentlichen Grenzfrage zwischen den beiden Parteien starr und unversöhnlich.

als Venezuelas Ostgrenze verzeichneten.¹⁵² Eine weitere Serie reproduzierte eine Karte, die die sukzessiven, imperialistischen Vorstöße der Briten in das 'venezolanische' Territorium illustrierte.

Venezuela bediente sich hier gewissermaßen zweier "politisch-kartographischer Herrschaftsnarrative", die nach Benedict Anderson (1998: 151f.) seit dem späten 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle in der Legitimierung kolonialer und nationaler Territorialansprüche spielen. Zum einen ist dies der Versuch, mittels historischer Landkarten eine Eigentumsgeschichte des betreffenden Raums von möglichst umfassender historischer Tiefe zu rekonstruieren. Diese gab den europäischen Kolonialmächten, die sich durchaus ihres Status' als fremde Eindringlinge in den Tropen bewusst waren, den Anstrich eines quasi-legitimen 'Erben' der von ihnen unterworfenen geographischen Länder. Ein zweite Strategie ist der Rückgriff auf die wirkungsmächtigen, symbolischen Effekte der 'Emblematisierung' des nationalen Territoriums durch die Verbreitung dessen, was Anderson (ebd: 151) "die Landkarte als Logo" nennt. Dabei handelt es sich um einfache, schematische Abbildungen der Territorien, die jegliche erklärende und wegweisende Funktionen verloren haben. Solche Logo-Karten, die ihre Ursprünge in der Praxis der imperialen Staaten haben, ihre Kolonien auf der Landkarte mit einer imperialen Färbung kenntlich machen, sind "kein Führer mehr zur Welt" sondern "reines Zeichen" (Anderson 1998: 152). Sofort erkennbar, beliebig reproduzierbar und verfügbar für die Übertragung auf Plakate, offizielle Siegel, Briefmarken, Briefumschläge usw., "drang das Logo tief in das öffentliche Bewusstsein ein und erschuf den antikolonialen, zum Leben erwachten Nationalismen ein machtvolleres Emblem" (ebd.). Auch in Venezuela hat die im Jahr 1965 erstmals auf einer offiziellen Landeskarte markierte *zona en reclamación* mittlerweile ihren fest *umrissenen* Platz in der nationalen Kartographie und territorialen Ikonographie erobert. Umrissabbildungen des nationalen Territoriums von Venezuela, sei es in Schulbüchern, auf T-Shirts, Plakaten, Aufklebern oder auch Briefmarken beziehen stets das reklamierte Essequibogebiet im Osten des Landes mit ein. Das derart markierte nationale Territorium ist gewissermaßen zu einem inoffiziellen Nationalsymbol geworden, das die Erinnerung der venezolanischen Bevölkerung an die 'verstümmelte Natur' ihrer geographischen Identität wach hält (vgl. dazu mit Bezug auf Ekuador: Radcliffe 1996; 1998).

Am 26. Mai 1966 wurde Britisch-Guiana von Großbritannien offiziell in die Unabhängigkeit entlassen. Auf Druck Venezuelas wurden die Grenzverhandlungen nun mit dem unabhängigen Guyana fortgesetzt. Die Verhandlungen waren von Beginn an festgefahren, so dass "Venezuela sich anderen Wegen der Druckausübung zuwandte", wie Braveboy-Wag-

¹⁵² Die kolonialen Karten stammten von Juan de la Cruz Cona und Olemedilla (1775) sowie von Luis de Surville aus dem Jahr 1778, die republikanischen Karten von J.M. Restrepo (1827) und von dem bekannten venezolanischen Geographen Augustín Codazzi (1844), nach dem heute viele geographische Institute in Südamerika benannt sind. Schon Ende des 19. Jahrhunderts, als sich die Kontroverse um die Grenze zwischen Venezuela und Britisch-Guiana zuspitzte, brachte Venezuela eine Karte 'seines' bedrohten Guayana als Briefmarke heraus (Braveboy-Wagner 1984: 136; vgl. auch MRE 1967: 68-69).

ner (1984: 150) in ihrer Studie zu diesem Konflikt erklärt. Einer der Wege bestand in der militärischen Annexion strategischer Punkte an und jenseits der 1899 festgelegten Grenze zu Guyana, darunter die inmitten des Grenzflusses Cuyuni gelegene Insel Anacoco, die Venezuela in einer geheimen Militäraktion Ende des Jahres 1966 in Besitz nahm. Im Jahr 1968 reklamierte Venezuela offiziell sein Hoheitsrecht über einen strategisch bedeutsamen Seegürtel entlang der Küste des umstrittenen Essequibogebietes per präsidentialem Dekret. Beide Aktionen wurden von guyanischer Seite scharf verurteilt.¹⁵³

Weitaus nachhaltigere Folgen nicht nur für die diplomatischen Beziehungen der beiden Länder zeitigte jedoch ein Ereignis, das im nachhinein als "Rupununi-Aufstand" oder die "Rebellion von Rupununi" in die Geschichtsbücher einging, benannt nach der im südlichen Essequibogebiet liegenden Savannenlandschaft Rupununi, wo der Aufstand seinen Ausgang nahm. In dieses Geschehen waren die indigenen Bewohner der Region tief verwickelt, so dass sich daraus nachhaltige Folgen für die indigene Bevölkerung im ganzen Essequibogebiet ergaben. Vor dem Hintergrund der auch heute noch nachwirkenden Tragweite und Bedeutung für die Situation der Indigenen in Venezuela ist es ebenso notwendig wie lohnend, diesen Ereignissen in ihren politischen und kulturellen Implikationen etwas genauer nachzuspüren. Dabei soll immer wieder der Bezug zur besonderen Situation der Kari'ña hergestellt werden. Eindrücklich und erhellend erwies sich in diesem Zusammenhang die persönliche 'Erfahrungsgeschichte' eines führenden Mitglieds der Kari'ña in der von mir untersuchten Region, eine Geschichte, die von den damaligen Geschehnissen direkt geprägt wurde.

Der Rupununi-Aufstand

Beginnen wir unsere Darstellung mit dem besagten Aufstand von Rupununi. Die eigentlichen Begebenheiten sind schnell erzählt: Am 2. Januar 1969 organisierte eine Gruppe von Farmern und Viehzüchtern aus dem Rupununigebiet, offenbar unterstützt von einer Reihe von 'Amerindians'¹⁵⁴, eine offene Revolte gegen die guyanische Regierung, brachte Polizei- und Regierungsgebäude in Lethem, der Bezirkshauptstadt, unter ihre Kontrolle und blockierte alle Flugpisten und damit die Zugangswege in diese periphere Grenzregion im Hinterland Guyanas. Nach offiziellen Angaben wurden vier Polizisten und ein Verwaltungsangestellter in einem Schusswechsel getötet. Schneller als die Aufständischen wohl erwartet hatten, erreichte die Kunde ihrer Rebellion im Rupununi das entfernte Georgetown. Nur zwei Tage nach Ausbruch der Revolte gelang es dem guyanischen Militär den Aufstand niederzuschlagen und "die Ordnung wiederherzustellen" (Braveboy-Wagner 1984: 161; vgl. Spinner 1984: 133-135).

¹⁵³ Zu Hintergrund und Konsequenzen der sogenannten "Anacoco Affair" und dem "Seedekret" siehe u.a. Braveboy-Wagner (1984: 150-179) und Ishmael (1998).

¹⁵⁴ Dies ist die gängige Bezeichnung für indianische Bevölkerungsgruppen in Guyana, (auch) um sie von den 'Indians' indischer Herkunft zu unterscheiden, die einen hohen Bevölkerungsanteil in dem Land stellen.

Was genau die Aufständischen mit ihrer Revolte zu erreichen hofften, ist weiterhin etwas unklar. Die Autorität der guyanischen Zentralregierung ablehnend hatten sie offensichtlich die Errichtung einer eigenen abtrünnigen Republik Rupununi geplant, welche, wie sie hofften, von der venezolanischen Regierung unterstützt werden würde, die ja zur gleichen Zeit energisch ihren Anspruch auf das gesamte Gebiet westlich des Essequiboflusses in Guyana verfolgte. Einigen Berichten zufolge wusste die venezolanische Regierung nicht nur vorab von der geplanten Revolte, sondern hatte die aufständischen Farmer und Amerindians mit Waffen und militärischem Training im Vorfeld sogar aktiv unterstützt (Braveboy-Wagner 1984: 161-162; Colchester 1997: 49f.). Der guyanische Premierminister Burnham beschuldigte die venezolanische Regierung öffentlich der Anstiftung zu diesem Aufstand, um "unter dem Deckmantel von Subversion und Terrorismus ihre eigenen windigen Territorialansprüche voranzutreiben" (Burnham 1969 zit. n. Nascimento/Burrowes 1970: 171f.). Eine kritische Aufarbeitung dieser Geschichte steht noch aus, so dass auch über die Rolle der Indigenen in diesem Aufstand wenig gesicherte Informationen vorliegen. Guyana jedenfalls erhob auch in diesem Punkt schwere Vorwürfe gegenüber der venezolanischen Regierung, die, so war man überzeugt, die indigenen Bewohner dieser Grenzregion zum Nutzen ihrer eigenen territorialen Ambitionen manipuliert hätte.

Bereits in den vorangegangenen Jahren hatte es immer wieder Vorfälle gegeben, die diesen Verdacht einer pro-venezolanischen Agitation unter der indigenen Bevölkerung im Essequibogebiet nährten.¹⁵⁵ Venezuela versuchte dagegen, die Ereignisse in Rupununi als einen organisierten Aufstand der Indigenen darzustellen, in dem sich die Unzufriedenheit einer benachteiligten und unterdrückten indianischen Minderheit mit der ethnisierten Politik der guyanischen Regierung gewaltsam entladen habe (vgl. Ishmael 1998). Wenngleich die venezolanische Regierung einräumte, guyanische Jugendliche auf ausdrücklichen Wunsch ihrer Eltern hin militärisch ausgebildet zu haben, stritt sie eine direkte Verwicklung in die Geschehnisse im Rupununi ab (Braveboy-Wagner 1984: 162f.).

Viele der Aufständischen fanden nach der gescheiterten Revolte Zuflucht in Venezuela, wo sie als neue Bürger Venezuelas willkommen geheißen und mit venezolanischen Pässen, Geld und Land ausgestattet wurden. Im Kielwasser des Aufstandes sahen sich insbesondere Mitglieder der indigenen Bevölkerung aus der Region in großer Zahl¹⁵⁶ zur Flucht über die Grenze nach Venezuela (zum Teil auch nach Brasilien) gezwungen, wo sie in den folgenden Jahren mit staatlicher Unterstützung an neuen Orten auf der venezolanischen

¹⁵⁵ 1967 etwa machte die so genannte Kabakaburi-Affäre Schlagzeilen, in der unter eben diesem Verdacht ein hochrangiger venezolanischer Diplomat von Guyana zur unerwünschten Person erklärt und des Landes verwiesen wurde (vgl. Braveboy-Wagner 1984: 154f.). Der Name der Affäre geht auf einen Ort am Pomeroonfluss im westlichen Teil des von Venezuela beanspruchten Essequibogebietes zurück, wo 1967 ein größeres Treffen amerindianischer Kaziken stattfand, an dem auch der venezolanische Diplomat teilgenommen haben soll, angeblich um für die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Venezuela zu werben (für detaillierte Informationen s. Ishmael 1998).

¹⁵⁶ Nach Angaben des venezolanischen Außenministeriums kamen allein im Jahr 1970 über 600 Indigene aus der *Zona en reclamación* nach Venezuela (Ministerio de Relaciones Exteriores 1970: 315).

Seite der Grenze angesiedelt wurden. Der Aufstand in Rupununi führte so zu einschneidenden Veränderungen der demographischen und räumlichen Siedlungsstrukturen innerhalb der indigenen Bevölkerung in dieser Grenzregion, deren Bedeutung bei der Rekonstruktion indigener Territorialität nicht unterschätzt werden darf. Die gegenwärtigen Siedlungsmuster der Indigenen im Südosten des Bundesstaates Bolívar lassen sich ohne die Ereignisse in Rupununi nicht verstehen. Eine Reihe gegenwärtig existierender indigener Siedlungen wie San Martín de Turumbán, San Ignacio de Yuruani und Las Claritas/St. Lucia de Inaway sind Anfang der 1970er Jahre speziell für die nach Venezuela geflüchteten 'Amerindians aus Guyana' mit finanzieller Unterstützung des venezolanischen Staates eingerichtet worden. Viele andere Siedlungen der Pemon, Kari'ña, Akawaio und Warao entlang der Verkehrsachse von El Dorado nach Santa Elena de Uairén an der brasilianischen Grenze haben ähnliche Migrationsgeschichten aufzuweisen, die mit den Auseinandersetzungen in Guyana direkt oder indirekt verknüpft sind.

Seit dem Aufstand von Rupununi 1969 lässt sich auch ein verstärkter Zustrom von Kari'ña aus dem angrenzenden Essequibogebiet in die Region Bochinche auf der venezolanischen Seite der Grenze verzeichnen. In dieser jüngeren Migrationswelle der Kari'ña kehrt sich das historisch bislang vorherrschende Muster ihrer Migration zwischen den beiden Ländern um. In den vergangenen 250 Jahren verlief diese ja vor allem in gegenläufige Richtung, von Spanisch-Venezuela in das holländische bzw. später britische Hoheitsgebiet im Osten. Dorthin hatten sich, wie wir uns erinnern, große Teile der Kari'ñabevölkerung im Zuge der fortschreitenden kolonialen Eroberung der Imatacaregion durch die Kapuzinermissionare in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie auch während der anschließenden Wirren der venezolanischen Unabhängigkeitskriege im 19. Jahrhundert zurückgezogen (vgl. Kap. II.1.1). Mehrheitlich kommen die seit den 1970er Jahren in die Region Bochinche eingewanderten Kari'ña aus dem weiteren Einzugsgebiet des oberen Barama- und Barimaflusses im äußersten Nord-Westen Guyanas, viele davon aus dem Um- und Hinterland von Matthews Ridge, Port Kaituma und Five Stars Landing und damit aus einer Region, die mit Forte (1999a: 63) als "Karinya heartland" bezeichnet werden kann. In Anbetracht der Entfernung zwischen dieser Region im Nordwesten Guyanas und dem weit im Süden liegenden aufständischen Rupununidistrikt kann also davon ausgegangen werden, dass die Verwicklungen der Kari'ña in die Geschehnisse von Rupununi eher indirekter Natur waren. Bei den wenigsten der um diese Zeit nach Imataca migrierenden Kari'ña handelte es sich also um politische Flüchtlinge im engeren Sinne, die sich – wie viele Makusi- und Wapishana-Indianer aus dem Rupununi – nach der gescheiterten Rebellion gezwungen sahen, politisches Asyl in Venezuela zu suchen.

Eine interessante und gewichtige Ausnahme bildet der Fall des zur Zeit meines Aufenthaltes im Jahr 1997 amtierenden *capitán general* der Kari'ña im Bezirk Sifontes, Philip Sampson und seine Familie, deren Migration bzw. Flucht nach Venezuela im Jahr 1969 unmittelbar mit den Geschehnissen in Rupununi verknüpft war. Der *capitán* lebt

heute mit seiner Familie in der Comunidad *Waruma Patte*¹⁵⁷ südlich von Tumeremo, ist aber in seiner Funktion als politischer Repräsentant der Kari'ña auch häufig in der von mir untersuchten Region anzutreffen. In seiner Darstellung der Geschichte, die er mir bei einem unserer Zusammentreffen in groben Zügen schilderte, stehen Aspekte der Indigenenpolitik in Guyana im Vordergrund. Darüber hinaus laufen in der Geschichte auch einige der zentralen thematischen Fäden dieses Kapitels zusammen. Zwar steht das Ereignis Rupununi und seine Folgen für die indigene Bevölkerung im Allgemeinen wie für seine Familie im Besonderen im Vordergrund der Erzählung des *capitán*. Darüber hinaus spricht Philip Sampson in seiner Erzählung eine Reihe weiterer Themen an, die Aspekte der Holznutzungspraxis, der Landrechte ebenso umfassen, wie Einblicke auf die damalige soziale und wirtschaftliche Situation der Kari'ña. Vor diesem Hintergrund soll der Darstellung der Geschichte des *capitán* im Folgenden etwas breiterer Raum gegeben werden.

Grenzbewegungen und Migration: ein Beispiel

Vor seiner Flucht nach Venezuela lebte Philip Sampson mit seinen Eltern und zwei Brüdern, seiner Frau und Kindern in Baramita. Der am gleichnamigen Fluss gelegene Ort Baramita im sogenannten Nord-West-Distrikt in Guyana (bzw. damals noch Britisch-Guiana) bestand zu jener Zeit noch aus einer vergleichsweise kleinen Kari'ña-Comunidad. Immer mehr Kari'ña und Mitglieder anderer amerindianischer Gruppen aus isolierteren und peripheren Regionen begannen sich jedoch seinen Angaben zufolge in Baramita und Umgebung niederzulassen, offensichtlich angezogen durch die sozialen und ökonomischen Vorteile, die sie sich von der Landepiste, der Schule und der Missionsstation erhoffen, welche in den 1950er und 1960er Jahren in Baramita bzw. Baramita Airstrip eingerichtet wurden.¹⁵⁸ Auch bei Philip Sampson war dies ein wesentliches Motiv, mit seiner Familie in den 1960er Jahren nach Baramita umzusiedeln. Seiner Erzählung zufolge wohnten sie zuvor an einem Ort namens *Kwebanna* nordöstlich von Baramita. Von dort habe er sich – wie offensichtlich viele andere Kari'ña aus dem Nordwest-Distrikt – immer wieder aufgemacht, um sich für einige Zeit als Lohnarbeiter in der weiter im Süden konzentrierten Holzindustrie ein kleines Einkommen zu verdienen.

¹⁵⁷ Der Name bedeutet in der Kari'ña-Sprache 'Ort des Waruma', so benannt, weil es dort reichlich Waruma gibt, eine Pflanze, die für die Herstellung ihrer Flechtwaren eine wichtige Rolle spielt (s.o.).

¹⁵⁸ Diese Beobachtung einer zunehmenden Konzentrierung der Kari'ñabevölkerung in und um Baramita seit Ende der 1960er Jahre wird von Adams (1972) bestätigt. Sie hat die demographischen Entwicklungen und Siedlungsmuster der 'Baramakariben' in dieser Zeit untersucht. Nach ihren Erhebungen belief sich die (Kari'ña-)Bevölkerung in Baramita und Baramita Airstrip 1969 insgesamt auf etwa 100 Personen. Zwei Jahre später hatte sich ihre Bevölkerungszahl vervierfacht, wobei allein 333 Personen unmittelbar entlang oder in der Nähe der Landepiste siedelten. Insbesondere unter denjenigen, die aus entlegeneren Gebieten kamen, schien sich nach Adams' Beobachtungen gleichzeitig ein duales Residenzmuster herauszubilden, das es ihnen erlaubte, die verfügbaren sozialen und infrastrukturellen Einrichtungen in Baramita zu nutzen und gleichzeitig ihre traditionelle Subsistenzbeziehung zum Wald weitgehend aufrecht zu erhalten (Adams 1972: 38-54).

Das Kerngebiet der Holzindustrie in Guyana umfasste damals das untere Flussgebiet des Essequibo und Cuyuni (vgl. Colchester 1997: 96-125). Nahezu 50 Prozent der Arbeiter rekrutierten sich nach Angaben der Amerindian Lands Commission (1969: 34-35) aus indigenen "Wanderarbeitern", die überwiegend aus dem Nordwest-Distrikt und der Pome-roonregion kamen. Die Amerindians wurden dabei, wie es scheint, hauptsächlich für die Suche und Markierung der Werthölzer und das Anlegen und Säubern von Wegen im Wald herangezogen. Viele arbeiteten auch auf eigene Rechnung als Holzfäller, wie mir der *capitán* aus eigener Erfahrung erläutert. Seinen Schilderungen zufolge wurde der indigenen Bevölkerung von Seiten der guyanischen Forstbeamten gewährt, eine bestimmte Anzahl von Bäumen zu schlagen, die sie dann über den Flussweg abtransportieren und an Sägewerke verkaufen konnten. Allerdings reichte der Erlös aus dem Holzverkauf, wie er meinte, in der Regel gerade aus, um die notwendigsten Tagesaufwendungen unterwegs zu decken.¹⁵⁹

Auch wegen den schlechten ökonomischen Perspektiven entschlossen sich Philip Sampson und seine Familie später, den Wainifluss hinab zu ziehen und sich in Baramita niederzulassen. Die Zustände und Entwicklungen im Siedlungsgebiet der Kari'ña erregten hier jedoch bald seinen Unmut:

"Wir mussten zusehen, wie unser Land Stück für Stück von Schwarzen und Indern okkupiert wurde. Mehr und mehr von diesen Küstenleuten kamen in den Nord-West-Distrikt, um in den Goldminen zu arbeiten oder anderen Geschäften nachzugehen. Die guyanische Regierung unterstützte diese Leute, aber tat nichts für uns Amerindians. Sie war vor allem an dem Gold und an dem Holz in unserem Gebiet interessiert und vergab immer mehr Land an Goldfirmen und Holzkonzessionäre. Viele von uns [Kari'ña] kannten den Wert von Land nicht. Auch wussten die Kari'ña sich nicht zu wehren [how to fight]" (Interview, Juli 1997).¹⁶⁰

Die bittere Erkenntnis der extremen Machtlosigkeit der Kari'ña habe ihn schließlich dazu bewogen, politisch aktiv zu werden, den Aufbau einer "indigenen Bewegung", wie er es formulierte, in Angriff zu nehmen. Als wichtigstes Anliegen der damaligen Zeit nennt er die "Rückeroberung" ihrer früheren, von der englischen Krone verliehenen Landrechte, die die Amerindians, wie er andeutete, mit dem Unabhängigwerden Guyanas von England verloren hätten. Diese Äußerung ist einigermaßen erstaunlich, da gerade das Zugeständnis

¹⁵⁹ Die Rekrutierung der Indigenen als Holzfäller hat in Guyana eine lange Tradition. Bereits im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert wusste die holländische und später britische Kolonialmacht sich der Fähigkeiten der Indigenen als "Woodcutter" im Holzgeschäft zunutze zu machen, wo sie "mit Abstand die wertvollste Klasse von Arbeitern sind", wie es schon Mitte des 19. Jahrhunderts in einem Leitartikel der Zeitschrift *The Colonist* (5. 9.1853) hieß. Lange Zeit wurden den Indigenen dabei gewisse Sonderrechte im Hinblick auf das Schlagen von Holz auf königlichem Land eingeräumt. In der Praxis sah es jedoch meist so aus, dass illegale Holzhändler Kapital daraus schlugen, indem sie die Indigenen sehr großzügig mit Rum 'bezahlten' und auf diese Weise unter Umgehung der bestehenden Regelungen billig an das Holz kamen (s. Menezes 1977: 202ff.; vgl. a. Colchester 1993: 96-97).

¹⁶⁰ In seinen Schilderungen lässt Peter O. deutliche Ressentiments gegenüber den eindringenden *porkknockers* (Goldsucher) afrikanischer Herkunft erkennen, den "negroes", wie er sie in dem auf Englisch geführten Gespräch nennt. In diesen Spannungen, die bis heute die interethnischen Beziehungen zwischen Amerindians und Afro-Guyanern prägen, wirkt das Erbe der alten, von den britischen Kolonialherren geschürten ethnischen Animositäten und Konkurrenzen nach (vgl. dazu Williams 1991; Adams 1982).

von Landrechten für die indigene Bevölkerung eine der vorrangigen Errungenschaften war, die indigene Aktivisten wie Stephen Campbell in Guyana im Zuge der Unabhängigkeitsverhandlungen erkämpft hatten (Colchester 1993: 134-135; Adams 1972: 32). Es bestätigt sich an dieser Stelle der Erzählung des *capitán* die Beobachtung von Adams (1972: 31-32), wonach die Kari'ña im oberen Baramagebiet kaum oder gar keine Kenntnisse von diesen Vorgängen hatten: So hätten sie weder von der *Amerindian Association* gewusst, die 1962 gegründet worden war, noch von deren erfolgreicher Petition für Landrechte im Rahmen der Unabhängigkeitsverhandlungen oder gar von der Arbeit der *Amerindian Lands Commission*, die 1966 mit dem Auftrag eingerichtet worden war, eine umfassende Dokumentation indigener Landansprüche zu erarbeiten. "Mit Bezug auf die obere Baramaflussregion wurden denn auch keine Ansprüche auf Landtitel gestellt", so das Fazit von Adams (1972: 32).

Die Randstellung der Kari'ña auch innerhalb der aufkeimenden indigenen Bewegung, die hier deutlich zum Ausdruck kommt, mag eine mögliche Erklärung für Philip Sampsons negative Einschätzung der postkolonialen Indigenenpolitik in Guyana sein. Darüberhinaus dürfte sich in seiner Sicht auch die politische Stimmungslage einflussreicher gesellschaftlicher Sektoren und indigener Gruppen aus dem Rupununigebiet widerspiegeln, mit denen er im Zuge seiner politischen Aktivitäten in Guyana (und später auch in Venezuela) in Berührung kommt und die, wie er in Anspielung auf die Geschehnisse in Rupununi erklärte, "Ende der 1960er Jahre zu kämpfen begannen" (Interview Philip Sampson, Waruma Patte, Juni 1997).

Offenbar hatte sich im Rupununigebiet während der frühen Jahre der Unabhängigkeit eine wachsende Unzufriedenheit mit den politischen Entwicklungen im Land breit gemacht, insbesondere unter den einst aus Schottland eingewanderten Viehzüchterklans, die dort die dominierende Macht stellten. So war in der von starken ethnischen Konkurrenzen geprägten politischen Landschaft in Guyana 1966 mit Forbes Burnham und seiner PNC-Partei eine vor allem von der afro-guyanischen Bevölkerung unterstützte Führerfigur an die Spitze der ersten, unabhängigen Regierung gewählt worden. Die weißen Rancher im Rupununi waren vehemente Gegner von Burnhams linker Regierung, die mit einer aggressiven Landverteilungspolitik im Rupununi ihren bisherigen Status als herrschende und auf ihre Unabhängigkeit stolze Pioniergesellschaft im Rupununi unterhöhlte. Trotz oder wegen zum Teil eklatanter Abhängigkeitsstrukturen im Verhältnis zwischen den herrschenden Viehzüchtern und ihren amerindianischen Arbeitskräften fanden sich die Rancher mit ihrer Ablehnung von Burnhams Regierung offensichtlich in strategischer Allianz mit Teilen der amerindianischen Rupununibevölkerung. Beide Gruppen standen der konservativen Union Force (UF) nahe, einer Partei, die ihren Rückhalt vor allem in der portugiesischen Mittelschicht, der Industrie und der katholischen Kirche hatte, aber auch starken Zuspruch von der amerindianischen Bevölkerung erfuhr, die wiederum oft enge Beziehungen mit der katholischen Kirche und den Missionen unterhielt. Die kleine UF Partei war zwar Teil der von Burnham geführten Koalitionsregierung, ihr Einfluss verringerte sich jedoch in den

ersten Jahren nach der Unabhängigkeit massiv. Als sie nach dem umstrittenen Wahlsieg der PNC 1968 aus der bestehenden Koalitionsregierung ausstieg, sahen sich die Rancher und ihre indigenen Gefolgsleute im Rupununi folglich "noch mehr Politikern ausgeliefert, denen sie misstrauten und für die sie keinen Respekt hatten" (Ridgwell 1972: 226).¹⁶¹ Dies war allem Anschein nach der Tropfen, der das Fass im Rupununi zum Überlaufen brachte und den Entschluss der Rancher und der Indigenen zu rebellieren besiegelte (vgl. Colchester 1997: 49, Ridgwell 1972: ebd.).

Wie der *capitán* Philip Sampson in seinen Schilderungen dieser Ereignisse suggerierte, dürfte über diese parteipolitische Affinität hinaus eine verbindende Klammer in der Allianz zwischen Ranchern und Indigenen das gemeinsame Interesse nach mehr Autonomie und Landsicherheit gewesen sein – mit dem Unterschied freilich, dass es den Viehzüchterfamilien dabei wohl vor allem um die Wahrung ihrer Land- und Machtbasis ging, und den Indigenen um ihren zukünftigen Status in der jungen Nation. Beide Interessenslagen ließen sich dabei, wie es scheint, anknüpfen an das ebenso kühne wie utopische Projekt eines politisch autonomen, von Venezuela protegierten Essequibogebietes, wie es die Aufständischen nach Ansicht des *capitán* im Rupununi im Visier gehabt hätten. Anklang fand diese Vorstellung offensichtlich auch bei Philip Sampson selbst, der in seinem Rückblick auf die damaligen Ereignisse deutliche Sympathien für die Bewegung der "Rupununi-Leute" und deren Ziel offenbart, "das Essequibogebiet für die indigene Bevölkerung zu befreien", wie er es formuliert (Interview Philip Sampson, Juni 1997).

Pikanterweise bestätigt der *capitán* in diesem Zusammenhang die Verstrickungen Venezuelas in die Affäre. In der Tat habe Venezuela die Indigenen und Rancher mit militärischem Training und Waffen unterstützt – er deutete sogar an, selbst an einem dieser militärischen Trainingslager in Venezuela teilgenommen zu haben. An dem eigentlichen Aufstand in Rupununi dagegen sei er nicht beteiligt gewesen. Gleichwohl wurde er im Nachhinein aufgrund seiner Beziehungen zu den aufständischen Kreisen mit den Ereignissen in Verbindung gebracht. Das guyanische Militär, das nach dem gescheiterten Aufstand das Essequibogebiet offenbar regelrecht belagerte, beschuldigte ihn des illegalen Waffenschmuggels aus Venezuela. Aus Angst vor Repressalien floh er schließlich mit Frau und Kindern über die Grenze nach Venezuela, wo sie zusammen mit anderen Flüchtlingen aus dem Rupununi zunächst nach Ciudad Bolívar gebracht werden und später in der neu gegründeten

¹⁶¹ Die UF hatte sich Anfang der 1960er Jahre mit der PNC zusammengetan, um "die Bedrohung des Kommunismus zu bezwingen" (Spinner 1984: 81-82), welche von der Regierung Dr. Cheddi Jagan auszugehen schien. Der charismatische Arzt westindischer Herkunft hatte bis dahin entscheidende Wahlsiege für sich und seine Progressive People's Party (PPP) verbuchen können. Die Koalition der Gegner wurde tatkräftig von den Vereinigten Staaten unterstützt, die unter dem Schock ihres Fiaskos in der Schweinebucht um jeden Preis ein 'zweites Kuba' in der westlichen Hemisphäre verhindern wollten und mit bewährter *counter-insurgency*-Taktik gegen den 'Kommunisten' Jagan mobil machten (ebd.: 89-112). Auch um sich die Unterstützung der UF und ihrer amerindianischen Wählerschaft zu sichern, nahmen die Briten und die PNC deren Forderung nach Landrechten für die Amerindians in den Unabhängigkeitsvertrag mit auf (vgl. Colchester 1997: 135).

Siedlung San Martin de Turumbán ein temporäres Zuhause finden. Seine Angst vor möglichen Repressalien war offenbar nicht aus der Luft gegriffen: Diese bekamen seine in Guyana zurückgebliebenen Eltern und Brüder zu spüren. Philip Sampson erzählte, dass zurückgebliebene Mitglieder seiner Familie von militärischen Polizeiseinheiten misshandelt, einige gar ins Gefängnis gesteckt wurden (Interview Philip Sampson, Juni 1997).¹⁶²

Von Venezuela aus setzten Philip Sampson und seine Frau alle Hebel in Bewegung, um den Rest der Familie über die Grenze zu holen. Zwei seiner Brüder kamen schließlich Mitte der 1970er Jahre nach Venezuela, der Vater folgte ihnen einige Jahre später nach. Auch sie und weitere Familienangehörige leben heute in Waruma Patte. Mit dieser inzwischen auf mehr als 50 Personen angewachsenen Siedlung, auf halber Strecke zwischen Tumeremo und El Dorado an der Straße gelegen, haben sie 1991 ihren Wunsch nach einer "eigenständigen Kari'ña-Gemeinde" verwirklicht, wie mir Hilda Sampson, die Frau von Philip, in einem anderen Gespräch erzählt (Interview Hilda Sampson, Juli 1997). Zu jenem Zeitpunkt hätten sie allerdings noch geglaubt, die einzigen Kari'ña in der Region zu sein. Im Zusammenhang mit ihrem beginnenden Engagement in der regionalen Indigenenorganisation FIB erfuhren sie später dann von der Existenz der Kari'ña-Gruppen im Sektor Bochinche. Der persönliche Kontakt und Austausch mit dieser, wie sie sagt, "wenig akkulturierten" und zugleich sehr "bedürftigen" Gruppe von Kari'ña habe in gewisser Weise ihr kulturelles (Selbst)-Bewusstsein als Kari'ña revitalisiert. Deutlich wird dies etwa darin, dass die *comunidad* nach Jahrzehnte während, zum Teil erzwungener Vernachlässigung ihre indigene Sprache wiederentdeckte. Neben Spanisch und Englisch, versichert mir Hilda Sampson, habe das Kari'ña nun wieder einen festen Platz in der Alltagskommunikation der Familie und der weiteren Gruppe am Ort.¹⁶³

Eine ähnliche Tendenz kultureller Erneuerung lässt sich auch für einen anderen Lebensbereich erkennen, den die Frau des *capitán* mir gegenüber als "spiritual work" benennt. Dies ist ein Thema, auf das sie in unserem Gespräch immer wieder zu sprechen kommt. Sie habe sie sich in den letzten Jahren verstärkt um die Revitalisierung und Bewahrung der

¹⁶² Während der Wahrheitsgehalt dieser Informationen im Einzelnen schwer zu überprüfen ist, so fügt sich sie sich doch gut in das generelle Bild, das über die Vorgänge im weit entfernten Hinterland von Guyana nach den Ereignissen im Rupununi in der Presse gezeichnet wurde. Diese berichtete u.a. von Massakern, Massengräbern, von Vergewaltigungen junger Indianermädchen, von Plünderungen und Folter. Geschürt wurden diese Beschuldigungen auch durch das unglückliche Bemühen der guyanischen Regierung, die Geschehnisse im Essequibogebiet zu verschleiern. So wurden der Presse und unabhängigen Beobachtern lange Zeit der Zugang zum Gebiet verwehrt, was zwangsläufig Verdacht und Misstrauen vertiefte (dazu ausführlich Ridgwell 1972: 221-240).

¹⁶³ Die Frau des *capitán* erwähnt in diesem Zusammenhang, dass es ihnen in der Schule früher verboten wurde, Kari'ña zu sprechen, ein Verbot, das umso demütigender empfunden wurde, als die überwiegende Zahl der Lehrer an den amerindianischen Schulen im guyanischen Hinterland Afro-Guyaner waren, *negroes*, wie Hilda Sampson vielsagend zu verstehen gibt. Das Verbot indigener Sprachen war nicht nur in Guyana weit verbreitete Praxis einer staatlicher Indigenenpolitik, die unter dem Schlagwort eines gelenkten Kulturwandels darauf ausgelegt war, die indigene Bevölkerung in die nationale Gesellschaft zu integrieren und langfristig aufzulösen (für Mexiko s. Köhler 1969).

traditionellen Heilkunst bemüht, die von den Missionaren als Teufelswerk bekämpft worden sei. Dieses Wissen, so gibt mir Hilda Sampson zu verstehen, spiele für sie eine wichtige Rolle in ihrer kulturellen Identität als Kari'ña. In den letzten Jahren habe sie auch praktisch als Heilerin gewirkt, eine Aufgabe, die ihr immer wieder in Träumen nahe gelegt worden sei. Träume verrieten ihr auch, welche Mittel gegen Krankheiten helfen. Mit ihrer Tätigkeit sieht sie sich an die alte, weithin verloren gegangene Wissenstradition ihres Großvaters anknüpfen, der ein bedeutender Heiler, ein *Doppoi*, bei den Kari'ña gewesen sei. Die Hervorhebung oder Wiederbelebung dieser 'Tradition' als wichtigen Ankerpunkt ihrer kulturellen Identität ist meines Erachtens auch vor dem Hintergrund ihrer erfolgreichen politischen Arbeit in der indigenen Bewegung Venezuelas zu sehen, eine Erfahrung, die die Form ihrer Selbstrepräsentation als *indígena* sicherlich beeinflusst hat.¹⁶⁴

Hilda Sampson äußerte sich im Gespräch einigermaßen erstaunt über ihren Erfolg als Aktivistin auf der politischen Bühne. Dies hat ihr in den vergangenen Jahren wiederholt Einladungen zu internationalen Tagungen und Konferenzen eingebracht. "Ich weiß selbst nicht, wie das gekommen ist", meint sie dazu in etwas gespielt wirkender Naivität. "Eigentlich habe ich nur von meinen Träumen geredet, von meiner spirituellen Arbeit erzählt", so sagt sie, "aber offensichtlich kommt dies gut bei den Leuten an" (Interview Hilda Sampson, Juli 1997). Auch die Führung der Indigenenorganisation FIB, mit der sie eng zusammenarbeitet, hat die Vorteile ihres Redetalents und ihrer natürlichen Ausstrahlung erkannt und schickt sie bevorzugt als Rednerin zu internationalen Konferenzen.

Während Hilda Sampson heute in ihrer spirituellen und politischen Arbeit aufgeht, zeigt sich ihr Mann Philip Sampson eher enttäuscht vom Leben in Venezuela. Viele der Versprechungen, die ihnen die venezolanische Regierung nach ihrer Ankunft gemacht habe, seien nicht in Erfüllung gegangen, klagt er. Im Gegenteil: Heute müssten sie noch viel härter für ihre Rechte, für ein Stück Land kämpfen. Er verweist dabei auf die Goldkonzessionen, die das Bergbauministerium erst kürzlich in unmittelbarer Nähe ihres Dorfes, Waruma Patte, vergeben hat.

Die geschilderte Geschichte von Philip Sampson und seiner Familie mag in vielen Aspekten besonders und einzigartig sein, ein persönliches Familienschicksal widerspiegeln. Dennoch steht sie nicht allein, denn die Themen, die ihre Migrationsgeschichte auszeichnen, haben in ähnlicher Weise die Erfahrungen vieler der heute in Botanamo und anderen Orten in Imataca lebenden Kari'ña geprägt. Wie der

¹⁶⁴ Wie verschiedentlich gezeigt hat sich unter dem Einfluss globaler Ökodiskurse und Medien ein Wandel in der indigenen Selbstrepräsentation vollzogen. Feststellen lässt sich u.a. eine Verbreitung strategischer Essentialisierungen, deren Wirkungsmächtigkeit maßgeblich davon abzuhängen scheint, ob und inwieweit sie den Vorstellungen und Konzepten vom Indigenen entsprechen, wie sie insbesondere im Diskursfeld internationaler Umweltpolitik erzeugt und nachgefragt werden. Der Diskurs um traditionelles Heilwissen, um indigenes Wissen ist im Zuge dieser Entwicklungen zu einem der größten Aktivposten, oder mit Bourdieu gesprochen: zum wichtigen symbolischen Kapital geworden, welches Indigenen heute als strategische Ressource in ihren Kämpfen zur Verfügung steht (Conklin/Graham 1995).

capitán und seine Familie ist eine große Zahl der Kari'ña, etwa ein Viertel der heute hier Anwesenden, in den letzten Jahrzehnten aus Guyana nach Venezuela migriert. Sie waren auf der Suche nach einem "besseren Leben", wie die meisten mir gegenüber als Motiv angaben, und günstigere Bedingungen hierfür sahen (und sehen) viele während der letzten Dekaden offenbar auf venezolanischer Seite gegeben. Dies wirft kein positives Licht auf die Lebensverhältnisse der Kari'ña im angrenzenden Guyana. Und in der Tat erweisen sich diese, wie im Folgenden deutlich wird, gerade in den Zeiten nach dem gescheiterten Aufstand im Rupununi als wenig erfreulich.

Nachwehen: Die Situation der Kari'ña im Essequibo

Es überrascht nicht, dass gerade nach dem Rupununi-Aufstand die Situation für die Mehrheit der amerindianischen Bewohner und Bewohnerinnen der *zona en reclamación* heikel war. Schließlich war mit dem Aufstand das Menetekel einer Sezession aufgeschienen. Die nationale Loyalität der *Amerindians* wurde von der guyanischen Regierung nun offen infrage gestellt, die daraufhin ihren Integrationskurs gegenüber der indigenen Bevölkerung mit verstärktem Druck vorantrieb und Pläne für die Besiedlung und Entwicklung des riesigen Hinterlands von Guyana in Angriff nahm: "Unser Motto jetzt und in den Jahren, die folgen, muss sein: Vorwärts! Auf nach Westen! Auf nach Süden! Auf zum Land!", so die deutlichen Worte des damals amtierende Präsident Burnham in seiner Rede zur Nation (zit. n. Spinner 1984: 137f.; vgl. a. Braveboy-Wagner 1984: 191ff.; Colchester 1997).¹⁶⁵ Der Aufstand bedeutete zugleich einen schwerwiegenden Rückschlag in der Frage indigener Landrechte. In Erfüllung des im Unabhängigkeitsvertrag festgehaltenen Zugeständnisses nach Vergabe indigener Landtitel war, wie bereits gesagt, 1966 eine *Amerindian Lands Commission* eingerichtet worden (vgl. dazu Menezes 1988: 361-366). Der Bericht der Kommission wurde 1969 in den unmittelbaren Nachwehen des Rupununiaufstandes fertig gestellt und der Regierung präsentiert. Dies spiegelte sich auch deutlich in seinen Ergebnissen und Empfehlungen wider, die generell weit hinter den Forderungen der indigenen Gemeinschaften zurück blieben. In vielen Fällen, insbesondere in sensiblen Grenzdistrikten, wie etwa im Nord-West-Distrikt (Arawaken, Warao und Kari'ña), am Oberen Mazarunifluss (Akawaio und Arekuna), im südlichen Rupununi (Wapishana) und nördlichen Rupununi (Makushi) fielen die empfohlenen Areale nun erheblich kleiner aus als die Indigenen ursprünglich gefordert hatten.¹⁶⁶ Für eine Reihe zerstreuter Gemeinschaften an den

¹⁶⁵ Die Entwicklungsbestrebungen und Kolonisationspolitik der guyanischen Regierung erwiesen sich allerdings als nicht sehr erfolgreich; auch heute sind weite Teile des Hinterlands von Guyana noch vergleichsweise wenig erschlossen. Zum einen lag dies an internen politischen und ökonomischen Problemen, zum anderen hielt die sozialistische Nationalisierungspolitik Guyanas auch internationale Investoren auf Distanz. Großprojekte der guyanischen Regierung im umstrittenen Essequibogebiet wusste zudem auch Venezuela zu verhindern, wie etwa das umstrittene Mazaruni-Staudammprojekt (vgl. Braveboy-Wagner 1984: 191-199).

¹⁶⁶ Colchester (1997: 136) weist darauf hin, dass es genau in diesen Gebieten heute massive Landkonflikte zwischen Amerindians und Holzunternehmen (Nord-West-Distrikt), Goldsuchern (Mazaruni), Viehzüchtern (Südlichen Rupununi) und auch Umweltschützern (Nördlichen Rupununi) gibt. Zur Brisanz indige-

Unterläufen des Mazaruni, Cuyuni und Demerara, sowie in wichtigen Bergbaudistrikten, wie etwa jenen am mittleren Mazaruni und in der Barama-Kaituma-Region – letztere ein traditionelles Siedlungsgebiet der Kari'ña – wurden keine Vergabe von Landtiteln empfohlen (Amerindian Lands Commission 1969, s.a. Colchester 1997: 50f., 134-137). Der gescheiterte Aufstand in Rupununi lieferte der Regierung einen generellen Vorwand, die Vergabe von Landtiteln für die Amerindians hinauszuzögern. Stattdessen verstärkte sie die militärische Präsenz im Hinterland. Auch als 1976 schließlich die ersten Landtitel an indigene Gemeinschaften vergeben wurden, über zehn Jahre nach der Unabhängigkeit Guyanas, blieben strategisch wichtige Grenz- und Wirtschaftszonen davon ausgespart. Zugleich behielt sich die guyanische Regierung das Recht vor, die Landtitel zu annullieren, falls Anzeichen von "Verrat" oder "Rebellion" unter den Indigenen erkennbar würden (Colchester 1997: 51; vgl. a. Menezes 1988: 365).

Der Nord-West-Distrikt – das Kernsiedlungsgebiet der Kari'ña – fand im erwähnten Vergabeprozess von Landtiteln an die Indigenen keine nennenswerte Berücksichtigung. Erst nach zähen Kämpfen wurde 1977 ein so genannter *Amerindian District* für die Kari'ña etabliert. Jedoch verwehrte man den dort lebenden Kari'ña weiterhin und in Verletzung des Unabhängigkeitsabkommens formale Eigentumstitel (Colchester 1997: 136; vgl. a. Forte 1993). Nicht nur in dieser Hinsicht war es schlecht um die Kari'ña bestellt. Bereits in einem früheren Kapitel (I.1.2) wurde auf die für die Kari'ña desaströsen Auswirkungen des Goldbooms verwiesen, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das obere Baramagebiet erfasste. Diese Zustände besserten sich allem Anschein nach auch in den folgenden Jahrzehnten kaum. Als spezifischer Antrieb der Migrationswelle in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren jedoch muss die angespannte Situation in der Folge des Rupununi-Aufstandes und die zugleich einsetzende wirtschaftliche Rezession in Guyana gewertet werden, während der die mageren Einkommensquellen versiegten, die sich den Kari'ña im Zuge der Goldgewinnung noch geboten und von denen sie sich viele weitgehend abhängig gemacht hatten (vgl. Colchester 1997: 66; Baird 1982). Erschwerend kam die Beschneidung früherer Privilegien hinzu, und zwar gerade, was die Nutzung der Ressource Holz betraf:

"Following the acquisition of power at the 1968 election, the government withheld from the Amerindians their wood-cutting permits on which their livelihood depended. In consequence, privation was added to the tribulations of the native people, many of whom fled from their homes in the North-West District to obtain subsistence in Venezuela and work there on road-making." (Ridgwell 1972: 224).

Dabei wurde wohl auch der Ruf wirksam, dass sich im angrenzenden Venezuela nun günstigere Lebensbedingungen fänden, ein Ruf, der nicht ganz aus der Luft gegriffen war, da die venezolanische Regierung aus eigenen geopolitischen Kalkülen heraus den Indigenen aus dem Essequibogebiet – zumindest in der ersten Zeit – gewisse infrastrukturelle und materielle Leistungen zur Verfügung stellte.

ner Landrechtskonflikte in Guyana, siehe auch Forte (1993).

Die Migration von Guyana nach Venezuela erfolgte in vielen Fällen in mehreren Etappen. Zeigen lässt sich dies etwa am Beispiel der Migrationsgeschichte der heutigen Comunidad Matupo I. Ein Großteil ihrer Bewohner kam ursprünglich vom oberen Baramagebiet, aus kleineren Siedlungen in der Umgebung von Baramita und Five Stars (bzw. spanisch: Cinco Estrellas). Danach ließ sich die aus mehreren eng verwandten Familien bestehende Gruppe für eine Weile etwas weiter westlich in der Nähe von *Turtle Creeks* nieder, ehe sie dann in den 1960er Jahren an den bereits erwähnten Ort Cedar bzw. Cedro unmittelbar vor der Grenze zu Venezuela migrierte. Hier blieb die Gruppe einige Jahre, um dann Mitte der 1980er Jahre in einer letzten Etappe über die Grenze an ihren derzeitigen Siedlungsstandort in der Nähe des Flusses Matupo zu ziehen.

Die Migrationsmotive bei den einzelnen Etappen waren dabei durchaus unterschiedlicher Natur. Während einige Migrationsschritte der Kari'ña auf ihrem Weg von Guyana nach Venezuela eher den Charakter eines Rückzugs besaßen, spiegelten andere wiederum eine bewusste Suche nach stärkerer Anbindung an Bevölkerungszentren und Infrastruktur wieder. Die Migration der Kari'ña zeigt sich hier als ein komplexes Umgehen mit Nähe und Distanz zur nicht-indigenen Welt, das in seinen Regeln schwer zu fassen ist, zumal wir es hier mit einem insgesamt sehr unwegsamen, wenig erschlossenen Tropenwaldgebiet zu tun haben, in dem Begriffe wie Zentrum und Peripherie so oder so wenig bedeutsam erscheinen. Am ehesten lassen sich die Migrationsbewegungen der Kari'ña vielleicht mit dem Bild einer 'Bewegung in Zwischenräumen' fassen, einem Hin- und Herwandern zwischen den ökonomischen Erschließungsachsen der Gold- und Holzindustrie, deren Einfluss und Sog sich die Kari'ña zwar nicht gänzlich entziehen können und wollen, zu denen aber viele Kari'ña eine gewisse räumliche Distanz aufrecht zu erhalten suchen, und sei es auch nur in Gestalt eines Flusses, der die Siedlungen von den Goldsucher- und Holzfällercamps trennt.

Die Migrationsetappe von der Region am oberen Barimafluss nach Cedro stellte aus dieser Sicht gesehen zunächst einen Rückzug ins Hinterland dar, weg von den entstehenden Boomzentren in und um Baramita und Cinco Estrellas in das unwegsame Niemandsland zwischen Venezuela und Guyana, erreichbar nur über schmale Waldpfade, von den nächsten Minenorten einen halben Tagesmarsch entfernt. Die schon angesprochene Einschätzung der Ethnologin Kathleen Adams (1972: 46), wonach es sich bei der in Cedro lebenden Kari'ñagruppe um eine besonders isolierte Gruppe handele, die im Hinblick auf den von ihr untersuchten Kulturwandel der Kari'ña dieser Region eher untypisch sei, bedarf vor diesem Hintergrund einer Neubewertung. Die vergleichsweise isolierte Existenz der Kari'ña in Cedro ist der Erfahrung von Kontakt und Kulturwandel nicht vorgelagert. Nicht *weil* sie isoliert leben, werden sie von externen Entwicklungen und vom breiteren kulturellen Wandel weniger tangiert. Vielmehr muss ihre Migration nach Cedro gerade auch als *Reaktion* auf ihre langjährigen Erfahrungen mit eindringenden Goldsuchern, Prospektoren und Holzfällern gesehen werden, d.h. als Teil einer aktiven Rückzugsbewegung, der bereits eine lange, sedimentierte Kontaktgeschichte einbeschrieben ist.

Die hier vertretene Sicht lässt sich auch mit den Befunden der *Amerindian Lands Commission* untermauern, die Ende der 1960er Jahre die Region bereiste. Ihren Erkenntnissen zufolge reagierten viele der *Amerindians* im Nordwest-Distrikt auf die jüngere Invasionswelle von Goldsuchern und Prospektoren zunächst mit Rückzug: "mit deren Eindringen in den Distrikt zogen sich die Amerindians zurück und suchten Zuflucht in den abgelegensten Teilen des Waldes, die sie finden konnten" (*Amerindian Lands Commission* 1969: 200). Wie in Venezuela hat sich das Verhalten der Indigenen auch auf guyanischer Seite diesbezüglich mit der Zeit zum Teil wieder verändert; so versucht eine wachsende Zahl diesseits wie jenseits der Grenze heute selbst wieder ihr Glück im Goldgeschäft (vgl. Colchester 1997; Forte 1999a; vgl. Kap. II.1.3).

Es bleibt hinzuzufügen, dass auch viele Kari'ñafamilien in den anderen *Comunidades*, etwa *KM 50* oder *Botanamo*, früher einmal an Orten jenseits der Grenze in Guyana gelebt haben. Der Grenzverlauf zwischen den beiden Staaten ist im Gelände kaum oder gar nicht erkennbar, umso mehr scheint ihm jedoch ein symbolischer Stellenwert zuzukommen. Die Grenze hat für die Kari'ña insofern eine große Bedeutung, als sie immer auch die Möglichkeit des Rückzugs und der Flucht beinhaltet, wenn die Situation im jeweiligen Land gefährlich wird, wie etwa während der Unabhängigkeitskriege sowie in Zeiten des Gold- oder des Kautschukbooms, aber auch wenn persönliche Gefahr droht, wie etwa bei Gewaltdelikten in der eigenen Gruppe. Die grenznahe Lokalisation der Kari'ña erwies sich historisch in diesem Sinne auch als ein Vorteil, der den Kari'ña in bestimmten Situationen das Überleben sicherte.¹⁶⁷ Wie Forte (1999a) schreibt, und wie meine eigenen Forschungen bestätigen können, verbinden die Kari'ña der beiden Ländern bis heute enge verwandtschaftliche Beziehungen und persönliche Kontakte. Viele der Kari'ña auf guyanischer Seite haben Verwandte, die in Venezuela leben oder temporär zum Arbeiten dorthin gegangen sind, und umgekehrt. In gegenseitigen Besuchen wird dieses Netzwerk an sozialen und kulturellen Beziehungen aufrechterhalten.

Während meines Feldaufenthaltes konnte ich die Gelegenheit nutzen, zwei Kari'ñabrüder aus Botanamo auf ihrem dreitägigen Fußmarsch über die so genannte Waini-Linie nach Guyana zum Wohnort ihrer Eltern zu begleiten. Diese ebenso lehrreiche wie beschwerliche Reise führt uns zurück zu der Holznutzung in dem Gebiet und damit schließlich ans Ende dieser Betrachtungen.

Enorm eindrücklich brachte die Wanderung die verschiedenen Aspekte der Holznutzung im Gebiet der Kari'ña noch einmal zusammen: Der Beginn des Marsches auf einer Straße, die strategische Funktionen mit dem Abtransport von Holz auf venezolanischer Seite verbindet; der heimliche Grenzübertritt in einem scheinbar ganz naturbelassenen 'Urwald'; der allabendliche, improvisierte Bau einer Übernachtungsgelegenheit aus verfügbaren Ästen und Palmblättern; das Feuermachen mit ausgesuchten, ganz und gar nassen Hölzern; das 'Lesen'

¹⁶⁷ Zum offenbar ähnlichen Migrationsverhalten indigener Gruppen im südlicheren Grenzgebiet zwischen Guyana, Brasilien und Venezuela s. Hill (1984).

kleinster Spuren und Zeichen im Wald zum Finden versteckter Wege; schließlich, die Ankunft in bewohnten Gebieten anzeigend: riesige Forstkonzessionen asiatischer Firmen, die in den letzten Jahren auch auf dieser Seite der Grenze den Wald grundlegend zu verändern beginnen (APA/WRM 1994; Colchester 1993). Das Dorf der Verwandten, Big Creek, liegt wie die Siedlung auf venezolanischer Seite auch, inmitten einer Holzkonzession.

So stoßen heute Holzkonzessionen von beiden Seiten bis an die Landesgrenze vor (vgl. Abb. 6). Sie haben tatsächlich die 'Leere' gefüllt, die von Politikern und Ökonomen verschiedentlich postuliert wurde, eine Leere, die als ein Defizit der nationalstaatlichen Durchdringung und damit als geopolitische Mission verstanden wurde, eine Leere, der die Ausweisung der Konzessionen logisch vorausgehen musste und die darin zugleich ihre Bestätigung fand. Indem der empfundene Mangel an Staatlichkeit, an Grenzsicherheit und 'Zivilisation' schwindet, werden die Zwischenräume weiter transformiert und verengt, in denen sich die Kari'ña von Imataca bisher eingerichtet hatten. Auf neue Weise, so scheint es, sind die Kari'ña beidseits der Grenze heute im Zeichen des Holzes eingeschlossen, umschlossen in einer flächigen, systematischen Weise, wie das bisher in ihrer Geschichte noch nicht der Fall war.

II.5 Biodiversität – die globalisierte Umwelt

"Biological diversity is the new buzzword, the magic door to international funding and global travelling. [...] [T]he term has a power that few others do. It is the base of all that it takes to be human: agriculture, science and technology, cultural diversity ... even wisdom [...]. Biodiversity is the stuff of which nature is made."
(Kothari 1998: xi)

Die verschiedenen Dimensionen der Debatte um die Biodiversität und ihre Verankerung in den alltäglichen Praktiken der Kari'ña lassen sich ausgehend von einem gemeinschaftlichen Fischfang aufblättern, zu dem ich während meines Aufenthalts in der Region eingeladen wurde. Der Initiator dieses Geschehens wollte mir den Einsatz eines pflanzlichen Fischgiftes zeigen, das die Kari'ña Kunami nennen. Es wird aus einer buschförmigen Asteraceenart (*Clibadium sylvestre*) bereitet, die in den umliegenden Wäldern gesammelt wird, die einige Kari'ña aber auch auf ihren Brandrodungsfeldern anpflanzen. Die Pflanze ist hier allgemein bekannt und wird nicht nur wegen ihrer toxischen Wirkung auf Fische geschätzt, sondern auch wegen ihrer wundheilenden Wirkung beim Menschen.

Mit einem großen Bündel von Kunamizweigen kam mein Informant denn auch von einem seiner Felder zurück, als ich an dem verabredeten Tag früh morgens bei seiner Hütte auftauchte, um seiner Einladung nachzukommen. Bevor wir uns auf den Weg zu einem nahe gelegenen Flüsschen machten, stopfte er mit einigen hinzugekommenen Helfern die Zweige, Blätter und Früchte des Kunamibuschs in eine kleine Erdgrube; anschließend stampften sie mit schweren Holzpfählen auf das pflanzliche Material ein, wie mit Stößeln in einem überdimensionierten Mörser. Das zermalnte Kunami wurde dann in die üblichen, geflochtenen Tragekörbe, *Wayare*, verpackt und in einem kurzen Fußmarsch zu dem kleinen Fluss getragen. Hier dichteten die Männer an passender Stelle einen Abschnitt sorgfältig mit anderen Ästen und Bananenblättern ab, so dass eine kleine Staustufe entstand. Nun mischten sie, im Wasser stehend, das Kunami unter. Schon kurze Zeit darauf konnten wir beginnen, die zunächst wild aus dem Wasser hüpfenden, später an der Oberfläche treibenden Fische mit der Hand zu fangen oder einzusammeln. Inzwischen waren andere Personen, darunter Frauen und Kinder hinzugekommen, die bei diesem Fischfang halfen; sehr kleine Fische wurden flussabwärts ins Wasser zurückgeworfen, die größeren zum Teil gleich an Ort und Stelle ausgenommen. Schätzungsweise vierzig Kilogramm Fisch erbeuteten wir auf diese Weise in einigen Stunden, die schließlich unter allen Beteiligten freigiebig verteilt wurden, ehe die Gruppe sich auflöste und jeder wieder seiner Wege zog.

Als ich mir am selben Abend - nach dem Genuss von gegrilltem Fisch - in meiner provisorischen Hütte Notizen über das Ereignis machte, erinnerte ich mich ähnlicher Schilderungen in der ethnographischen Literatur: Das Betäuben von Fischen mit einem toxisch wirkenden Pflanzenextrakt, dem *barbasco*, ist unter der indigenen Bevölkerung Südame-

rikas weit verbreitet und verschiedentlich detailliert beschrieben worden. Wie ich später überprüfen konnte, decken sich meine diesbezüglichen Befunde weitgehend mit früheren Beschreibungen für dieselbe Gruppe, wie sie von Gillin (1936: 11-14), Adams (1972: 16) und Civrieux (1974a: 157-158) vorgelegt wurden. Diese drei Autoren geben auch Auskunft über weitere als Fischgift genutzte Pflanzen, die zum Teil bis heute in dem von mir untersuchten Gebiet zum Einsatz kommen.

Anschließend an diese ethnographischen Beschreibungen ließe sich die oben geschilderte Szene schlicht als ein erhaltener Brauch im Rahmen der indigenen Subsistenzkultur betrachten. Im folgenden Kapitel soll jedoch deutlich werden, dass sich in dieser Geschichte heute eine ganze Reihe von weiteren Fäden verknoten, die zu Gillin's Zeiten, ja selbst in den 1970er Jahren, in dieser Form noch gar nicht vorhanden waren. Direkt führen diese Fäden heute von den Feldern indigener Waldvölker über die Labore chemischer Großunternehmen auf den Weltmarkt für biotechnologische Produkte, aber auch in die Arenen internationaler Umweltpolitik, in denen indigene Belange im Laufe der 1990er Jahre einen eigenen Stellenwert errungen haben. Der Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist daher zunächst einmal die grundsätzliche Beobachtung, dass mit dem Problemfeld Biodiversität oder 'biologische Vielfalt' und mit dessen Konstitution als Gegenstand von Umweltabkommen, Handelspolitik und wissenschaftlichen Forschungsmissionen indigene Gruppen wie die Kariña in gänzlich neue, internationale Zusammenhänge eingebunden werden. Dort wird ihnen eine historisch kaum gewohnte Rolle zuteil: Von unsichtbaren und bestenfalls geduldeten Randexistenzen einer Dritten oder gar Vierten Welt werden sie zu wichtigen Hütern biologischer Vielfalt und Trägern wertvollen Wissens emporgehoben und in den Mittelpunkt komplexer Debatten katapultiert, die an der Front des technologischen Fortschritts ausgetragen werden.

Grundlage der gegenwärtigen wissenschaftlichen und politischen Debatten ist zunächst die Diagnose einer globalen Umweltkrise. Als umfassende ökologische Problembezeichnung verweist die Rede von der biologischen Vielfalt auf die fortschreitende Erosion der Vielfalt natürlicher Lebensformen, der "Diversity of Life" (Wilson 1992). Mit den anthropogenen Klimaveränderungen und der Ausdünnung der Ozonschicht wird diese Erosion zu den drei wichtigsten globalen Umweltproblemen der heutigen Zeit gerechnet. In der Öffentlichkeit wird der Verlust biologischer Vielfalt dabei in erster Linie an der alarmierenden Aussterberate von Tier- und Pflanzenarten festgemacht: Nach gängigen Schätzungen gehen täglich zwischen 50 und 100 Arten von Lebewesen verloren, und einem Bericht des nordamerikanischen *National Research Council* (1993) zufolge droht schon bis zum Jahre 2100 mehr als die Hälfte aller Arten auf der Erde auszusterben (vgl. UNEP 1992).¹⁶⁸ Ganz

¹⁶⁸ Bis heute sind etwa 1,5 Millionen Arten wissenschaftlich erfasst und beschrieben worden, die meisten davon Insekten. Schätzungen über noch unbekannte Arten reichen von 10 - 100 Millionen Arten (May 1992). Zur grundsätzlichen Unsicherheit solcher Schätzungen kommt erschwerend hinzu, dass in den Biowissenschaften verschiedene, sich zum Teil wechselseitig ausschließende Artbegriffe Anwendung finden (vgl. AG Biopolitik 1998).

oben auf der Liste der Ursachen rangiert die Abholzung tropischer Regenwälder, die einen besonders hohen Grad biologischer Vielfalt aufweisen. Nicht nur im populär-ökologischen Diskurs ist dies einer der Orte, wo Natur sich (noch) in ihrer wahren, ursprünglichen und nahezu unberührten Gestalt offenbart, als ein "letzter Vorposten des Paradieses" (Hecht/Cockburn 1989:8). Auch die vergleichsweise nüchterne biowissenschaftliche Systematik vermutet hier wenigstens die Hälfte aller heute lebenden Arten (May 1992).

Die enorme Konjunktur des kaum zwei Jahrzehnte alten Begriffs Biodiversität ist jedoch nur zum Teil ein Ausdruck der globalisierten Sorge um den gefährdeten Zustand der Artenvielfalt und die fortschreitende Zerstörung von Biotopen. Ein weiterer wichtiger Grund für das wachsende Interesse an der organismischen Vielfalt liegt, wie bereits angedeutet, in ihren ökonomischen und politischen Bezügen, die schon bei der Prägung des Begriffs in den 1980er Jahren virulent waren.¹⁶⁹ Entwicklungen im Bereich der Biotechnologie haben im selben Zeitraum die Möglichkeiten zur Verwertung der biologischen Vielfalt enorm gesteigert. Diese biologische Vielfalt (oder, um präziser zu sein, die genetische Vielfalt, die neben der Unterscheidung von Arten gerade auch innerartliche Differenzen wichtig werden lässt) ist zu einem wertvollen Rohstoff für die Pharma- und Agrarindustrien geworden, zu einem globalen Genpool, in dem heute kostbare Ressourcen 'geschürft' werden können. Nach Angaben des amerikanischen Biologen Edward O. Wilson basieren schon heute 40 Prozent der in den Vereinigten Staaten von Apotheken ausgegebenen Arzneien auf Substanzen organismischer Herkunft. Dies sei jedoch nur ein "winziger Teil der Menge, die verfügbar sein könnte", wie er an gleicher Stelle vermerkt (Wilson 1992: 283).

Die Tatsache, dass sich in den Tropen und Subtropen pharmakologisch und industriell interessante Stoffe organismischer Herkunft in großer Zahl finden lassen, hat nun nicht erst im 20. Jahrhundert die interessierte Aufmerksamkeit von Forschern und Unternehmern gefunden. So hat auf die ökonomische Bedeutung der sekundären Stoffwechselprodukte tropischer Pflanzen etwa schon Alexander von Humboldt im Bericht seiner Südamerikareise in hellsichtiger Weise hingewiesen:

"Je mehr die Pflanzenchemie in der heißen Zone erforscht wird, desto mehr wird man in irgendeinem abgelegenen, jedoch dem europäischen Handel zugänglichen Ort Erzeugnisse, die wir ausschließlich dem Tierreiche zugehörend glauben oder die wir nur durch ein künstliches Verfahren erhalten, in Pflanzenorganen schon zur Hälfte zubereitet entdecken. Bereits sind das Wachs, welches den Palmbaum der Anden von Quinío überzieht, die Seide des Palmbaums von Mocoa, die nährnde Milch des *pato de vaca*, der afrikanische Butterbaum, der käseartige Stoff, welcher aus dem fast animalisierten Saft der *Carica papaya* gewonnen wird, bekannt. Diese Entdeckungen werden sich vervielfältigen, wenn, wie es der politische Zustand der Welt heute anzuzeigen scheint, die europäische Zivilisation großenteils in die Äquinoktialländer des neuen Kontinents übergeht." (Humboldt 1997[1815-1832], Bd. II, 2: 368).

¹⁶⁹ Zur Genealogie und Semantik des Begriffes Biodiversität vgl. Weizsäcker (1993) sowie Flitner (1999: 54f.).

Die vielfältigen Entdeckungen, die Humboldt prognostiziert, haben das Bild der Natur hier tatsächlich in den folgenden zwei Jahrhunderten tiefgreifend transformiert, wie sich am Beispiel der Balatá-Gewinnung zeigen ließ, – die sich zudem, ganz wie vorhergesagt, an "abgelegenen, aber dem europäischen Handel zugänglichen Ort[en]" vollzog. Nicht zu erahnen war damals freilich, dass es eines Tages der ursprünglichen Organismen selbst gar nicht mehr dauerhaft bedürfen würde, um diese und andere Produkte auf quasi-natürliche Art herzustellen. Genau dies wird jedoch mit den heutigen Verfahren der Zell- und Gentechnik möglich, die es erlauben, die Produktion erwünschter Stoffe aus der tropischen Natur zunehmend in die Labore biotechnischer Firmen zu transferieren.

Mit dieser Verschiebung in der wissenschaftlich-technischen Erschließung ergeben sich nun auch ganz neue Aspekte und Probleme für diejenigen, die über die attraktiv gewordenen Ressourcen seit jeher verfügen, entweder, weil sie um bestimmte Eigenschaften der Organismen wissen, oder schlicht, weil sie in den Gebieten leben, wo diese vorkommen. Die 'Bioprospektion', wie die Suche nach industriell verwertbaren biologischen Substanzen heute heißt, ist in hohem Maße an den Kenntnissen der indigenen Völker interessiert, an deren 'indigenem Wissen'. Folglich stellt sich in umgekehrter Blickrichtung heute schärfer denn je die Frage, wie das kulturelle Erbe und die bewahrenden Praktiken indigener Völker erhalten und geschützt werden können. Im Speziellen wird dabei diskutiert, welche Rolle in diesem Zusammenhang der Schutz geistigen Eigentums spielen kann und soll, ein Schutz, der unter ganz anderen Vorzeichen im Zuge der Industrialisierung geprägt worden ist (Brush 1993; Cunningham 1993; Brush/Stabinsky 1996; Cleveland/Murray 1997).

Damit sind zwei Perspektiven eröffnet, die die Darstellung im Folgenden strukturieren: Erstens wird die Frage nach dem Wissen der Kari'ña im Hinblick auf die genutzte organismische Vielfalt behandelt. Dabei wird hier nicht angestrebt, eine vollständige Beschreibung der genutzten Pflanzen und Tiere sowie der darauf bezogenen Praktiken zu liefern, noch gar eine Analyse der Klassifikationspraktiken und -ordnungen, wie sie die kognitiv und linguistisch orientierte Ethnologie vielfach beschäftigt haben.¹⁷⁰ Stattdessen soll hier nur exemplarisch auf einige Fälle der genutzten Vielfalt bei den Kari'ña eingegangen werden, die das Feld der Untersuchung hinreichend charakterisieren und die verschiedenen Dimensionen konkret werden lassen, in denen jene Vielfalt sich artikuliert. Dabei wird auch geprüft, welche Aspekte im Lichte der gegenwärtigen Debatte hervortreten und in welchen Kontexten sich die Nutzung jener Vielfalt heute vollzieht.

Zweitens wird sodann der rechtliche und institutionelle Kontext noch einmal genauer betrachtet, in dem sich die aktuellen Entwicklungen in der Region vollziehen. Ausgehend von der internationalen Übereinkunft über die biologische Vielfalt (Convention on Bio-

¹⁷⁰ Eine Gesamtdarstellung der Flora des venezolanischen Guayana ist in Vorbereitung, der erste Band davon bereits erschienen (Berry et al. 1995). Dort findet sich auch ein Beitrag über die Geschichte der botanischen Exploration des Gebietes (Huber 1995: 63-96; vgl. a. Texera Arnal 1991: 159f. für eine tabellarische Aufstellung wichtiger botanischer Expeditionen in historischer Perspektive).

gical Diversity, CBD) haben sich im Rahmen des Andenpaktes und im Anschluss daran auch in Venezuela Veränderungen ergeben, was den Zugang zu biologischen Ressourcen betrifft. Zugleich haben sich zahlreiche nationale und internationale Nichtregierungsorganisationen (mit dem international üblichen englischen Kürzel: NGOs) in den betreffenden sachlichen und im engeren Sinne politischen Fragen engagiert. In der neuen venezolanischen Verfassung der Ära Chávez und schließlich besonders in dem im Jahr 2000 verabschiedeten venezolanischen Gesetz über die biologische Vielfalt sind den indigenen Gruppen neue Rechte eingeräumt worden, die zum Teil in spezifische Maßnahmen bezüglich ihrer Teilhabeansprüche münden. Diese Maßnahmen werden schließlich kontrastiert mit der Entwicklung ökologisch motivierter Planungen im Siedlungsraum der Kari'ña während des letzten Jahrzehnts, die erkennbar unter wachsendem Einfluss eines internationalen, 'globalisierten' Umweltdiskurses stehen.

II.5.1 Die genutzte Vielfalt

In der internationalen Debatte über die biologische Vielfalt ist vielfach der konkrete, praktische Nutzen betont worden, der mit den 'angepassten Technologien' erzielt werden kann, die auf den natürlichen Ressourcen der jeweiligen Umwelten basieren. Auch im Falle des Fischgifts Kunami, mit dem das Kapitel eröffnet wurde, lässt sich dieses Argument durchspielen: Mit relativ geringem Aufwand kann hier eine lokal vorhandene Pflanze genutzt werden, um die proteinarme Manioknahrung der Kari'ña anzureichern, offenbar ohne den Fischbestand der lokalen Gewässer nachhaltig zu gefährden, solange bestimmte Regeln und Zeitabstände dabei eingehalten werden.¹⁷¹ Die Technik scheint effizient und übertragbar, sie verlangt weder externe Mittel noch komplexe Organisation oder Hierarchie, die Pflanze wächst nach – es scheint sich also um eine angepasste Technologie zu handeln, wie sie heute als Ansatzpunkt lokaler und regionaler Entwicklung weithin gerühmt und gesucht wird. Herausgelöst aus ihrem sozialen Kontext ist diese angepasste Technologie allerdings durchaus brisant. Schließlich handelt es sich immerhin um ein Mittel, relativ unspezifisch Fische aller Arten und Altersklassen zu betäuben oder gar zu töten, was sich nur schwerlich mit den Idealen eines absoluten Biodiversitäts-Schutzes zur Deckung bringen lässt. Daher genießt diese Fischfangtechnik auch keineswegs allgemeine Billigung. Von offizieller Seite wird die Nutzung von Fischgift als ökologisch bedenklich eingestuft und ist daher (auch) in dem Siedlungsgebiet der Kari'ña verboten. Die Grenze zwischen einer förderungswürdigen angepassten Technologie, die den technischen Keim des Entwicklungsversprechens in sich trägt, und dem unkontrollierten 'Raubbau', der den

¹⁷¹ Schwerin (1966: 46) beobachtete bei den Kari'ña von Cachama Anfang der 1960er Jahre einen in etwa zweiwöchigen Rhythmus der Fischgiftnutzung und hält dies ohne weitere Präzisierung für eine schädliche Übernutzung, die zum Rückgang der Fischpopulationen führe. In Botanamo ist die Häufigkeit des Kunami-Gebrauchs nach meinen Beobachtungen tatsächlich etwas geringer, zumal wenn der Gewässerwechsel in Rechnung gestellt wird.

lokalen Bevölkerungsgruppen oftmals zur Last gelegt wird, ist – nicht nur in diesem Fall – prekär.

Eine weitere Nützlichkeit der Kunami-Pflanze wurde jüngst von dem Gründer der Oxford *Foundation for Ethnobiology*, Conrad Gorinsky, im benachbarten Guyana 'entdeckt'. Seinen Untersuchungen zufolge enthält Kunami bioaktive Komponenten von vielversprechendem Nutzungspotential für medizinische Zwecke, unter anderem für die Behandlung von Hauterkrankungen (RAFI 1995: 3). Vor Gorinsky haben schon andere sich die industrielle Verwertbarkeit der indigenen Fischgifte zunutze gemacht. So bildet etwa das gleichfalls von den Kari'ña genutzte Arari (*Lonchocarpus sp.*) die Basis für die Erzeugung des insektiziden Wirkstoffs Rotenon, der bereits in den 1950er Jahren in den Industrieländern starke Nachfrage fand (Alcorn 1995: 4)¹⁷². Schon länger also gibt es auch ein technisch-praktisches Interesse an den Fischgiften, das mit der indigenen Nutzung nur sehr entfernt zu tun hat und jedenfalls ökonomisch in ein anderes System eingebunden ist. Darauf wird später noch näher einzugehen sein: Zunächst soll hier der Blick auf die genutzte Vielfalt der Karina noch etwas erweitert werden.

Vielfalt der Pflanzen

Wenn wir in diesem Zusammenhang zunächst von der *kultivierten Vielfalt* sprechen, so bezeichnet dies im allgemeinen Verständnis die angebauten und gehegten Pflanzen. Doch zeigt wiederum schon der Kunamistrauch, dass die Grenzen zwischen Sammeln und Ernten, zwischen Garten und Wald, zwischen wild und domestiziert hier kaum aufrechtzuerhalten sind: Manchmal wird dieser 'halbwilde' Strauch gepflanzt, manchmal zumindest aktiv geschont und mehr oder minder regelmäßig und sorgfältig bepfückt, um ihn so der weiteren Nutzung zu erhalten. Eine ähnliche Situation ergibt sich bei einer Vielzahl anderer Gewächse, die von den Kari'ña genutzt werden. So ist es ohne direkte Hinweise in vielen Fällen nur für gute Kenner der regionalen Flora und der üblichen Praktiken ersichtlich, welche Pflanzen hier im engeren Sinne wild wachsen und welche Pflanzen im weiteren Sinne als kultiviert gelten können.

Eine interessante Vielfalt zeigt sich bereits bei den genutzten Pflanzen im engeren Sinne, d.h. unter den Pflanzen und Früchten in den *conucos*, deren Form im ersten Kapitel dieser Arbeit kurz skizziert wurde. Die wichtigsten gebräuchlichen Pflanzen sind der botanischen Art nach in der folgenden Tabelle aufgeführt. Bemerkenswert ist dabei zunächst die Zahl unterschiedlicher Arten, die oftmals auf einem Feld angebaut werden. Der übliche Mischanbau macht sich die Mikroumweltbedingungen zunutze, die durch das kleinräumige Relief, die variierenden Böden, die unterschiedliche Strahlungsexposition und andere

¹⁷² Das Arari findet sich bereits bei Gillin (1936: 12f) als "haiari" erwähnt; dort finden sich auch nähere Angaben zur Zubereitung und Anwendung sowie zu weiteren Pflanzenarten, die denselben Wirkstoff enthalten (ebd.: Fn. 1, mit weiteren Verweisen).

Faktoren entstehen. Adams beschreibt dieses Verfahren plastisch anhand einiger Beispiele, die auch aus dem heutigen Botanamo stammen könnten:

"For example, sugar cane plants may be located to take advantage of a few square feet along a creek bed. Pineapples may be placed in an ash line. Young tobacco plants may be located to be partially shaded by a stump until mature enough to tolerate the sun" (Adams 1972: 10)

Tab. 5: Wichtigste angebaute Nutzpflanzen der Kari'ña in Botanamo

<i>Kari'ña</i>	<i>Wissenschaftl. Bezeichnung</i>	<i>Spanisch</i>	<i>Gebrauch*</i>
Oroi	Anacardium occidentale	Merey	FR
Naana	Ananas comosus	Piña	FR
Vanaavano	Annona muricata	Guanábana	FR
Anonoshi	Annona squamosa	Anóna	FR
Kunami	Clibadium sylvestre	Barbasco	H, I
Kuseeve	Bixa orellana	Onoto	H, I
Poomi	Capsicum sp.	Aji	FR, H
Kapada	Carica papaya	Lechosa	FR
Patüxdä	Citrullus vulgaris	Patilla	FR
Rimioniya	Citrus aurantifolia, C. limon	Limón	FR, H
Naranka	Citrus aurantium	Naranja	FR
Mandarina	Citrus reticulata	Mandarina	FR
Akumushino	Colocasia esculenta	Ocumo chino	GNM
Konsonera	Craniolaria annua	Escorzonera	M
Ku'wäi	Cresceta cujete	Totumo	I
?	Cucumis sativa	Pepino	FR
Voyama (Awiya)	Curcubita moschata	Auyama	K, M
Sijtroneera	Cymbopogon citratus	Citronella	G, M
Pirijsha	Dioscorea alata	Ñame (Yams)	GNM
Naapoi	Dioscorea trifida	Mapuey (Yams)	GNM
Mandu	Gossypium hirsutum (?)	Algodón	I
Mapuru	Gynerium saccharoides	Caña Brava	I
N'api	Ipomoea batatas	Batata Dulce	GNM, G
Yupuo	Manihot utilissima var.	Yucca dulce	GNM, G
Küdere	Manihot utilissima var.	Yucca amarga	GNM, G
Paruuru	Musa paradisiaca	Cambur	FR, GNM, M
Tapojša	Musa sp.	Plátano	GNM, FR
Taamu	Nicotiana tabacum	Tabaco	I, M
Kürekuwe	Passiflorum sp.	Parchita	FR
Kuya'pa	Psidium guajava	Guayaba	FR
Asijsharu	Saccharum officinarum	Caña de Azucar	G, H
D'aaya	Xanthosoma sagittifolium	Ocumo blanco	GNM
Avajshi	Zea mays	Maíz	GNM

* FR=Frucht; GNM=Grundnahrungsmittel; G=Getränk; H=Kraut/Blatt; I=Instrumente, Werkzeuge, techn. Gebrauch; M=Medizinalpflanze

Vergleichen wir das in Tabelle 5 umrissene Spektrum der angebauten Arten mit den früheren Darstellungen von Gillin (1936: 14f.) und Adams (1972: 11f.), so finden wir in der Summe eine große Überschneidung. Die von Gillin für das Barama-Gebiet genannten Arten werden fast sämtlich nach wie vor angebaut; unter den von Adams hinzugefügten Arten fehlen hingegen neben Reis und Okra-Schoten einige Hülsenfrüchte, Zwiebeln und Tomaten sowie der Kaffeestrauch in Botanamo ganz. Hier ist jedoch die Vielfalt der Obstbäume, vor allem der Zitrus- und der Netzfrüchte (*Annona sp.*) größer als von Adams (ebd.) berichtet. Diese insgesamt geringfügigen Unterschiede verändern kaum den Gesamteindruck einer großen Stabilität und Ähnlichkeit bei den angebauten Arten, die sich so oder wenig abgewandelt auch bei anderen indigenen Gruppen in der Region finden lassen.

Bemerkenswerter als das Spektrum der angebauten Arten ist die ausgeprägte *Sortenvielfalt*, die die Summe der in obiger Tabelle unterschiedenen Anbauprodukte ganz erheblich anwachsen lässt. Hierüber finden sich nur bei Gillin (1936: 18f.) vereinzelte historische Angaben für einige Arten, und auch sie legen wiederum den Schluss nahe, dass die Größenordnung der Vielfalt in etwa gleich geblieben ist. Zudem besteht sogar unter den Sorten eine erkennbare Kontinuität jedenfalls dem Namen nach, soweit Gillin hierüber berichtet. Dies ist angesichts der vielfachen Migration und der schwierigen Verbindungen zu dem größeren, ehemaligen Siedlungsgebiet jenseits der Grenze keineswegs selbstverständlich, zumal wenn in Rechnung gestellt wird, dass die Grundnahrungsmittel fast vollständig vegetativ vermehrt werden. Der Transport von Vermehrungsmaterial wird dadurch beträchtlich erschwert, so etwa bei den Bananen, die hier mit acht verschiedenen Sorten vertreten sind, aber auch bei den Knollenfrüchten wie Yams (*Dioscorea sp.*), Taro (*Colocasia esculenta*; *Xanthosoma sagittifolium*), Süßkartoffeln (*Ipomoea batatas*) oder dem Maniok (*Manihot utilissima*). Auf kleinräumiger Ebene, d.h. innerhalb von Botanamo und den umliegenden Gemeinden, findet heute ein Austausch von Saat- und Pflanzgut laufend auf informelle Weise zwischen einzelnen Personen statt. So wurde mir verschiedentlich berichtet, diese oder jene Person verfüge über gutes Pflanzgut von Süßkartoffeln, über ertragreichen Mais- oder Paprikasaaten, und offensichtlich wird dieses Vermehrungsmaterial auch freigiebig geteilt.

Die folgende Tabelle 6 gibt einen Überblick über die in Botanamo angebauten Sorten der wichtigsten Grundnahrungsmittel Maniok, Süßkartoffeln, Bananen und Yams, wobei einige Eigenschaften bei der Verwendung sowie Besonderheiten der oftmals sehr bildhaften Benennung aufgeführt werden.

Dabei wird wiederum nur ein Ausschnitt der tatsächlichen Sortenvielfalt für diese Pflanzen wiedergegeben, da die Liste im Wesentlichen aus den Angaben von zwei Informanten gebildet wurde und auch nur einige *conucos* der Siedlung zu diesem Zweck besucht werden konnten. Dennoch zeigt schon dieser Ausschnitt sehr eindrücklich, dass die gegenwärtige Nutzpflanzenvielfalt in Botanamo nur sehr ungenügend charakterisiert werden kann, wenn man sich dabei auf die Arten beschränkt. Tatsächlich wächst die Zahl der zu unterscheidenden Anbauprodukte bei näherer Betrachtung von dreißig bis vierzig

auf das Doppelte oder Dreifache an – d.h. in diesem kleinen Weiler, der erst seit wenigen Jahrzehnten besteht, werden wohl achtzig bis hundert verschiedene Pflanzen im engeren Sinne angebaut.

Tab. 6: Sorten der wichtigsten Grundnahrungspflanzen der Kari'ña in Botanamo

<i>Art / Sortenname in Kari'ña</i>	<i>Bemerkungen zu Aussehen, Name und Nutzung</i>
Maniok (<i>Manihot utilissima</i>)	
/ 1. Earakarúpupuch	Bittermaniok, gelbe Farbe, für Cassabe
/ 2. Tamuréng	Bittermaniok, weiße Knolle, für Cassabe
/ 3. Tabiñang	Bittermaniok, rote und sehr harte Knolle, für Cassabe
/ 4. Kasi'ri	wässrige Knolle, bevorzugt für Cachire genutzt
/ 5. Kuari [<i>Yucca colombiana</i>]	'süßer' Maniok, weiße Knolle, wird hauptsächlich für die Zubereitung des Maniokweines [Cachire] genutzt
Süßkartoffel (<i>Ipomoea batatas</i>)	
/ 1. Uá'rixpiu	"vergammelter Fisch", weiße Knolle mit rötlichen Streifen
/ 2. Tupúru	"dunkel", rötlich-braune Knolle, für Cachire verwendet
/ 3. Wesépi	"After", weiße, geriefte Knolle
/ 4. Uayamú'mo	"Schildkrötenei" (Farbe und Form), helle, kleine, runde Knolle
Bananen (<i>Musa paradisiaca</i>)	
/ 1. Tapojša	Kochbanane, große kantige Frucht
/ 2. Irinyuku	sehr große und süße Banane; aus den unreifen Früchten wird Paruru'xixpuä (eine Suppe) hergestellt
/ 3. Maekur'umyo	rötliche, süße dicke Banane
/ 4. Manate	dicke Süßbanane, vorwiegend für Suppen
/ 5. Pyunape	kleinwüchsige Banane
/ 6. Ma'ripia	sehr klein, süß, gelbes Fruchtfleisch, aus dem jungen Spross wird Hustensaft zubereitet
/ 7. Amen'ari	kleine Apfelbanane
/ 8. Teasak'uri	sauere, mittelgroße Banane
Yams (<i>Dioscorea</i> sp.)	
/ 1. Tandiporno	"der du sitzt", kleine weiße Knolle
/ 2. Pirijscha	große weiße Knolle
/ 3. Maspiún	"Tapirfuß", große rote Knolle

Eigene Erhebungen Botanamo, Juli-August 1997

Eine besondere Aufmerksamkeit im Kontext der Debatten um die 'biologische Vielfalt' haben generell die Medizinalpflanzen indigener Völker gefunden. Wegen der im weiteren noch zu erörternden Verwertungsinteressen herrscht gerade in diesem Bereich heute vielerorts eine merkbare Zurückhaltung, entsprechendes Wissen an Außenstehende preis-

zugeben (vgl. Greaves 1996: 34ff.). Bei den Kari'ña war davon noch wenig zu spüren, doch sollten solche Sensibilitäten von mir erst gar nicht geweckt werden, da meine Arbeit vom Ansatz her keine ethnobotanischen oder ethnomedizinischen Zwecke verfolgte. So werden hier nur beispielhaft ein halbes Dutzend medizinische Verwendungen von Wildpflanzen genannt, die mir während meines Aufenthalts sozusagen nebenbei begegneten:

Aus den Nüssen der Ka'rapa (*Carapa guianensis*) wurde ein Haut- und Wundöl hergestellt; mit der Rinde des Araya (*Duguetia lucida*) wird ein Extrakt zubereitet, der gegen Schlangenbisse zum Einsatz gebracht wird; ein Blätteraufguss der Sasasara (*Cecropia sp.*) wird bei Bronchialbeschwerden eingenommen. Besonders vielfältig sind die Einsatzmöglichkeiten einer Liane (*Bauhinia guianensis*), die, wohl aufgrund ihrer Form, als "Sitz der Schildkröte", Wayamu'patek, bezeichnet wird. Der Sud, der aus der geraspelten und aufgekochten Rinde bereitet wird, findet bei Durchfall, bei grippeähnlichen Erkrankungen und auch bei Malariaanfällen Verwendung. Der Rinde eines weiteren Baumes, Tu'kusiwókuru (*Brownea grandiceps*), wird blutstillende und menstruationsregulierende Wirkung zugeschrieben, wobei die Rinde von unten nach oben vom Stamm abzulösen ist; in umgekehrter Richtung abgezogen soll der gegenteilige Effekt bis hin zum Abort bewirkt werden können. Der Aufguss einer krautigen Pflanze, We'seixunte (*Costus sp.*), wird bei Problemen der Entwässerung und Nierenleiden eingesetzt.

Diese fast beliebig genannten Beispiele ließen sich mit einer systematischen Untersuchung vervielfachen. Tatsächlich gibt es kaum ein körperliches Leiden, zu dessen Bekämpfung nicht irgendein Kraut, eine Rinde, eine Wurzel, Frucht oder Blüte genutzt würde. Dabei scheint das Wissen über die möglichen Nutzungen in der Gruppe relativ weit verbreitet, wenn auch nicht gleichmäßig verteilt. So gibt es nach übereinstimmenden Angaben einige ältere Mitglieder am Ort, die über weitergehende Kenntnisse verfügen, etwa ein altes Paar, das am Rande der Siedlung lebt: Dem Mann werden dabei verschiedene traditionelle Kenntnisse und praktische Fähigkeiten attestiert, der Frau auch magisches Wissen zugesprochen. Einen Priester/Heiler, Piayen, wie ihn Gillin (1936: 169) beschreibt, gibt es jedoch in Botanamo oder den umliegenden Weilern nicht mehr; allein die Älteren wissen davon noch zu berichten.¹⁷³ Und so scheinen heute insgesamt auch die Kenntnisse über die 'biologische Vielfalt' in ähnlicher Weise verteilt, wie dies Adams (1972: 13) für die Kariben am oberen Baramafluss vage umreißt: Die Nutzung der Wildflora sei dort "in gewissem Umfang durch individuelles Wissen bestimmt", dieses werde von "einer begrenzten Zahl von Leuten" geteilt. In Botanamo spielt bei dieser ungleichen Verteilung offenbar das Alter eine Rolle, jedoch muss auch hier offen bleiben, ob weitere Faktoren oder Prozesse systematisch wirksam werden. Es genügt an dieser Stelle festzuhalten, dass das Wissen über die organismische Vielfalt in dem untersuchten Gebiet überraschend groß und weit

¹⁷³ Bei Gillin findet sich auch eine etymologische Notiz zum Begriff (ebd.: Fn. 1), eine ausführliche Darstellung der Tradierung des religiösen und heilerischen Wissens einschließlich der Initiation neuer Piayen (ebd.: 170-176), sowie eine Reihe weiterer Beispiele für pflanzliche Heilmittel der Kari'ña (ebd.: 177).

verbreitet ist, überraschend jedenfalls angesichts des dispersen und zerrütteten Eindrucks, den die Gruppe in mancher Hinsicht hinterlässt, und im Besonderen angesichts der überhaupt geringen Ausprägung bzw. Erhaltung kultureller Ausdrucksformen.

Eine Reihe weiterer Nutzungsformen von Pflanzen sollen zumindest nicht unerwähnt bleiben. Zunächst ist darunter eine kaum überschaubare Zahl wilder Fruchtbäume, unter anderem *Xasipui* (*Protium sp.*), *Ara'takuwe* (*Brysonia coriacea*), *Waipui* (*Couropita guianensis*) und *Mope* (*Spondias mombin*), wobei die Früchte der beiden zuletzt genannten auch gerne eingesetzt werden, um Tiere anzulocken. Wiederum finden wir hier zum Teil sehr bildliche Bezeichnungen, so etwa für die unterschiedlichen Früchte der Gattung *Inga*, die so sprechende Namen tragen wie "Hundeschwanz" (*Perroaantokerü*), "Augenbraue" (*Opipiori*), oder "kratziges Fell" (*Tipoküi*). Verschiedene Harze aus weiteren Baumarten dienen der Herstellung einer Lasur für Tongefäße, unter anderem von den Bäumen *Tacamahaco* (*Protium heptaphyllum*) und *Shimmidi* (?) (*Hymenaea courbaril*). Aus der Rinde des *Kalá* (*Enterolobium cyclocarpum*) wird eine weithin als Seife gebräuchliche Substanz gewonnen. Die schwarzen und roten Samen des *Anakoko* (*Ormosia sp.*) werden zu ornamentalen Zwecken genutzt, insbesondere für Halsketten. Nicht zu vergessen ist die wichtigste Färbepflanze, *Kuseeve* (*Bixa orellana*), bekannter unter dem spanischen Namen *Onoto*, aus deren Samen ein roter Farbstoff gewonnen wird. Mit dem Extrakt, dessen Nutzung unter den indigenen Völkern im gesamten Orinokogebiet weit verbreitet ist, können Nahrungsmittel gefärbt werden, ihm wird heilende Wirkung bei Verbrennungen und Schürfungen zugesprochen (vgl. Morales Méndez 1990: 58), vor allem aber dient er der Körperbemalung, bei den Kari'ña in Botanamo in erster Linie der Kinder. Sind wir damit bei den rituellen Funktionen angelangt, so kann auch die Rinde des *Kunawaru* (?), übersetzt: der Froschbaum, genannt werden, die als Glücksbringer um das Armgelenk befestigt Erfolg bei der Jagd auf die begehrten Schildkröten verheißt. Der Seidenbaum *Kumaka* schließlich (*Bombax sp.*) gilt als Stätte mächtiger und gefährlicher Geistwesen und wird daher bei den Kariben in Surinam generell nicht gefällt, wie Kloos (1971: 28) berichtet. Große Exemplare dieses Baums konnte ich in Botanamo und Umgebung zwar nicht entdecken, jedoch im angrenzenden Siedlungsgebiet der Kari'ña auf guyanischer Seite, wo sie mehrfach als Überhälter innerhalb der Siedlung oder nahe an einzelnen Häusern standen.

Nehmen wir nun noch die vielfältigen Nutzungsformen hinzu, die bereits weiter oben in Zusammenhang mit der Holz- und Fasernutzung genannt wurden, so wird durch diesen Auszug hinreichend deutlich, dass die Kari'ña von Botanamo die pflanzliche Vielfalt auf mannigfache Art und Weise nutzen und verändern, ja in und von ihr im umfassenden Sinne leben, angefangen von den alltäglichen Verrichtungen der Ernährung, der Nahrungszubereitung und der Körperpflege über die Behandlung von Schmerzen und Krankheiten bis hin zu den kulturellen Ausdrucksformen der Schönheit und der Schmückung sowie den rituellen und magischen Praktiken.

Vielfalt der Tiere

Nicht weniger intensiv wird auch die *tierische Vielfalt* genutzt und den verschiedensten Zwecken dienstbar gemacht. Nur über drei Aspekte soll hier in aller Kürze berichtet werden, über die Tierhaltung, den Fischfang und die Jagd. Die Tierhaltung spielt insgesamt eine geringe Rolle in der betrachteten Region, sie beschränkt sich im Wesentlichen auf einige Hunde und sehr wenige Hühner, wenn wir von den im engeren Sinne domestizierten Tieren ausgehen. Doch gibt es auch hier, wie bei den Pflanzen, keine klare Grenze zwischen 'wild' und 'domestiziert', die mit den uns gewohnten Verhältnissen vergleichbar wäre. So werden eine ganze Reihe von Tieren gefangen und großgezogen, darunter Vögel verschiedenster Art (vgl. Adams 1972: 16), sowie die beliebten Schildkröten, *Wayamu*. In einzelnen Fällen konnte ich auch die Aufzucht von kleineren Säugetieren beobachten, vor allem von *Akuris* (*Dasyprocta aguti*), die, ebenso wie die zuerst genannten, nach hinreichendem Wachstum der menschlichen Ernährung zugeführt werden.

Der *Fischfang* wird, wie eingangs geschildert, mit pflanzlichen Giften oder mit der Angel durchgeführt; nur vereinzelt kommt zu diesem Zweck auch ein Wurfspeer, *Tarapa*, zum Einsatz. Netze oder Fischfallen werden in Botanamo nicht genutzt, in Übereinstimmung mit Gillin's früheren Beobachtungen im benachbarten guyanischen Gebiet (Gillin 1936: 14; s. aber zu den surinamischen Kariben ausführlich Kloos 1971: 47f.). Einige wichtige Fischarten, die in Botanamo gefangen wurden, gibt die folgende Tabelle 7 wieder.

Tab. 7: Auswahl von Fischarten

<i>Kari'ña</i>	<i>Wissenschaftl. Bezeichnung</i>	<i>Spanisch</i>
Kasaamai	Colossoma sp.	Morocoto
Varaavara	Crenicichla geai	Mataguara
Purüaake	Electrophorus electricus	Temblador
Pataaki	Erythrinus sp.	Guabina
Aimiara	Hoplias macrophthaknus (?)	Aymara
Mijsho	Leototyphlops sp.	Viejita
Vankiya	Leporinus sp.	Boquimi
Daaki	Pinirampus piniramu	Bagre blanco
Sa'buera	Prochilodus sp.	Coboro
Parajtakakai	Pseudoplatystoma sp.	Bagre amarillo
Bi'yei	Serrasalmus sp.	Caribe

Eigene Erhebungen Botanamo, August 1997, vgl. z.T. abweichende Bezeichnungen bei Civrieux 1973: 56f.

Der Ertrag des Fischfangs dient ausschließlich der Ernährung und stellt eine bedeutende Eiweißquelle dar. Bei Gelegenheit eines größeren Fangs werden die Fische geräuchert; ist zudem Salz hinreichend verfügbar, werden sie auf einem hölzernen Trockengestell, *Areepapone*, getrocknet und anschließend auf Vorrat gehalten (vgl. Kap. I.2). Dabei werden erkennbar auch Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten in der Behandlung

der Fische gemacht – das Wissen darüber scheint ebenso verbreitet wie die Kenntnis der Arten selbst.

Eine kaum überschaubare Reihe von Tieren ist schließlich Gegenstand der *Jagd*. Diese wird, anders als der Fischfang, fast ausschließlich von den Männern durchgeführt, häufig allein, wie schon Gillin (1936: 3) dies als Normalfall beschreibt, nicht selten aber auch zu zweit oder in kleinen Gruppen, meist in den frühen Morgenstunden und nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Soweit die (teure) Munition verfügbar ist, kommen jedoch auch die wenigen Gewehre zum Einsatz, - drei an der Zahl in Botanamo bei fünfzehn erwachsenen Männern -, sowie Taschenlampen, mit denen die Tiere in der Dunkelheit aufgeschreckt und geblendet werden können. Tabelle 8 gibt einige der wichtigsten gejagten bzw. gesammelten Arten wieder.

Tab. 8: Auswahl wichtiger Jagdtiere der Kari'ña

<i>Kari'ña</i>	<i>Wissenschaftl. Bezeichnung</i>	<i>Deutscher Name</i>
Wa'yamu	<i>Geochelone denticulata</i>	Schildkröte
Tammanuwa	<i>Tamandua tetradactyla</i>	kleiner Ameisenbär
Variiri	<i>Myrmecophaga tridactyla</i>	großer Ameisenbär
Rüaana	Aguti Paca	Paca(-Aguti)
Akuri	<i>Dasyprocta aguti</i>	Gold-Aguti
Mapiuri	<i>Tapirus terrestris</i>	Flachlandtapir
Saari	<i>Mazama americana</i>	Roter Mazama
Poncho	<i>Tayasu pecari</i>	Pekkarari
Pakiira	<i>Tayasu tajacu</i>	Halsbandpekkari
Aware	<i>Didelphis marsupialis</i>	Opposum
Capashi	<i>Dasybus novemcinctus</i>	Neunbinden-Gürteltier
Kapivia	<i>Hydrochaeris hydrochaeris</i>	Wasserschwein
Ropoono	<i>Carinina moschata</i>	? (Wurm)
Pavooko	<i>Crax alector</i>	Glattschnabel-Hokko
Paava	<i>Pipile pipile</i>	Schaku-Huhn
Akaare	<i>Caiman crocodilus</i>	Kaiman
Vadaamaka	<i>Iguana iguana</i>	Leguan
Sereevai	<i>Tupinambis teguixin</i>	Schwarzgelber Teja
Yanoore	<i>Tigrisoma lineatum</i>	Salmonreiher

Versch. Quellen sowie eigene Erhebungen Botanamo, August 1997

In erster Linie dienen die Tiere wiederum der eigenen Ernährung, allen voran die verschiedenen Agutis (Rüanaa und Akuri), sowie die Pekkaris (Poncho und Pakiira), aber auch Tapire (Mapiuri) und Rotwild (Saari). All diese Tiere bzw. ihr Fleisch werden auch an Außenstehende verkauft, teilweise direkt an der Piste an die Fahrer vorbeifahrender Lastwägen aus den Holzkonzessionen, zum Teil aber auch im nächsten größeren Ort Tu-

meremo. Wenn auch in geringem Umfang getätigt, spielt dieser Verkauf von Wild doch eine sehr große Rolle bei der sporadischen und insgesamt geringen Schaffung monetären Einkommens bei den Kari'ña.

Auf die Wichtigkeit der Schildkröten, *Wa'yamu*, wurde bereits früher hingewiesen; neben dem Fleisch finden hier auch die Panzer als kleine Hocker vielfach Verwendung. Auch andere Tiere werden nicht nur zum Verzehr gejagt: So wird die Haut des bereits erwähnten Goldaguti (*Akuri*) häufig für die Herstellung der Trommelfelle verwendet und aus den Federn des bis zu einem Meter großen Glattschnabel-Hokko (*Pavooko*) werden bevorzugt die Federn für die Pfeile gefertigt. Einige andere Vögel wie der schwarzgelbe Teja (*See-revai*) werden zudem als Ziervögel verkauft, in einigen wenigen Fällen auch selbst gehalten.

Gillin (1936: 10) weist darauf hin, dass eine ganze Reihe von Tierarten von den Kariben am Barama River *nicht* gegessen werden, darunter Raubkatzen, Schlangen, Affen und Raubvögel. Er sieht dies jedoch nicht in Tabus begründet, sondern allein im Stammesgeschmack ("*tribal taste*") der Kariben. Den Verzehr der genannten Tierarten konnte ich auch heute in Botanamo nicht beobachten, noch wurden diese Tiere als Jagdbeute von meinen Informanten erwähnt.¹⁷⁴ Ich wurde zudem darauf hingewiesen, dass das Opposum (*Aware*), welches Gegenstand zahlreicher Geschichten und Mythen der Kari'ña ist, nur in "harten Zeiten" verzehrt werde.

Versuchen wir an dieser Stelle eine Zwischenbilanz der von den Kari'ña genutzten organismischen Vielfalt zu ziehen, so lassen sich vorläufig zwei Punkte festhalten. Die hier zusammengetragenen Informationen ergeben erstens das Bild einer indigenen Gruppe, die die organismische Vielfalt ihrer unmittelbaren Umwelt sehr intensiv und auf die unterschiedlichste Art und Weise nutzt und in ihrer gegenwärtigen Lebensweise auch ganz und gar auf diese Vielfalt angewiesen ist. Dies gilt in gleichem Maße für die pflanzliche und für die tierische Vielfalt: Die eine liefert den Grundstock der Ernährung, der Körperpflege und der medizinischen Versorgung, die andere notwendige Ergänzungen der Eiweißversorgung sowie einen entscheidenden Beitrag zu den minimalen Geldeinkommen, über welche die Kari'ña verfügen. Beide dienen darüber hinaus vielen verschiedenen technischen und instrumentellen Zwecken. Dieses umfassende 'Leben von der Natur' entspricht durchaus den Erwartungen an die indigenen Bewohner des südamerikanischen Tieflands und ist in vielen Einzelfällen genau dokumentiert worden, weitaus umfassender, als es hier angestrebt wurde. Als bemerkenswert darf es hier jedoch zumindest insoweit gelten, als diese Gruppe gemeinhin als kulturell verarmt, hochgradig 'proletarisert' und geradezu anomisch betrachtet wird, und eben gerade nicht als eine mehr oder weniger 'intakte' indigene Gemeinschaft, die, so gut es eben geht, ihre überkommene Wirtschaftsweise aufrecht erhält. Offenbar sind aber im vorliegenden Fall die Nutzungsweisen der natürlichen

¹⁷⁴ Dagegen berichten sowohl Kloos (1971: 59) als auch Adams (1972: 15) von Jagd und Verzehr mehrere Arten von Affen.

Vielfalt und die darauf bezogenen Kenntnisse relativ robust gegenüber den historischen und sozialen Verwerfungen, denen die Kari'ña in verschiedenster Form ausgesetzt waren. Das legt, jedenfalls für die letzten Jahrzehnte, die in vieler Hinsicht verblüffende Ähnlichkeit der heutigen Lebensweise mit den Beschreibungen von Gillin (1936) und Adams (1972) über die Kariben im angrenzenden guyanischen Siedlungsgebiet nahe. Dieser Aspekt scheint mir umso ernster zu nehmen, als die beschriebene Nutzung in vieler Hinsicht nicht einfach als letztes Relikt vorhandener Wissensbestände gedeutet werden kann. So bedarf etwa die Aufrechterhaltung der Sortenvielfalt einer stetigen, aktiven Pflege, und ähnliches gilt für viele der 'halbwildern' Nutzungsformen. Schließlich weist auch die Ausweitung des genutzten Artenspektrums in einigen Aspekten auf eine fortlaufende Entwicklung. Die heutige Nutzung der 'biologischen Vielfalt' durch die Kari'ña von Imataca muss daher als Ausdruck einer Kontinuität verstanden werden, die allen Widrigkeiten zum Trotz lebendig und dynamisch geblieben ist.

Zweitens werfen die zusammengetragenen Informationen auch auf den Begriff der biologischen Vielfalt, so wie er in den bekannten internationalen Diskursen heute Verwendung findet, ein etwas anderes Licht. Der Objektcharakter, der darin der biologischen Vielfalt zugesprochen wird, macht vor dem Hintergrund der Lebensweise der Kari'ña nur bedingt Sinn. Die Vielfalt lässt sich hier kaum als ein Ensemble von Komponenten verstehen, das auf die reine Summe seiner Elemente oder gar auf deren genetische Aspekte zu reduzieren wäre. Denn mit den genannten physiologischen und ökotrophologischen 'Funktionen' der lebendigen Umwelt sind instrumentelle, mechanische, ästhetische und im weiteren Sinne symbolische Dimensionen vielfach unmittelbar verknüpft. Dabei geht schon die Zahl der genutzten Komponenten in die Hunderte. So ist das Leben der Kari'ña in dieser oder ähnlicher Form konkret schlechterdings undenkbar ohne diese Vielfalt: Sie wird schon in einer knappen Darstellung wie der vorliegenden als so umfassende Reproduktionsgrundlage und 'Welt' der Gruppe erkennbar, dass ihre summarische Verdinglichung (und damit auch Subtrahierbarkeit) nicht vorstellbar ist, ohne zugleich jenes Dasein als Zusammenhang gedanklich preiszugeben. Die Wirkungen, die aus der gesetzlichen und institutionellen Neuordnung dieser Sphäre im Zeichen eines erweiterten Naturschutzes angestrebt, erhofft und befürchtet werden, sind Gegenstand des folgenden Abschnittes.

II.5.2 Globale Ordnung, lokales Wissen, nationale Rechte

Die biologische Vielfalt ist wie kaum eine andere Ressource in einem internationalen Kontext 'entstanden', wenn man ihre Konstitution als Gegenstand wissenschaftlicher, technischer und naturschutzorientierter Bemühungen betrachtet. Kernstück dieser Konstitution war und ist die internationale Übereinkunft über die biologische Vielfalt, weitaus bekannter unter ihrem englischen Namen *Convention on Biological Diversity* bzw. deren Kürzel CBD. Dieses Abkommen entstand erst im Vorfeld der Rio-Konferenz über Umwelt und Entwicklung (1992) und galt aufgrund seines rechtsverbindlichen Charakters sowie seines raschen Inkrafttretens bereits im Jahr darauf als einer der größten Erfolge dieser

Konferenz. Mit mittlerweile mehr als 180 Ratifikationen und mehreren Zusatzprotokollen (u.a. zur biologischen Sicherheit) hat sich dieser internationale Regelungsansatz seitdem ausgeweitet; mit zahlreichen regionalen und nationalen Abkommen aber auch neu segmentiert und lokal vertieft. Trotz mancher Kritik an der mangelnden Effektivität und Effizienz des Abkommens wird dessen Ansatz heute kaum noch in Frage gestellt, nämlich den Schutz der biologischen Vielfalt insgesamt möglichst eng an die marktförmige Inwertsetzung einzelner Komponenten der belebten Welt zu koppeln. Dies soll im Wesentlichen dadurch erreicht werden, dass der grenzüberschreitende Zugang zu diesen Komponenten zustimmungspflichtig gemacht, d.h. zunächst einmal rechtlich eingeschränkt wird, wodurch die Bedingungen für die Herausbildung eines internationalen Marktes für diese Güter erleichtert werden sollen.¹⁷⁵

Im Zusammenhang mit indigenen Belangen hat dabei die Tatsache größte Aufmerksamkeit gefunden, dass erstmals in einem internationalen Umweltabkommen die besondere Rolle explizit gewürdigt wird, die indigenen Völkern in diesem Kontext seit langem zugebilligt wird. Dies hat zum Teil zu geradezu euphorischen Reaktionen bei Ethnologen geführt. So sieht etwa ein US-amerikanischer Forscher die indigenen Völker (Lateinamerikas) in diesem Zusammenhang "zum ersten Mal seit 500 Jahren auf Seiten der Gewinner" (Greaves 1994: Vorblatt). Andere Ethnologen haben jedoch auch weit zurückhaltender reagiert, so dass sich mittlerweile eine differenzierte Debatte ausgeformt hat, in der die Effekte dieser neuen rechtlichen Verknüpfung von Indigenen- und Umweltpolitik in allen Details ausgeleuchtet werden (stellvertretend: Posey/Dutfield 1996, Cleveland/Murray 1997). Es lohnt also ein genauere Blick in das Übereinkommen und seine nationale Umsetzung, um festzustellen, welche Rolle dort den indigenen Gruppen angetragen, und welche Rechte ihnen dabei im Einzelnen zugesprochen werden.

Doch kehren wir zunächst noch einmal kurz zu den Kari'ña und ihrem Fischgift zurück, um die Problematik rechtlicher Verregelung einmal mehr an diesem Beispiel zu illustrieren. Die Männer, die ich im Südosten Venezuelas beim Fischfang begleitete, machten sich einstweilen noch keine Gedanken über das pharmazeutische oder industrielle Potenzial ihres Kunami, und auch mir lag dieser Gedanke in dem konkreten Fall noch ganz fern. Erst ein Jahr darauf erfuhr ich zufällig am Rande einer UN-Konferenz in Madrid, dass ein Wirkstoff aus dieser Pflanze in Europa schon patentiert worden sei. Der bereits erwähnte Dr. Gorinsky aus London, so las ich später, hatte im benachbarten Guyana im Rahmen eines von der Darwin-Initiative geförderten Projekts die Pflanze sammeln lassen und die von ihm mitgegründete Firma *Biolink* die nötigen Analysen durchgeführt (Forte 1999b, S. 6). Der belegbar schon seit langem von den Kari'ña genutzte Wirkstoff wurde so zur 'Erfindung' und zum geistigen Eigentum eines fernen Patentinhabers, der sich alle kommerziellen Verwertungsrechte bis auf weiteres gesichert hat. Für die Nichtregierungsorgani-

¹⁷⁵ S. dazu kritisch etwa die Diskussion bei Brand/Görg (2003: Kap. 2). In der weiteren Darstellung greife ich teilweise auf eine frühere eigene Arbeit zurück (Grimmig 1999: 158ff), die hier weiterentwickelt wird.

sation, die hierüber berichtete, ist dies ein klassischer Fall von 'Biopiraterie', d.h. der illegitimen wenn nicht sogar illegalen Aneignung indigenen Wissens und seines materiellen Trägers, der traditionell genutzten Pflanzen (RAFI 1995).

Zur rechtlichen Beurteilung solcher Vorgänge kann im Rahmen der Konvention über biologische Vielfalt vor allem der Artikel 8(j) herangezogen werden, ein Unterpunkt unter den Bestimmungen zum Schutz der biologischen Vielfalt *in situ*, d.h. am Ort ihres Vorkommens. Dort heißt es in einer verschlungenen Passage:

"Jede Vertragspartei wird soweit möglich und sofern angebracht [...] im Rahmen ihrer innerstaatlichen Rechtsvorschriften Kenntnisse, Innovationen und Gebräuche eingeborener und ortsansässiger Gemeinschaften mit traditionellen Lebensformen, die für die Erhaltung und nachhaltige Nutzung der biologischen Vielfalt von Belang sind, achten, bewahren und erhalten, ihre breitere Anwendung mit Billigung und Beteiligung der Träger dieser Kenntnisse, Innovationen und Gebräuche begünstigen und die gerechte Teilung der aus der Nutzung dieser Kenntnisse, Innovationen und Gebräuche entstehenden Vorteile fördern." (CBD, Art. 8j)

Dies klingt beim ersten Lesen den indigenen Anliegen gegenüber sehr aufgeschlossen, wird hier doch explizit eine "gerechte Teilung" der Vorteile propagiert, die aus der Nutzung indigener Kenntnisse und Gebräuche entstehen. Doch wenn sich in dieser Passage auch verschiedene Ansatzpunkte erkennen lassen, eine Beteiligung indigener Gruppen sicherzustellen, so enthält sie doch zugleich einige Fallstricke, wenn unsere Fischer versuchten, daraus konkrete Ansprüche abzuleiten:

Zum einen gilt ja gerade ihre Fischgift-Verwendung in Venezuela keineswegs als nachhaltiger und förderungswürdiger Brauch. Damit wird schon die Grundlage der Aufforderung an die Vertragsparteien gefährdet, die "gerechte Teilung" der aus dessen Nutzung entstehenden Vorteile zu "fördern". Zum anderen ist diese Aufforderung eingangs explizit an den "Rahmen der innerstaatlichen Rechtsvorschriften" gekoppelt. Dies hat zur Folge, dass es letztlich die nationale, venezolanische Gesetzgebung ist, die den Rahmen im Einzelnen setzen wird.

Vor allem aber bezieht sich der verbindlich formulierte Kerngedanke des Vorteilsausgleiches (*benefit sharing*) in der Konvention nur auf die Vertragsparteien als souveräne *Nationalstaaten* – die Firma Biolink hat aber ihr Kunami nicht in Venezuela, sondern im angrenzenden Guyana gesammelt. Selbst wenn es also in Venezuela einen rechtlich klaren Beteiligungsanspruch indigener Gruppen gäbe, so bliebe er in diesem Fall wirkungslos, insofern er sich nicht gegen Dritte geltend machen ließe. Den Rahmen für klare Ansprüche gibt die Konvention nur im Verhältnis zwischen Nationalstaaten ab, bzw. – bei entsprechender Umsetzung in nationale Gesetze der beteiligten Länder – in den Verhältnissen der ihnen unterstellten Rechtssubjekte. Historische Erfahrung lehrt, dass die Widerstände der Nationalstaaten, ihre ethnischen Minderheiten an diesen Rechten teilhaben zu lassen, in der Regel ganz beträchtlich sind. Im vorliegenden Fall sind also vorerst zwei Fragen weiter zu prüfen, nämlich erstens, ob die venezolanischen Rechtsvorschriften die mit der CBD auf internationaler Ebene angeregten Spielräume zugunsten der indigenen Bevölkerung

nutzen, und zweitens, inwieweit daraus resultierende Ansprüche in dem konkreten Fall durchsetzbar wären.

Die nationale Umsetzung der CBD verlief in Venezuela bis zum Zeitpunkt meiner Feldforschungen nur schleppend. Zwar wurde im Rahmen des Andenpakts 1996 ein gemeinsames Regime bezüglich des Zugangs zu genetischen Ressourcen formuliert (JUNAC Decisión 391 v. 17. Juli 1996), dies legte jedoch wenig mehr fest als eine allgemeine Verpflichtung der Mitgliedsstaaten, in diesem Bereich vertragliche Regelungen vorzusehen. Besonders im Bezug auf die Rechte indigener Minderheiten blieb diese Verpflichtung ganz unbestimmt und wurde in Venezuela auch vorerst nicht weiter spezifiziert. Die international geprägte Debatte um indigene Rechte wurde hier seit den 1980er Jahren staatlicherseits generell kritisch rezipiert, und besonders kritisch in Umweltbelangen. Nicht selten wurden entsprechende internationale Entwicklungen sogar als perfider Angriff 'öko-imperialistischer' Kräfte auf den nationalen Souverän gewertet. Diese kritische Grundhaltung kommt auch in der Aussage eines venezolanischen Delegierten auf einer UN-Konferenz über Indigenes Wissens zum Ausdruck, der mir – über das Konferenzgeschehen reflektierend – mitteilte:

"Viele der Indigenen sind manipuliert worden; dies alles hier ist das Ergebnis einer Strategie, in der die Indigenen von Gruppen aus der Ersten Welt aufgewiegelt werden. [...]. Das Einzige, was in diesen internationalen Foren klargestellt wurde, ist, dass angesichts der vielen Paragraphen, in denen über eine besondere Behandlung der Indigenen verhandelt wird und Begriffe wie indigene Gemeinschaften oder indigene Völker diskutiert werden, die Verhandlungsergebnisse immer mit unserer nationalen Rechtsprechung kongruent sein müssen. Das ist alles. Wir können uns deshalb nicht auf diese Begriffe beziehen, weil das venezolanische Volk ein Einziges ist und die Indigenen nicht getrennt von der venezolanischen Nation gedacht werden können." (Interview mit H. Hernández, Dezember 1997)

Dass den Indigenen dementsprechend zu dieser Zeit keine spezifische Rolle im gesamten Prozess der Implementation und Umsetzung der internationalen Bestimmungen zugeordnet wurde, zeigt sich sehr klar an der Ausarbeitung einer "nationalen Biodiversitäts-Strategie" durch das Umweltministerium, in der indigene Belange keinerlei Erwähnung finden (MARNR 1997b). Die Biodiversität wird darin als "natürliches Kapital" konzipiert, das der venezolanische Staat planvoll zu verflüssigen hat, wobei als neue Akteure jenseits des Staates nur die Privatindustrie und die Zivilgesellschaft in Gestalt von NGOs ins Spiel kommen (ebd.: 1/3 u. 2/1).

Diese Position änderte sich jedoch deutlich, man kann sagen: schlagartig mit der politischen Wende zur 'Bolivarianischen Republik' unter dem neuen Präsidenten Hugo Chavez. Bereits in der neuen Verfassung aus dem Jahr 1999 wird das Thema direkt angegangen. In deren Artikel 124 heißt es, das Wissen, die Technologien und die Innovationen indigener Völker würden als "kollektives geistiges Eigentum garantiert und geschützt", die Patentierung genetischer Ressourcen und sich darauf beziehender Kenntnisse wird in diesem Zusammenhang kurzerhand "verboten"; stattdessen sollen "kollektive Vorteile" aus deren beider Nutzung gezogen werden (Gaceta Oficial No. 5.453 Extr., 24. März 2000; vgl. a.

Mogollon-Rojas 2002: 537). Wenn in besagtem Artikel auch noch etwas wolkig bleibt, auf welche Weise die genannten Ziele erreicht werden sollen, so dürfte Venezuela damit jedenfalls wohl das einzige Land sein, dass derartig konkrete Belange der Biodiversität in den Stand von Verfassungsfragen erhoben hat.

Gesetz über die biologische Vielfalt

Etwas genauere Ausführungen finden sich in dem nationalen Gesetz über die biologische Vielfalt, das im Jahr darauf vom Kongress verabschiedet wurde (*Ley de diversidad biológica* [LDB], 24. Mai 2000, Gaceta Oficial No. 5.468 Extr.). In einem eigenen Kapitel über die "Bewahrung der kulturellen Vielfalt" werden zunächst die angestammten Rechte ("*derechos patrimoniales*") der indigenen Gemeinschaften an ihren Wissensbeständen noch einmal bekräftigt (LDB, Art. 39). Dabei wird jedoch eingeschränkt, dass diese Rechte nur insoweit geltend gemacht werden können, als die betreffenden Ressourcen materiell und immateriell der einzigartigen Identität ("*identidad única*") einer traditionellen Gemeinschaft bzw. einer indigenen Gruppe oder eines indigenen Volkes zugehörig sind (Art. 41). Ist diese Bedingung gegeben, besteht das Recht der betreffenden Gemeinschaft in einer Ablehnungsmöglichkeit der Sammlung von biologischem Material und dem dazugehörigen Wissen durch Dritte in den Siedlungsgebieten der betreffenden Gruppe (Art. 43), einer Möglichkeit, wie sie in der internationalen Konvention über biologische Vielfalt analog für den zwischenstaatlichen Verkehr verankert ist (CBD, Art. 15, "*prior informed consent*"). Zugleich wird im venezolanischen Gesetz aber die Pflicht der entsprechenden Gemeinschaften betont, mit den einschlägigen öffentlichen Institutionen zu kooperieren. Zum "kollektiven Wohl des Landes" ist die Nutzung des traditionellen Wissens ausdrücklich vorgesehen (LDB, Art. 44 u. 45).

Man kann in dieser Konstruktion eine merkwürdige Doppelbindung der venezolanischen Gesetzgebung erkennen, indem einerseits die Rechte indigener Gemeinschaften ausdrücklich anerkannt und symbolisch gestärkt werden, andererseits umgehend übergeordnete Zwecke wie das Wohl der Umwelt oder der Nation eingeführt werden, Zwecke, die jene ohnehin schwer durchsetzbaren Ansprüche in andere Bahnen lenken oder neuen Bedingungen unterwerfen. Diese doppelte Stoßrichtung wird auch in den einschlägigen Abschnitten über Zugang und Vorteilsausgleich sehr deutlich (LDB, Título VII). Einerseits wird hier in überraschender Klarheit festgehalten, dass biologisches Material nicht patentiert werden darf, welches illegal erworben wurde oder auf der Anwendung kollektiven Wissens indigener Bevölkerungsgruppen basiert (LDB Art. 82). Gesetzesverstöße in dieser Hinsicht werden sogar explizit mit Haftstrafen bedroht (LDB Art. 120). Andererseits wird das Recht, an den Vorteilen resp. Gewinnen kollektiv teilzuhaben, die sich aus der Nutzung dieses Wissens ergeben, explizit als eine Kompensation für den Erhalt der natürlichen Umwelt formuliert (LDB, Art. 84). Worin der Schutz bzw. die Rechte der indigenen Bevölkerung in diesem Punkt überhaupt bestehen, bleibt jedoch unklar, und die Be-

seitigung dieser Unklarheit wird schließlich auf zukünftig zu entwickelnde Programme übertragen (LDB, Art. 88).

Ein letztes Mal lässt sich hier die Probe auf das Exempel des Fischgifts Kunami machen, um die Wirkung dieser Bestimmungen zu durchdenken: Ließe sich das Wissen um die Wirkungen des Pflanzenextrakts, das die Kari'ña nachweislich schon sehr lange zum Fischfang nutzen, unter diesem neuen venezolanischen Gesetz eher "schützen" als gemäß der unscharfen internationalen Rahmenkonvention? Es ist leicht ersichtlich, dass sich auch mit den nationalen Bestimmungen einige größere Umsetzungsprobleme ergeben: Zunächst dürfte es schon schwer fallen, dieses *barbasco* einer "einzigartigen Identität" der Kari'ña zuzuordnen, denn *Clibadium sp.* wird auch von einer Reihe anderer Ethnien in der weiteren Region in ähnlicher Weise genutzt. Selbst wenn die Einzigartigkeit in diesem Fall diesen Gruppen gemeinsam zugebilligt würde, so bliebe das daraus resultierende Ablehnungsrecht im benachbarten Guyana wie gehabt wirkungslos. Aber auch innerhalb Venezuelas verfügen die Kari'ña einstweilen nicht über rechtlich gesicherte Territorien, die ohne Weiteres als die ihren zu behaupten wären – der einschlägige Artikel 43 spricht jedoch von der Möglichkeit der Ablehnung bestimmter Projekte durch indigene Gruppen ausdrücklich mit Bezug auf "ihre Territorien" ("*sus territorios*", Art. 43). Weiter bliebe auch das vorgesehene Patentierungsverbot für die extrahierten Substanzen beim jetzigen Stand fast ohne Effekt, weil die genannten Patente nicht in Venezuela, sondern in den USA und Europa angemeldet wurden. Dagegen würden sich die Zugriffsmöglichkeiten des venezolanischen Staates auf die Ressource noch erhöhen, denn hier besteht nun die neue gesetzliche Verpflichtung auf Seiten der Indigenen, zum Wohle der Nation mit staatlichen Einrichtungen zu kooperieren.

Diese Probleme und Einschränkungen bei dem Versuch, die Partizipation indigener Gruppen an den gewinnbringenden Möglichkeiten der Biodiversität sicherzustellen, sind dabei nicht auf den spezifischen Fall der Kari'ña und ihres Kunami beschränkt: die große Mehrheit aller indigenen Nutzpflanzen und -tiere wird mit anderen Völkern der Region geteilt (vgl. etwa Civrieux 1973; Hernández et al. 1994), die große Mehrheit dieser Organismen ist in mehreren Nationen verbreitet, und die große Mehrheit aller indigenen Völker der weiteren Region hat bestenfalls unzureichende Landrechte. Das heißt: nicht nur für das Fischgift, sondern für die überwältigende Mehrheit aller denkbaren Fälle der indigenen Nutzung biologischer Vielfalt in der Region werden sich kaum starke Rechtsansprüche zugunsten der betreffenden Gruppen konstruieren lassen. Schließlich zielt die kommerzielle Verwertung entsprechender Produkte – und damit auch ihr Patentschutz – in aller Regel auf die Märkte der Industrieländer und bleibt damit weitgehend unempfindlich gegen entsprechende Verbote in einem Land wie Venezuela.

Im Ergebnis ist die rechtspolitische Wende unter dem neuen Präsidenten Chavez also nicht ganz so radikal, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Die Rechtsansprüche der indigenen Gruppen bleiben in weiten Bereichen vage formuliert und an verschiedene Bedingungen gebunden, die in vielen denkbaren Fällen kaum erfüllt werden können. Dennoch zeichnen

sich in der Gesamtbetrachtung zumindest die Konturen einer neuen Regelung dieses Feldes in Venezuela ab, die in drei Punkten bemerkenswert scheint: Erstens wird den indigenen Gruppen unter bestimmten Bedingungen ein Abwehrrecht gegen Projekte in "ihren Gebieten" eingeräumt; das ist in dieser Form neu. Zweitens wird die Stärkung der indigenen Positionen direkt an den Staat bzw. staatliche Aufgaben und das Gemeinwohl des Landes angekoppelt. Damit wird die lange Zeit in Venezuela vertretene Sichtweise aufgegeben, wonach es in diesen Fragen ein Nullsummenspiel gebe, bei dem jede Stärkung indigener Rechte quasi automatisch mit einem Verlust nationaler Souveränität einhergeht. Drittens wird die akademisch und politisch kontrovers diskutierte Frage, inwieweit geistige Eigentumsrechte das geeignete Instrument seien, um die indigenen Wissensbestände zu schützen (vgl. Cleveland/Murray 1997; Agrawal 1998) jedenfalls für Patente klar negativ beantwortet. Die indigenen Wissensbestände werden hier sogar aktiv von der Patentierbarkeit ausgeschlossen. Mag die Umsetzung dieser Positionen auch noch beträchtliche praktische Probleme aufwerfen, so werden insgesamt die Ansprüche indigener Gemeinschaften doch zumindest auf der politisch-symbolischen Ebene ganz erheblich gestärkt.

Raumordnung: Ökologische Korridore und genetische Reserven

Im Gefolge der Konvention über die biologische Vielfalt (CBD) sind in Venezuela nicht nur die gesetzlichen Bestimmungen reformuliert worden, wie mit der organismischen Vielfalt umzugehen ist und wie der aus ihr gezogene Nutzen verteilt werden soll. Zugleich wurden eine ganze Reihe von Plänen entworfen und zum Teil auch verabschiedet, die direkt auf die räumliche Ebene der Forstreserve Imataca (RFI) abzielen und hier besondere Nutzungsmuster etablieren sollen. Diese Raumordnungspläne sind daher auch von unmittelbarer Bedeutung für die Kari'ña, die in der Reserve leben. Von dem umstrittenen *Decreto 1850*, in welchem 1997 die Landnutzung in der Reserve neu zoniert wurde, war bereits verschiedentlich die Rede (Kap. I und II.4). Hier soll nun dieses Dekret einschließlich seiner unmittelbaren Vorläufer und jüngsten Nachfolger noch einmal unter dem Blickwinkel der Biodiversität genauer betrachtet werden, denn in den Debatten des letzten Jahrzehnts hat die Optimierung der Landnutzung in der Forstreserve gerade im Hinblick auf die dort vorhandene Biodiversität eine entscheidende Rolle gespielt. Am Verlauf dieser Debatten lässt sich zeigen, wie die Verknüpfung zwischen indigenen Belangen und Anliegen des internationalen Naturschutzes, die in der globalen Umweltdebatte bereits Anfang der 1990er Jahre kodifiziert wird, schrittweise immer stärker die konkreten Auseinandersetzungen um die Raumordnung im venezolanischen Südosten prägt. Die 'globalisierte Umwelt' wird dabei nicht nur zu einer ökonomischen Ressource im Blick der biotechnologischen Industrien, sondern auch zu einer symbolischen Ressource in den Organisations- und Artikulationsbemühungen der indigenen Bevölkerung.

Schon zeitgleich mit dem Inkrafttreten der CBD tauchen im Umfeld venezolanischer Umweltgruppen die ersten Pläne auf, in der Forstreserve Imataca ein System von ökologischen "Korridoren" zu etablieren (Ochoa 1993). Ausgangspunkt dieser Vorschläge sind

einerseits zoologische Untersuchungen über die Folgen der Fragmentierung von Lebensräumen, insbesondere für die Säugetiere im Gebiet der RFI, andererseits staatliche Überlegungen, einen gewissen Flächenanteil in den Konzessionen als "genetische Reserve" auszugliedern. Diese genetischen Reserven, so Ochoa (1993: 369-372), würden gemäß bisheriger Planung nur nach kommerziellen Kriterien ausgewiesen. So entstünden isolierte Inseln von zu geringer Größe, um überlebensfähige Populationen vieler Tier- und Pflanzenarten zu erhalten. An ihrer Stelle sei ein zusammenhängendes Netz, ein "System von Korridoren natürlicher, geschützter Gebiete" zu entwickeln, das der Autor am Beispiel der *Unidad V* der Forstreserve beispielhaft entwirft - und damit just für das Gebiet, in dem auch die von mir untersuchten Kari'ña leben.

Der Vorschlag orientiert sich in erster Linie am Einzugsgebiet des *Rio Botanamo* und sieht vor, entlang der tiefer gelegenen, feuchten *bajos* streng geschützte Zonen auszuweisen, die allein der Forschung, der Umwelterziehung und dem Ökotourismus gewidmet sind (ebd.: 374-5). Durch die Nutzungsbegrenzung in diesen ökonomisch ohnehin weniger interessanten Lagen entlang der kleinen Flussläufe könne der lokale Artenrückgang deutlich reduziert werden, so etwa unter den Säugetieren um fast 60 Prozent (ebd.: 379). Kaum verändert wird dieses Konzept wenig später auch in der Zeitschrift des nationalen Forstdienstes SEFORVEN vorgestellt: der Forstdienst hatte selbst die Voruntersuchungen unterstützt, ebenso wie der lokale Holzkonzessionär INTECMACA und zwei Umweltverbände, darunter die *New Yorker Wildlife Conservation Society* (Ochoa 1994: 26).

Das eigentlich überraschende Merkmal dieser beiden Entwürfe aus heutiger Sicht ist die vollkommene Abwesenheit indigener Gruppen und ihrer Nutzungsansprüche in der Region. Besonders augenfällig fehlen in dem ursprünglichen Vorschlag die Kari'ña, die ja gerade in dem Teilgebiet leben, das exemplarisch gewählt wurde, um die Anlage und Funktionsweise der ökologischen Korridore für das größere Gebiet zu illustrieren. Die Indigenen tauchen in dem Plan überhaupt nur einmal auf, nämlich als es eingangs darum geht, das besondere Interesse an den Ökosystemen in den Wäldern Guayanas zu begründen: Als erster Punkt wird dabei die "biotische Komplexität" dieser Wälder hervorgehoben, "die eine beträchtliche Zahl von endemischen Pflanzen und Tieren einschließt, sowie indigene Ethnien" (Ochoa 1993: 369). Sind die Kari'ña damit kurzerhand dem Reich des Biologischen zugeordnet, so tauchen sie gewissermaßen konsequent im Weiteren nicht mehr auf, als es um die Nutzungsformen und -ansprüche geht, die mit den ökologischen Zielsetzungen der Korridore in Einklang zu bringen sind. Entsprechend ist denn auch durchgängig von "Primärwäldern" die Rede, in einem Gebiet, das nicht nur aktuell durch die Aktivitäten von Holzfirmen und legalen wie illegalen Goldsuchern vielerorts gezeichnet ist, sondern schon im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts im Zentrum eines Gummibooms stand, der nach allen verfügbaren Quellen tiefgreifende Zerstörungen der vorgängigen Vegetationsstruktur mit sich brachte (vgl. Kap. II.2).

Etwas mehr Aufmerksamkeit fanden die Kari'ña und andere indigene Gruppen des Gebiets in den Vorarbeiten zu dem Raumordnungsplan *Decreto 1850* in den folgenden Jahren. In

dem ausführlichen Hintergrundmaterialien (MARNR 1995) wurde verschiedentlich auf die indigene Bevölkerung in der Region verwiesen, im Wesentlichen durch eine Beschreibung der Lage, in der diese Bevölkerung allerdings immer noch vorwiegend als ein problematischer Faktor in der Nutzung der Forstreserve erscheint. Über die Kari'ña heißt es, sie siedelten ungeachtet ihrer vorwiegend subsistenten Lebensweise nun vermehrt in der Nähe von Orten mit bergbaulichem Potenzial oder verlassenen Minen (ebd.: 95). Als kritisch wird dabei die Migration aus dem benachbarten Guyana sowie das natürliche Bevölkerungswachstum der Gruppe angesehen, welche ein weiteres Anwachsen der landwirtschaftlichen Aktivität befürchten ließen (ebd.: 164). Zudem wird darauf verwiesen, dass die Kari'ña kaum Bezüge zu den aktiven Forstkonzessionen hätten und den Konzessionären wie dem staatlichen Forstdienst in jüngerer Zeit "feindselig" gegenüber stünden (ebd.: 95).¹⁷⁶ Nutzungskonkurrenzen und religiöse Konflikte in Verbindung mit der grenznahen Lage lassen die Indigenen hier zudem als Problem der nationalen Sicherheit erscheinen (ebd.: 86). Bemerkenswert an dieser Darstellung ist im Blick auf die Biodiversität jedoch besonders, dass hier nach wie vor keinerlei *positive* Verbindungen zwischen kultureller Vielfalt und Biodiversität hergestellt werden, kein Bezug zum indigenen Wissen oder zu einer positiv konnotierten 'traditionellen (Wald-)Nutzung', wie sie in der Konvention über biologische Vielfalt verschiedentlich in Anschlag gebracht wird.

Entsprechend finden sich auch in dem ausgearbeiteten Raumordnungsplan für die RFI, der als *Decreto 1850* im Mai 1997 verabschiedet wurde (Gaceta Oficial No. 36.215 vom 28. Mai 1997), indigene Belange nur wenig berücksichtigt. Zwar wird die dauerhafte Anwesenheit der Indigenen in der Region ausdrücklich gebilligt, deren Kultur und Lebensweise "eng mit der Ökologie des Gebietes verbunden" seien (Art. 56). Entsprechend werden auch die "traditionellen" Nutzungen und im Besonderen solche der Subsistenz in Verbindung mit den Siedlungen in der Forstreserve von dem generellen Landwirtschaftsverbot ausgenommen (Art. 29). Doch eine Ausweitung dieser Aktivitäten soll ausdrücklich begrenzt werden (Art. 64 Par. 2), während ansonsten das Dekret von einer Liberalisierung der Nutzungsweisen geprägt ist, die vor allem zugunsten der bergbaulichen Aktivitäten ausfällt und damit ganz im Zeichen der *apertura minera* steht. Die Bereiche, in denen die Kari'ña siedeln, werden zu großen Teilen einer Zone zugeschlagen, in der neben der forstlichen Nutzung sowie der Siedlung, dem Tourismus, der Industrie, der Wissenschaft und der Landesverteidigung auch der umstrittene Bergbau ausdrücklich vorgesehen ist (Art. 3 u. 8).

Erst in der Kritik dieses Dekrets, zu der sich binnen Kurzem eine Vielzahl nationaler und internationaler Akteure vereinten, spielten die Aspekte Biodiversität und indigene Nutzung dann eine zentrale Rolle. Zu einer öffentlichen Konsultation im September 1997 in der Stadt San Félix erschienen die angekündigten Vertreter staatlicher Organisationen größtenteils nicht, umso zahlreicher dagegen NGO-Vertreter aus den Bereichen Umwelt und

¹⁷⁶ Es sei hier daran erinnert, dass erst 1995, also im Jahr zuvor, mitten im Siedlungsgebiet der Kari'ña eine (weitere) große Holzkonzession vergeben wurde (vgl. Kap. II.4)

Menschenrechte sowie eine Gruppe von etwa 30 Indigenen, unter ihnen mehrere *capitanes* einzelner Siedlungen in der RFI, Funktionsträger der Indigenenverbände und auch ein Repräsentant der Kariña von Bochinche. Der neue Raumordnungsplan wurde von den mehr als 200 Anwesenden mit überwältigender Mehrheit scharf verurteilt. Im Ergebnisbericht zu dem Treffen wird mehrfach auf den mangelnden Schutz der Biodiversität in der Region Bezug genommen und dem Plan unter anderem seine "Nichterfüllung der Verpflichtungen aus der Konvention über die biologische Vielfalt" vorgeworfen (Comisión Permanente 1997: 7). Vor allem aber wird die Situation der Indigenen in der Region sehr umfassend debattiert und direkt zur biologischen Vielfalt in Bezug gesetzt. So heißt es etwa in einer programmatischen Passage des Dokuments, die indigenen Konzepte und Praktiken seien Ausdruck einer "ganzheitlichen und ökologischen Vision" der Welt und hätten das Überdauern solcher "Gebiete wie der Imataca in unserem Land erst möglich gemacht, in denen die Biodiversität dank ihrer naturschützerisch tätigen Bewohner erhalten blieb" (ebd.: 12).

In den Redebeiträgen auf dem Treffen wurden ähnliche Sichtweisen sowohl von Vertretern der Umweltgruppen wie von den Indigenen selbst vielfach vorgetragen. "Wir zerstören die Natur nicht" oder "Wir haben die Umwelt hier erhalten", hieß es etwa von Seiten indigener Vertreter, und verschiedentlich war von einem "Leben in Harmonie mit der Natur" die Rede, das den Bedrohungen der Forstreserve oder gar des Planeten Erde insgesamt gegenüber gestellt wurde (Feldn. MG, 19.09.97). Zumindest auf Seiten der indigenen Verbandsvertreter (u.a. *Federación Indígena de Bolívar*, FIB) ließ sich erkennen, dass Elemente eines internationalen Naturschutzdiskurses direkt aufgenommen und in den Dienst der eigenen Sache gestellt wurden. Zu Kronzeugen der eigenen Rolle für den Erhalt der Natur wurden dabei u.a. die Weltbank, die UNESCO und der WWF (World Wide Fund for Nature) erhoben.

Im Gegenzug erhielt diese "indigene Wende" in der venezolanischen Debatte über das Imataca-Gebiet bald weiteren Rückenwind von internationalen Organisationen und Netzwerken. Der 'Fall Imataca' tauchte nun in den Rundbriefen und *homepages* zahlreicher Umweltorganisationen in den Vereinigten Staaten und Westeuropa auf, und verschiedene internationale Organisationen nahmen sich des Falls an. Zunächst kritisierte insbesondere das Washingtoner *World Resources Institute* in Zusammenarbeit mit venezolanischen Wissenschaftlern den Raumordnungsplan im Detail (WRI 1997; Miranda/WRI 1998). Dabei wurde auch ein erneuerter Entwurf für den oben skizzierten "Primärwaldkorridor" ins Gespräch gebracht (Miranda/WRI 1998: 28). Zugleich wurde nun aber auch ein spezieller Zonentypus für indigene Gemeinschaften gefordert und die Anerkennung von indigenen Landrechten stark nahe gelegt (ebd.: 27, 42f.). So verstärkte sich in der Auseinandersetzung auf verschiedenen Ebenen die Verknüpfung zwischen dem Erhalt der *frontier forests* (WRI 1997) und ihrer Biodiversität mit den Lebensweisen und territorialen Ansprüchen der indigenen Gruppen in der Region.

Weiter vertieft wurde dieser Nexus, als sich schließlich auch die Weltbank des Themas mit zwei eigenen Missionen annahm (World Bank 1999). Der Fall Imataca wurde hier explizit als ein "Testfall" gesehen, in dem sich die Fragen von nachhaltiger Entwicklung und Menschenrechten in Venezuela exemplarisch verdichten (ebd.: 7). Ausgiebig analysiert die Weltbankstudie die rechtliche und soziale Lage der Indigenen in Venezuela und schlägt einen sehr kritischen Ton gegenüber dem bisherigen Planungsprozess bezüglich der Forstreserve an. Bisherige Regierungen hätten die betroffenen Indigenen aktiv ausgegrenzt und die fragmentierte indigene Bewegung im Land nach Möglichkeit weiter zu schwächen gesucht, so dass heute teilweise kaum mehr die Voraussetzungen für eine politischen Partizipation gegeben seien (ebd.: 40f.). Der "Fall Imataca" habe "strukturelle Probleme der Ressourcenplanung und der Indigenenpolitik in Venezuela offenbart", heißt es in den Schlussfolgerungen, die jetzige Debatte sei eine Gelegenheit, "längst überfällige Reformen voranzutreiben" (ebd.: 43).

Die konkreten Empfehlungen, mit denen die Studie schließt, räumen wiederum indigenen Belangen und der Biodiversität jeweils einen großen Stellenwert ein. Erneut werden Landrechte und zusätzlich Ressourcennutzungstitel ins Gespräch gebracht; darüber hinaus müssten indigene Gemeinschaften und Organisationen systematisch unterstützt und geschult werden, und zwar nicht nur in rechtlichen und ökonomischen Fragen, sondern auch in "nachhaltiger Ressourcennutzung" (ebd.: 45). Damit wird schon deutlich, dass die Weltbank-Gutachter die berühmten "traditionellen Nutzungsweisen" und das zugehörige "indigene Wissen" nicht automatisch mit nachhaltiger Nutzung gleichsetzen. Doch bringen auch sie diese Figuren in die Empfehlungen zur Biodiversität ein: vor allem gehe es hier darum, die Biodiversität genauer zu erforschen und bewerten, wobei "traditionelles Wissen und Praktiken" einbezogen werden müssten, so u.a. "als ein wichtiger Input für die Planung eines Primärwaldkorridors". Schließlich sollten auch Kosten-Nutzen-Kalküle für "alternative Nutzungsweisen durchgeführt werden, "so etwa Ökotourismus und Bioprospektion" (ebd.: 44).

Als die Regierung Chávez antritt, so lässt sich zusammenfassen, ist der Raumordnungsplan des *Decreto 1850* bereits massiver Kritik aller Art im In- und Ausland ausgesetzt, wobei die Kritiker von indigenen Gruppen bis hin zu Weltbank reichen. Weithin geteilt wird dabei die Ansicht, dass die hohe Biodiversität der Region nicht hinreichend berücksichtigt werde und dass die dort lebenden Indigenen im Planungsprozess sträflich vernachlässigt wurden. Von vielen Kritikern werden diese zwei Punkte sogar unmittelbar in Beziehung gesetzt: die Indigenen werden dann zu Hütern der Vielfalt, deren vergangene und gegenwärtige Präsenz positiv mit der Inwertsetzung der Biodiversität verknüpfbar scheint. Die 'Philosophie' der internationalen Konvention über die biologische Vielfalt, so könnte man sagen, hat sich in dieser Hinsicht bereits ganz durchgesetzt.

Es bedurfte jedoch des tiefen politischen Umbruchs, dass die von Kritik zerrüttete Raumplanung ebenso wie die Gesetzgebung zur Biodiversität tatsächlich neu angegangen wurde. Im September 2004 erließ Präsident Chávez ein (bereits bei Regierungsantritt an-

gekündigtes) neues Dekret zur Nutzung der Forstreserve (*Decreto 3110*, Gaceta Oficial No. 38.028 vom 22. Sept. 2004). Darin sind zumindest rhetorisch zahlreiche Komponenten enthalten, die bisher von den Kritikern gefordert worden waren: So gibt es unter den Zonentypen nun nicht nur explizite "Genreservoir" (*Zona de Reservorio de Genes*), sondern gleich drei Arten von Gebieten, die durch den Zusatz "mit einer hohen Präsenz von indigenen Gemeinschaften" speziell auf die Verhältnisse indigener Bewohner zugeschnitten sind.¹⁷⁷ Der dauerhafte "Erhalt der indigenen Völker und Gemeinschaften" im Gebiet der Forstreserve wird sogar als "grundlegendes Ziel" des Planes genannt (Art. 80). Allerdings finden sich bezüglich des Gebietes, in dem die Kari'ña überwiegend leben, kaum Beschränkungen in der (bisherigen) Nutzung; vor allem wird die Vergabe der Holzkonzessionen hier in keiner Weise eingegrenzt (Art. 13, 47f.).

Ein genauerer Blick auf die Flächenzuteilung in dem neuen Raumordnungsplan zeigt, dass die ursprünglichen Konflikte keineswegs etwa insgesamt zugunsten der Umweltverbände oder der Indigenen gelöst worden wären. Tatsächlich hat sowohl die Fläche, die für den Bergbau vorgesehen ist, als auch die Fläche für kommerzielle Holzkonzessionen gegenüber dem ursprünglichen Dekret 1850 sogar noch zugenommen (Centeno 2004; Chiappe 2004). Der Schutz bzw. die Beteiligung der Indigenen an diesen Projekten ist bisher jedoch so wenig konkret geregelt wie die Landrechtsfrage. Dementsprechend artikulieren sich auch bereits wieder vielfache Bedenken gegen das neue Dekret und die Kritik an der aktuellen Landnutzung in der Forstreserve wird auf absehbare Zeit kaum verstummen.

Es lässt sich die Prognose wagen, dass jedenfalls die Konstitution einer "globalisierten Umwelt" dabei kaum mehr zurückzudrehen ist, und ihre enge Verknüpfung mit der Rolle indigener Gemeinschaften, die manche Autoren als eine "Revolution in der internationalen Umweltpolitik" (Beckenridge 1992:745) erachten. Der Streit um die Raumplanung im Fall Imataca verdeutlicht, dass die behaupteten Zusammenhänge zwischen indigener Nutzung und Biodiversität sehr abstrakt bleiben können und dennoch ihre Wirkung entfalten. So findet sich an keiner Stelle in der mir zur Verfügung stehenden Literatur genauere Angaben darüber, wie die Landnutzung der Indigenen denn vor Ort überhaupt tatsächlich aussieht, d.h. konkret welche Flächen mit welchen Methoden bearbeitet werden, welche Pflanzen und Tiere in welchem Umfang genutzt werden, usw. Dieser Mangel an Konkretheit birgt das Risiko, dass die unverkennbaren Fortschritte, die sich hier im Einbezug der Indigenen bzw. der Kari'ña erkennen lassen, kaum in sinnvolle Nutzungsregeln umgesetzt werden können. Da aber nicht alle tatsächlich praktizierten Nutzungsformen automatisch mit naturschützerischen Zielsetzungen konform gehen, wie sich schon am Beispiel des Fischgifts zeigte, scheinen neue Konflikte vorprogrammiert. Dabei könnten die symbolischen Terraingewinne der abstrakten Indigenen letztlich mit einer Zurückdrängung

¹⁷⁷ Diese sind bezeichnet als "[...]6. Zona de Manejo Especial Forestal von Alta Presencia de Comunidades Indígenas [...] 8. Zona de Manejo Especial Forestal - Minero con Alta Presencia de Comunidades Indígenas [...] 10. Zona de Manejo Especial Agroforestal con Alta Presencia de Comunidades Indígenas" (Decreto 3110: Art. 7).

der konkreten Kari'ña vor Ort einhergehen. Solche Befürchtungen wurde von der Koordination der Amazonas-Indianer (COICA) bereits vor einigen Jahren geäußert: die Biodiversität, hieß es in deren Zeitschrift *Nuestra Amazonia*, eröffne nur "ein weiteres Kapitel in dem Zugriff auf Amazonien und seine Ressourcen, der am Anfang dieses Jahrhunderts mit der Kautschukausbeutung begann" (*Nuestra Amazonia* 8/1996: 2).

III SCHLUSS: ZUR KOPRODUKTION NATÜRLICHER RESSOURCEN UND SOZIALER VERHÄLTNISSE

"Nosotros manejamos muy bien la historia de Simón Bolívar, la historia de la Guerra de Independencia, hay una historia sesgada, no hay conciencia real de la historia indígena, de lo que ha sido el proceso de ellos y de nosotros como parte [...]. Hay un vacío. Yo diría que es un problema casi de ignorancia, producto de un mestizaje que quiere tapar todo."

Mitglied der Comisión Ambiental (Interview Juli 1997)

Die vorliegende Arbeit entstand im Rahmen eines DFG-Graduiertenkollegs zum Thema 'Sozioökonomie der Waldnutzung in den Tropen und Subtropen'. Die institutionelle und wissenschaftliche Anbindung an dieses multidisziplinäre Forschungskolleg legte bereits im Vorfeld eine gewisse thematische Ausrichtung und Fragestellung für eine ethnologische Studie wie diese nahe. Ein vordringliches Anliegen des Kollegs war es schließlich, Erkenntnisse über die Dynamik der Waldzerstörung in den Tropen und Subtropen zu gewinnen. Dabei sollte der Schwerpunkt auf der Analyse politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Faktoren und Zusammenhänge liegen, die nach dem problemorientierten Selbstverständnis des Kollegs als vordringlich bei der Erklärung der Tropenwaldzerstörung gesehen wurden. Die Forschungen der insgesamt zwölf Doktoranden und Doktorandinnen verschiedener Fachrichtung (Geographie, Forstwissenschaft, Agrarökonomie, Soziologie, Ethnologie, Biologie) konzentrierten sich auf zwei Länder – Thailand und Venezuela. Der Gegenstand meiner Forschung als Ethnologin in Venezuela war schon im Vorweg umrissen: Es war klar, dass sich meine Arbeit in irgendeiner Weise mit den Lebensformen und der Situation indigener Waldvölker auseinandersetzen musste. Diese gehören schließlich nicht nur zu den klassischen 'Forschungsobjekten' der Ethnologie, in Südamerika ebenso wie in Asien und Afrika (s. u.a. Giles-Vernick 2002; Seitz 2001; Brose 1998; Sponsel et al. 1996; Descola 1994). Die indigenen Bewohner tropischer Regenwälder haben sich darüber hinaus, wie in der Einleitung ausgeführt, als neue Akteure in den internationalen Bemühungen um den Schutz der tropischen Wälder und der biologischen Vielfalt profiliert. Ihre Präsenz in internationalen wie nationalen Ökologiediskursen ist in den letzten Jahrzehnten enorm gewachsen. Für Lateinamerika konstatierte Varese (1996) in den 1990er Jahren gar den Aufstieg einer neuen Umweltbewegung indigener Völker (vgl. Hale 1997; Köhler 1996a; Brysk 1994, 1996). Diese Veränderungen in der Wahrnehmung indigener Lebensformen dürfte nicht zuletzt zur Beteiligung zweier Ethnologen an dem genannten Graduiertenkolleg geführt haben.

Die im Mittelpunkt dieser Arbeit stehende Gruppe der Kari'ña lebt – wie übrigens mehrheitlich die indigene Bevölkerung Venezuelas – in einem tropischen Waldgebiet. Die Wälder der Sierra Imataca im Südosten Venezuelas, in denen die von mir betrachtete Kari'ñagruppe siedelt, werden dabei von internationalen Umweltorganisationen nicht nur als ein kritischer *hotspot* biologischer Vielfalt in Lateinamerika gefeiert (s. Miranda/WRI

1998). Sie bilden zugleich ein Gebiet, das im Zentrum jüngerer Entwaldungsdynamiken und Konflikte um die Nutzung und den Erhalt tropischer Wälder in Venezuela steht. Deutlich wird dies an den bis heute anhaltenden Auseinandersetzungen um die Forstreserve Imataca, die wiederholt auch internationale Aufmerksamkeit erfahren haben. Die Lebenssituation der Kari'ña repräsentiert damit eine bekannte Problematik indigener Tropenwaldbewohner, deren Siedlungsgebiete in den vergangenen Jahrzehnten vielerorts von externen Nutzungsinteressen stark tangiert worden sind (vgl. u.a. Roß 2002; Feser 2000; Brosius 1997a; Grefa 1996; Turner 1993a).

Die industrielle Nutzung und Erschließung von Holz und Bodenschätzen in indigenen Territorien wird dabei in Literatur und Medien gerne als ein doppeltes Bedrohungsszenario dargestellt. Als bedroht gilt zum einen der Tropenwald, der durch diese Entwicklungen oft massiv degradiert bzw. zerstört wird. Als nicht minder bedroht werden die indigenen Regenwaldvölker präsentiert, deren kulturelle Lebensformen mit der Zerstörung ihrer Lebensräume ebenfalls zu verschwinden drohen. Oder um es in den Titelworten eines in den 1980er Jahren erschienenen Artikels zur Lage amazonischer Stammesvölker auszudrücken: "Stirbt der Wald, stirbt der Mensch" (Hagemann 1984). Die schleichende Vernichtung der 'letzten Tropenwälder' und der 'letzten Stammesvölker', wie es in der dramatisierenden Rhetorik populärwissenschaftlicher Abhandlungen oft formuliert wird, wird dabei mit besonderer Sorge gesehen, gerade vor dem Hintergrund der jüngsten biotechnologischen Inwertsetzung tropischer Wälder unter Verwendung des 'indigenen Wissens' ihrer Bewohner.

Mit diesen Szenarien und Bildern wird man unweigerlich konfrontiert, wenn man sich mit einer indigenen Tropenwaldgruppe beschäftigt – umso mehr, wenn man den gerade geschilderten Forschungszusammenhang der Arbeit in Betracht zieht. Auch die Kari'ña von Imataca könnten leicht innerhalb solcher Kategorien beschrieben werden: Sie leben vergleichsweise isoliert und – zumindest auf den ersten Blick – noch 'traditionell' in den Wäldern. Sie ernähren sich immer noch überwiegend von den Früchten ihrer Brandrodungsfelder, dem Fischfang und der Jagd, und sie wissen den Wald noch auf vielfältig andere Weise zu nutzen. Ihre Marktanbindung ist ausgesprochen gering. Gleichzeitig wird ihr Lebensraum mehr denn je, wie es scheint, durch externe Nutzungsinteressen vereinnahmt, die sich gegenwärtig in einer großflächigen industriellen Erschließung natürlicher Ressourcen, allen voran Holz und Gold, manifestiert. In Anbetracht dieser Entwicklung wäre es durchaus naheliegend, die Kari'ña sozusagen als archaische Überlebende einer indigenen Kultur zu beschreiben, einer Kultur, die nun unweigerlich und unwiderruflich zu verschwinden droht oder zumindest einem radikalen und umfassenden Wandel unterworfen wird. Wie aus Kommentaren venezolanischer Wissenschaftler und Umweltaktivisten häufig herauszuhören war, wurde eine solche Gefahr gerade im Fall der Kari'ña als besonders nahe liegend gesehen, da es sich hier um eine vergleichsweise wenig organisierte, wirtschaftlich und politisch sehr schwache Gruppe handelt, die in die nationalen und internationalen Netzwerke oder Widerstandsbewegungen der Indigenen kaum eingebunden ist.

In der Einleitung sind einige Probleme solcher Sichtweisen bereits angesprochen worden. Neben der Gefahr einer funktionalistischen und instrumentellen Festschreibung indigener Lebensweisen, welche gerade in Anbetracht des gestiegenen Interesses an indigenen Praktiken und Wissensbeständen über tropische Wälder nur allzu präsent ist, beruhen diese Vorstellungen auf einer Reihe impliziter Annahmen über die Zusammenhänge von Modernisierung, indigenem Kulturwandel und Natur, die – nicht erst im Lichte dieser Studie – problematisch erscheinen. Die Vorstellungswelt (auch der Ethnologie) zeigt sich hier noch immer bestimmt von den Polen eines anhaltenden Evolutionismus, mit seinen sanktionierten Binaritäten von Tradition und Moderne, Vorher- und Nachherszenarien, Stasis und Wandel usw. (zur Kritik daran s. Tsing 1995: 7ff.; Comaroff/Comaroff 1992: 32f.; Clifford 1986). Die Einbindung der indigenen Kulturen in die Moderne wird dabei vielfach als ein fortschreitender Prozess kultureller Auflösung oder Marginalisierung konzeptualisiert, der wenig Raum für Widersprüche, wechselseitige Interaktionen, gemeinsame Hervorbringungen oder, um einen Schlüsselbegriff dieser Arbeit zu benutzen, *Koproduktionen* zulässt. Durch den von Roseberry (1989: 118) konstatierten "flachen Zeithorizont" vieler ethnologischer Kulturwandelstudien geraten zudem leicht die historischen Bezüge und Dimensionen im Prozess der Herstellung von kultureller Differenz und Marginalisierung aus dem Blick (vgl. a. Tsing 1995: 7ff.).

Eine Reflexion über die Herstellung von kultureller Differenz und Marginalität ist wichtig, weil Vorstellungen von Marginalität immer auch politische Implikationen haben, wie auch in hiesigen Debatten über Zuwanderung und ethnische Minderheiten deutlich wird (Gupta/Ferguson 1992: 17). So haben Vertreter postkolonialer Theorieansätze wie Edward Said, Fernando Coronil u.a. gezeigt, dass solche Repräsentationsformen von kultureller Diversität, die die Beziehungen zwischen westlichen und nicht-westlichen Gesellschaften mystifizieren, zur Reproduktion und Legitimation eines andauernden Machtgefälles zwischen 'dem Westen und den Resten' beitragen. Für eine kritische Ethnologie bestehe daher nach Coronil folgende Herausforderung:

"This requires that cultures be seen, [...] in contrapuntal relations to each other rather than taken to be autonomous units, that their difference be historicized rather than essentialized, and that their boundaries and homogeneity be determined, not assumed." (Coronil 1996: 73)

In der Annahme dieser Herausforderung lässt es sich nicht zu einer makellosen Repräsentation finden. Aber "wenn wir schon dazu gezwungen sind, Geschichten zu erzählen, die wir nicht kontrollieren können", wie Clifford (1986: 121) einmal formuliert hat, "so können wir zumindest solche Geschichten erzählen, von denen wir glauben, dass sie wahr sind."

In diesem Sinne lässt sich die vorliegende Arbeit als ein Versuch sehen, die Geschichte der *Herstellung* kultureller Marginalität bei den Kari'ña von Imataca nachzuzeichnen. Dabei zeigt sich, dass die Begegnungen und Beziehungen zwischen den Kari'ña und den 'Anderen' in hohem Maße von natürlichen Ressourcen strukturiert worden sind. Die oftmals global verknüpften Beziehungen und Netzwerke, in welche die Kari'ña in ihrer Kontaktge-

schichte eingebunden wurden, spannten sich mehrfach um bestimmte, wechselnde natürliche Ressourcen auf. Diese bildeten gewissermaßen den materiellen Ankerpunkt multilokaler Netzwerke vor Ort. Mit der Gewinnung bzw. Erzeugung bestimmter Ressourcen in dem Gebiet wurden – wie in der Arbeit dargelegt – gleichermaßen die naturräumlichen Bedingungen und die sozialen Verhältnisse der involvierten Gruppen immer wieder neu transformiert, und zwar unter spürbarer, aktiver Beteiligung der Kari'ña.

Um die relationale und interaktive Dimension dieses Prozesses zu unterstreichen, habe ich den Begriff der *Koproduktion* gewählt. Er soll zum einen auf den Prozess gemeinsamer Hervorbringung natürlicher Ressourcen und sozialer Verhältnisse verweisen. Die Bezüge und interaktiven Prozesse manifestierten sich dabei historisch und ressourcenspezifisch jeweils auf charakteristische Weise, woraus sich wiederum je spezifische materielle, soziale und politische Folgen ergaben. Zum anderen soll mit dem Begriff der Koproduktion der materiellen und produktiven Dimension dieses Prozesses Rechnung getragen werden. Die Materialität von Ressourcen, wie sie sich in ihren physisch-stofflichen Eigenschaften, den materiellen Grundlagen und Produktionsverhältnissen ihrer Gewinnung niederschlägt, so der Ausgangspunkt, ist ein gewichtiger Faktor auch den ökologisch-materiellen Auswirkungen gewichtige Faktoren auch in der Erzeugung korrespondierender sozialer Verhältnisse.

Um eine Bilanz dieses Zugriffs zu ziehen, möchte ich im Folgenden noch einmal auf die zwei gerade genannten, zentralen Prämissen eingehen, die meine Herangehensweise in dieser Arbeit entscheidend geleitet haben. Erstens soll also an den skizzierten Kapiteln in der Ressourcengeschichte der Kari'ña jeweils der Aspekt der Koproduktion nochmals einer Reflexion unterzogen werden. Ausgehend von den Kernargumenten in den einzelnen Kapiteln sollen in einer Zusammenfassung und Synthese noch einmal die spezifischen Weisen und unterschiedlichen Formen von Koproduktion deutlich gemacht werden. Dabei soll zweitens jeweils auch noch einmal auf den mir wichtig erscheinenden Aspekt der Materialität eingegangen werden. Exemplarisch sollen einige der zentralen Befunde über die spezifischen Wirkungszusammenhänge aufgezeigt werden, in denen die angesprochene Materialität von Ressourcen im Prozess der Koproduktion bedeutsam und 'produktiv' wird.

Die hier unternommene Analyse der Zusammenhänge zwischen der Entstehung und Gewinnung von natürlichen Ressourcen und den sozialen Lebensverhältnissen der Kari'ña orientierte sich an verschiedenen Ressourcen, auf die sich im Wechsel der Zeiten die externen Interessen im Siedlungsgebiet der Kari'ña in der Region Imataca gerichtet haben. Ressourcen waren damit das organisierende Raster in meiner Annäherung an die Aufarbeitung der historischen Erfahrungen der indigenen Kari'ña mit der nicht-indigenen Welt in der betrachteten Region. Die den Ressourcen zugewiesene Zentralität in meinem methodologischen Zugriff trägt also einerseits ihrer immensen materiellen wie symbolischen Bedeutung in der Kontaktgeschichte der indigenen Bewohner dieser Region – der Kari'ña – Rechnung. Andererseits dienen die Ressourcen als ein Prinzip der Darstellung. Dieses Prinzip zwingt nicht zuletzt dazu, von einer konventionellen, chronologischen und ganz-

heitlichen Geschichts- und Kulturbeschreibung Abstand zu nehmen, die mit der in den 1980er Jahre in der Ethnologie konstatierten 'Krise der Repräsentation' ohnehin stark in die Kritik geraten ist. Stattdessen hebt diese Darstellungsweise gerade die Widersprüche, Brüchigkeiten und Leerstellen historischer Prozesse hervor. Umso mehr kann jene "historische Imagination" angeregt werden, die das Ethnologenpaar John und Jean Comaroff (1992) für eine kritische Auseinandersetzung mit subalternen Geschichte als notwendig erachtet.

Die Prozesse und Interaktionen, die im Zuge der Erschließung natürlicher Ressourcen zwischen den beteiligten Akteuren und ihrer physischen wie sozialen Umwelt stattfanden, nahmen historisch und ressourcenspezifisch jeweils charakteristische Formen und Verläufe an. Ihre Ausformung in der Region Imataca wurde dabei von vielfältigen Faktoren beeinflusst, die zum Teil weit jenseits der Region ihre Antriebskräfte und Ausgangspunkte hatten, bis hin zu globalen Wirkungszusammenhängen, wie sie etwa der Aufstieg des Automobils und der Telegraphen-Technik für die Gummigewinnung darstellten. Nicht alle Faktoren und Dimensionen bei der Ausgestaltung dieser Koproduktion konnten und sollten in der Arbeit berücksichtigt werden. Vielmehr konzentrierte ich mich vor allem auf die konkreten Ausprägungen und Interaktionen im Untersuchungsgebiet der Sierra Imataca, das den Brennpunkt in meiner Analyse darstellte, in dem die geographischen und historischen Bezüge gebündelt wurden.

Im Rahmen dieser Schwerpunktsetzung erwiesen sich die Unterschiede zwischen den Ressourcen als bedeutsame Faktoren in der Artikulation der verschiedenen Koproduktionen. Wie in der Einleitung bereits betont, heißt dies nicht, den Ressourcen selbst einen subjekthaften Status zuzubilligen. Schließlich müssen Ressourcen ihrerseits als kulturelle Konstruktionen gesehen werden, die in ihrem Zustandekommen auf vielfältige Weise nicht nur von technologischen Entwicklungen geprägt sind, sondern auch von sozialen Beziehungen (Appadurai 1986). Wie Ortiz (1987) am Beispiel von Tabak und Zucker anschaulich gezeigt hat, können Ressourcen dabei gänzlich unterschiedliche soziale Beziehungen und Produktionsverhältnisse hervorbringen, die selbst wieder ganz unterschiedliche gesellschaftliche Folgewirkungen haben. Diese unterschiedlichen Folgen sind nicht zuletzt auf die spezifische Materialität der Ressource zurückzuführen.

Dass Ressourcen als kulturelle Wertschätzungen historisch und regional sehr verschiedenartige Konstrukte sind, zeigt sich deutlich im ersten Ressourcenkapitel der Arbeit. In der kolonialen Kontaktgeschichte der Kari'ña spielt 'Gold' eine zentrale Rolle, auch wenn die Ressource *materialiter* in dieser Geschichte gar nicht in Erscheinung tritt. Ein Schlüsselrolle in den frühen Begegnungen und Beziehungen zwischen den Kari'ña und den Europäern spielte der Mythos vom *El Dorado*. Nicht zufällig verortet im Reich der wilden Kariben, wirkte dieser Mythos nicht nur als ständiger Antrieb und Legitimation für die koloniale Eroberung der Region. Er "dient der Ideologie der kolonialen Expansion", wie Whitehead (1995: 60) schreibt. Der gesuchte Kazike, der See Parima oder die Stadt Manoa wurden dabei in immer höher gelegenen und unwegsameren Gebieten Guyanas vermutet, eine Bewegung der Verschiebung und Verlagerung, in der sich die fortschreitende Expansion

kulturellen und geographischen Wissens über die Region widerspiegelt. Der Mythos wurde zugleich zum Symbol für die enormen ökonomischen Verheißungen und Versprechungen einer kolonialer Inbesitznahme der Region Guayana; hier findet die bis heute wirksame Zuschreibung an Guayana als Ort phantastischer Reichtümer und Entwicklungsmöglichkeiten ihren Ursprung (vgl. Silver 1992).

Der Mythos vom *El Dorado* lässt sich dabei nicht als 'pure Phantasie' vom Gold besessener Europäer abtun. Er war durchaus 'glaubwürdig', insofern er sich auf eine Reihe von indigenen Praktiken und Gebräuche stützen konnte, auf den Brauch der Körperbemalung mit Annato etwa, auf die sichtbaren Traditionen indigenen Goldkunsthandwerks und auch auf bestimmte religiöse Zeremonien der Indigenen. Schließlich verlieh auch das Wissen um die Funde reichhaltiger Goldschätze bei den Azteken und Inkas der Legende vom Reich des vergoldeten Kaziken Glaubwürdigkeit (Whitehead 1995: 60-62). Schon den ersten Schritten, die die frühen Konquistadoren in Guayana unternahmen, waren damit in hohem Maße Vorstellungen über die Indigenen und ihr Wissen einbeschrieben. Das Wissen bzw. hauptsächlich das Nicht-Wissen der Europäer über die Region stand dabei in einem geradezu dialektischen Verhältnis zum indigenen Wissen, welches im räumlichen und figurativen Symbol des *El Dorado* seine Gestalt fand. So gesehen wird auch das indigene Wissen als Wert erst über externe Interessen hergestellt. Es ist also keine vorgängige soziale Eigenschaft der Indigenen, sondern vielmehr Ausdruck einer spezifischen kolonialen Begegnungssituation. Diese Erkenntnis erscheint mir auch im Hinblick auf die gegenwärtige Konjunktur von 'indigenem Wissen' im Kontext der Debatten um die biologische Vielfalt von Bedeutung (vgl. Kap. II.5).

Das Gold prägte in unterschiedlicher Intensität auch die weiteren Entwicklungen und Auseinandersetzungen in dieser *contact zone* (Pratt 1992). Wie im ersten Teil des entsprechenden Kapitels (II.1.1) deutlich wurde, heizte der *El-Dorado*-Mythos die kolonialen Kämpfe um das Gebiet der Kariben beträchtlich an. Als Zone intensiver kolonialer Rivalität unmittelbar vom Einsetzen europäischer Präsenz an, wurde die Sierra Imataca so schon früh in internationale Handelskreisläufe und geopolitische Ambitionen eingebunden. Als "letzte Bastion karibischer Unabhängigkeit" (Whitehead 1988: 125) während des 18. Jahrhunderts stand das Gebiet über viele Jahre im Zentrum der gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen den Milizen der Kapuziner, die in der kolonialen Erschließung dieses Kari'ña-Kerngebietes eine tragende Rolle spielten, und den mit den Holländern verbündeten 'Guerilleros' der Kariben, die den Vorstößen der Missionare erbittert und lange Widerstand leisteten.

Die koloniale Kontaktgeschichte gestaltete sich dabei für die Kari'ña nicht als geradliniger Prozess fortschreitender Entmachtung und Unterwerfung, wie dies koloniale 'Eroberungsgeschichten' über die Neue Welt nahe legen. Vielmehr ist deutlich geworden, dass die Kari'ña ihren Einfluss in dieser Region durch geschicktes Taktieren und strategische Allianzbildungen innerhalb eines Feldes widerstreitender kolonialer Interessen zunächst einmal beträchtlich ausweiten konnten. Dieses System von Dialog, Kooperation, Herrschaft und

Widerstand an der kolonialen Front schuf auch Bedingungen, unter denen sich neue indigene Sozialorganisationen und ethnische Formationen herausbildeten, die sich – zumindest für eine Weile – in einem semiautonomen, strategischen Feld behaupten konnten. Dieser Raum der "semipartiellen Autonomie" (Sider 1987: 15) der Indigenen war dabei ebenso Bedingung dafür, dass sich das koloniale Projekt in ihren Siedlungsgebieten auf bestimmte Weise etablieren konnte, wie er selbst auch nur im Kontext der kolonialen politischen Ökonomie entstand und daraus seine Überlebensgarantie zog. Erst in dem Maße, wie die Kari'ña schließlich als Bündnis- und Handelspartner für die politische Ökonomie der Kolonialmächte an Bedeutung verloren und die ständigen kriegerischen Auseinandersetzungen und Krankheitsepidemien sie zermürbten, engte sich ihr Handlungsspielraum zunehmend ein. Erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kristallisierte sich allmählich jenes gewissermaßen 'moderne' ethnographische Bild von den kleinen, gesellschaftlich marginalisierten und isoliert im Wald lebenden Gruppen heraus, das der Ethnologie John Gillin (1936) später als traditionelle Kultur der Kariben beschreiben konnte.

Als Mitte des 19. Jahrhunderts dann tatsächlich Gold als Ressource im gängigen Sinne in Erscheinung tritt, werden in seinem Zeichen die naturräumlichen und sozialen Verhältnisse in der Region Imataca einmal mehr transformiert. Auch diese durch die beginnende ökonomische Erschließung von Gold losgetretenen Entwicklungen und Veränderungen im Siedlungsgebiet sind als koproduktiver Prozess zu beschreiben (Kap. II.1.2), auch wenn die Kari'ña vielleicht nicht mehr in dem Maße präsent und sichtbar waren wie in früheren Zeiten. Doch kann der vergleichsweise späte Zeitpunkt der 'Entdeckung' von Gold in Guyana zum Teil auf indigene Praktiken der Geheimhaltung bezüglich der Orte von Goldlagerstätten gegenüber den Europäern und ihren Nachkommen zurückgeführt werden. Die Bezüge zwischen den Entwicklungen des Goldbergbaus und den sozialen Lebensbedingungen der Kari'ña variierten im Zuge der verschiedenen Erschließungswellen, die den Verlauf der Gewinnung dieser Ressource in Venezuela ebenso wie im angrenzenden Essequibogebiet kennzeichnen. Verschärfte der erste Goldboom am Yuruari und im benachbarten Baramagebiet zunächst die Isolierung, Fragmentierung und Verelendung jener kläglichen Reste der Kari'ña, die aus der kolonialen Epoche hervorgegangen waren, kam es in späteren Boomzeiten der Goldgewinnung ab Mitte des 20. Jahrhundert zumindest phasenweise zu einem stärkeren Einschluss der Kari'ña in die Goldökonomie auf beiden Seiten der Grenze. Ende der 1960er Jahre wurde im guyanischen Baramagebiet die Situation jedoch wieder so schwierig, dass viele Kari'ña sich entschlossen, in die benachbarten Wälder nach Venezuela zu re-immigrieren.

In den letzten Jahren lässt sich mit der Konjunktur des Goldes auf beiden Seiten der Grenze erneut eine Hinwendung der Kari'ña zum Goldbergbau erkennen. Dabei zeigt sich – gerade im Bezug auf die aktuelle Situation –, dass die Kari'ña wiederum nicht nur Opfer der in ihrem Gebiet vorangetriebenen *apertura minera* sind, sondern erkennbar Handlungsfähigkeit und politischen Einfluss beweisen. Ermöglicht wird dies durch das symbolische Kapital eines global zirkulierenden Indigenendiskurses, aber auch durch die spezifische

Verfasstheit der Ressource selbst. Aufgrund seiner dezentralen Verteilung im Raum und seiner variablen Erscheinungsformen und -orte (alluviales Waschgold, oberflächliche Quarzadern usw.) kann Gold vielerorts auch autonom und mit vergleichsweise geringen Mitteln erschlossen werden – im Gegensatz etwa zu Öl oder Holz. Der geschilderte Konflikt um die Mine *Fangol* zeigt jedoch deutlich die Ambivalenz und Widersprüchlichkeit des Einschlusses in die Goldökonomie auf. Der Konflikt führt das vielleicht tragische Paradox vor Augen, dass mit dem wachsenden politischen Engagement der Kari'ña von Imataca genau die sozialen Bedingungen untergraben werden, die für eine erfolgreiche politische Artikulation notwendig sind, vor allem die Fähigkeit, mit vereinter Stimme und geschlossen als Gruppe für sich selbst zu sprechen.

Wie beim Gold ist das indigene Wissen bereits der Entstehung der Ressource Balata eingelagert. Schließlich rühren die ersten Kenntnisse der Europäer über die Eigenschaften und Nutzungsmöglichkeiten dieses Stoffes ebenso wie die Namen der später als Kautschuk und Balata weltweit gehandelten Rohstoffe aus den tropischen Wäldern des Amazonas- und Orinokogebiets von den Indigenen, im Falle des Balata von den Kari'ña. Die hier bereits im Moment der Ressourcenwerdung angelegte koproduktive Verbindung zwischen den Nachfragern der Ressource und den Indigenen bleibt auch im weiteren Verlauf der Entwicklung und Gewinnung der Ressource Balata stets besonders eng und unmittelbar. Diese Unmittelbarkeit des Zusammenhangs bedingt sich hier einerseits durch das gemeinsame Territorium. Mit Ausnahme von Erdöl, das als einzige der behandelten Ressourcen nicht im Siedlungsgebiet der Kari'ña vorkommt, gilt dies freilich auch für alle anderen Ressourcen. Weitaus mehr als bei Gold, Holz und biologischer Vielfalt jedoch beruhte die Gewinnung von Gummi auf der direkten, systematischen Aneignung und Ausbeutung der indigenen Arbeitskraft vor Ort. In die Handelsware Balata ist damit in besonderem Maße die vergegenständlichte Arbeitskraft und der Körper der Indigenen eingelassen, das Indigene 'inkorporiert'.

Wie in der Arbeit (Kap. II.2) näher ausgeführt, war die Gummigewinnung eingebunden in ein komplexes System sozialer Beziehungen, die wesentlich durch hierarchische Abhängigkeiten und Schulden strukturiert wurden. Die Entstehung dieser als *aviamento*-System bekannten Organisationsstruktur in der amazonischen Kautschuk- und venezolanischen Balataindustrie lässt sich dabei selbst wiederum als eine Reaktion auf spezifische Produktionsbedingungen in diesen Regionen sehen, die zwar oft reich an natürlichen Ressourcen, aber arm an Arbeitskräften, Infrastruktur und Kapital waren. Vor diesem Hintergrund lässt sich das herausgebildete Vorschuss- und Schuldensystem als Ergebnis eines 'rationalen' Wirtschaftsverhaltens im Kontext fehlender Marktstrukturen und eines chronischen Geldmangels deuten, der den bargeldlosen Tauschhandel mit Gütern und Naturalien zur logischen Konsequenz hatte. Dabei stellten die Gummizapfer und indigenen Arbeiter vor Ort das schwächste Glied in der sozialen Hierarchie dar.

Der Produktion von Gummi und Balata waren Gewalt und Konflikt inhärent einbeschrieben. Die besondere Affinität dieses Ressourcenfeldes zu Gewalt, Ausbeutung und Terror

sticht heraus, wenn wir uns die im einschlägigen Kapitel (II.2.4) geschilderten Arbeitsverhältnisse in den Kautschukwäldern im peruanischen Putumayogebiet und im Süden Venezuelas vergegenwärtigen. Vielfach wird in dem genannten Vorschusssystem die zentrale Ursache für die extremen Ausbeutungs- und Zwangsverhältnisse gesehen, wie sie die Situation der Gummizapfer vielerorts in der südamerikanischen Kautschukgewinnung geprägt haben und die indigene Bevölkerung besonders betrafen. Dem Vorschusssystem war der Missbrauch inhärent, doch war diese Praxis bei weitem nicht allein für die Erzeugung von Gewalt verantwortlich, wie dies oft angenommen wird. Vielmehr haben die Ausführungen gezeigt, dass gerade solche extremen "Kulturen des Terrors" (Taussig 1984) in einem komplexen Zusammenspiel von Produktionsverhältnissen, Methoden der Gewinnung, Eigenschaften der Ressource, wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen des Handels erzeugt wurden, aber auch von kulturellen Eigenheiten indigener Lebensweisen und von wirkungsmächtigen Diskursen über Zivilisation und Fortschritt.

Für die indigenen Bevölkerungen der Kautschukregionen resultierten aus der Gewinnung dieser Ressourcen erhebliche Folgen in Gestalt von Entwurzelung, Akkulturation, Vertreibung, bis hin zur Vernichtung. Trotz der vergleichsweise kurzen Dauer dieses extraktiven Ressourcenbooms in Venezuela waren seine Wirkungen auf die demographischen, kulturellen und sozialen Bedingungen indigener Lebensweisen derart umfassend, dass einige Autoren sie in ihrer Wirkungskraft stärker bewerten als jene in der langen kolonialen Epoche erfolgten Prozesse des kulturellen Wandels und der Auflösung (Iribertegui 1984; Hvalkof 2000). Im Fall der von den Kari'ña bewohnten Region Imataca verursachte der Balataboom außerdem eine tiefgreifende ökologische Veränderung ihres Lebensraums, die insbesondere aus der über lange Zeit hinweg praktizierten systematischen Fällung der Balatabäume im großen Stil resultierte. Die Folgen dieses Raubbaus für die indigenen Bewohner dieser Wälder wie die Kari'ña dürften erheblich gewesen sein, gerade im Lichte der Ergebnisse aktueller Studien über die merklichen ökologischen Auswirkungen einer geringen und selektiven Holzentnahme pro Flächeneinheit, wie sie in den gegenwärtigen Forstkonzessionen praktiziert wird. Nicht zuletzt, so gilt es sich in diesem Zusammenhang in Erinnerung zu rufen, stellten die Bäume auch für die Kari'ña eine grundlegende und wertvolle Ressource ihrer Subsistenz dar.

Was also gerade im Kontext aktueller Debatten und Nutzungskonflikte wieder verstärkt als ein kaum berührter und unversehrter Tropenwald repräsentiert wird, erweist sich damit als eine vielfach gemachte oder 'produzierte Natur'. Paradoxerweise jedoch verschwindet mit der Balatawirtschaft gerade die Ressourcenökonomie, die insgesamt gesehen vielleicht die gravierendsten naturräumlichen (und sozialen) Folgen in der Region Imataca hatte, in den heutigen Debatten um Waldschutz und nachhaltige Entwicklung gänzlich aus dem Blick. Auch diese Leerstelle, so wird im Kapitel angedeutet, ist nur im Zusammenspiel der spezifischen Form der Koproduktion von natürlichen Ressourcen und sozialen Verhältnissen in diesem Fall zu verstehen. Die damaligen Zustände sind gerade im Selbstverständnis eines modernen Rentenstaats offenbar 'schlecht zu denken'.

Als einzige der behandelten Ressourcen kommt Erdöl in der Region Imataca nicht vor. Die Beschäftigung mit der Ressource Öl stellt damit einen Sonderfall dar – einen geographischen Exkurs. Ihre Einbeziehung als Kapitel einer ethnologischen Ressourcengeschichte der Kari'ña von Imataca erschien mir jedoch aus drei Gründen notwendig und angemessen. Erstens ist, wie im Kapitel (II.3) dargelegt, die jüngere Geschichte der in Venezuela mehrheitlich in den Savannen der nördlich angrenzenden Bundesstaaten Anzoátegui und Monagas lebenden Kari'ña stark durch die Entdeckung von Öl beeinflusst, das dort seit den 1930er Jahren gefördert wird. Durch verwandtschaftliche und politische Zusammenhänge ergeben sich hier einige wichtige Verbindungen zu der Kari'ñagruppe in Imataca, die in der vorliegenden Arbeit im Zentrum des Interesses steht. Zweitens können die Erschließungs- und Entwicklungsdynamiken in der Region Imataca, wie sie sich insbesondere seit den 1960er Jahren in mehreren Wellen beobachten lassen, nur vor dem Hintergrund des Erdölbooms verstanden werden. Sie sind in unterschiedlicher Direktheit als 'Saat des Öls' zu interpretieren, eine Formel, die den Anspruch der venezolanischen Wirtschaftspolitik während der letzten Jahrzehnte zusammenfasst. Schließlich kommt der Ressource Öl eine enorm wichtige identitätsstiftende Rolle in Venezuela zu. Sie hat Gesellschaft, Politik und Entwicklung des Landes während des 20. Jahrhunderts geprägt wie keine andere. Das Öl verwandelte Venezuela, knapp zusammengefasst, innerhalb weniger Jahrzehnte aus einem rückständigen, politisch instabilen Agrarstaat zu einer modernen Ölnation, in der dem Staat heute eine geradezu "magische" Funktion zukommt (Coronil 1997; s.a. Ewell 1984).

Mit Bezug auf die nördlich des Orinoko lebende Kari'ñamehrheit ergeben sich die direkten Bezüge zwischen der Entwicklung der Ressource Öl und den sozialen Verhältnissen zunächst wiederum aufgrund des geteilten Territoriums. Mit der Entdeckung von Öl im Siedlungsgebiet der Kari'ña in Anzoátegui und Monagas gelingt es einigen der betroffenen Kari'ñagruppen bereits in den 1940er Jahren mit Verweis auf ihren Status als indigene Landeigentümer überraschend erfolgreich, Ansprüche auf eine wirtschaftliche Teilhabe durchzusetzen. Dieser Erfolg deutet zunächst nicht nur auf ein erstaunlich weit gehendes Zugeständnis seitens des Staates hinsichtlich einer Teilhabe der Indigenen an der nationalen Ölrente hin, sondern auch auf eine gewisse Anerkennung der Indigenen in jener im Entstehen begriffenen nationalen Gemeinschaft, die durch das Öl geformt wird (vgl. Coronil 1997). Wie im Kapitel jedoch gezeigt wurde, verdankten die Kari'ña ihre (begrenzte) Teilhabe an den Ölgewinnen in entscheidenden Aspekten gerade nicht dem Staat. Dem Einschluss waren deutliche Grenzen auferlegt, zumal sich mit der Ausweitung der Ölindustrie sowohl die territoriale Situation als auch die sozialen Verhältnisse bei den Kari'ña dramatisch verschlechterten. Die Ambivalenzen der indigenen Teilhabe, die in diesen frühen Auseinandersetzungen bereits deutlich zu Tage treten, nehmen meines Erachtens das anhaltend schwierige Verhältnis moderner Nationalstaaten zu ihren indigenen Bevölkerungen vorweg (vgl. VanCott 2000; Urban/Sherzer 1991). Diese prekäre Position der Indigenen findet im venezolanischen Nationalstaat ihren spezifischen Ausdruck nicht zuletzt in den zahlreichen Konflikten um natürliche Ressourcen, wie sie in den letzten Dekaden in-

nerhalb der von Indigenen bewohnten Territorien Venezuelas verstärkt aufgebrochen sind (s. u.a. Arvelo-Jiménez 1992; Hill 1994; Halbmeyer 1993; Rodríguez Gilly 2001).

Gleichermaßen begrenzt war denn auch die 'Teilhabe' der Kari'ña von Imataca an den Erzungenschaften jener seit den 1960er Jahren mit dem Öleinkommen vorangetriebenen *Conquista del Sur* der Region Guayana, die mit dem Beginn der lange geplanten forstlichen Nutzung in den frühen 1980er Jahren auch das Gebiet der Sierra Imataca großflächig erfasst. Einmal mehr wird die Region Guayana in dieser Zeit zur Schlüsselregion ambitionierter Entwicklungs- und Industrialisierungsprojekte gemacht; diese Rolle von Guayana als Projektionsfläche und Bestimmungsraum kolonialer Entwicklungsphantasien war bereits in den frühen El-Dorado-Phantasien angelegt worden. Auch im postkolonialen Venezuela bleibt Guayana ein 'nationaler Bestimmungsraum', wie ich diese spezifische Funktion von Guayana in Anlehnung an Radcliffe (1998) zu fassen versucht habe. Erst in und durch die erfolgreiche Besitzergreifung und produktive Einverleibung dieser 'jungfräulichen' Ländereien in die Nation, so lässt sich die Bestimmung in Bezug auf Guayana knapp zusammenfassen, könnten sich die Unabhängigkeit und das wahre Wesen Venezuelas entfalten (s. Kap. II.3.2).

Wie in verschiedenen Stellen der Arbeit (s. v.a. Kap. II.2.2; II.4.3) herausgearbeitet wurde, äußerte sich diese Vorstellung immer wieder in ehrgeizigen Versuchen der Kolonisierung und Erschließung dieses Raums. Die in den 1960er Jahre angestoßenen Entwicklungen markieren jedoch eine Wende in diesen Bemühungen. Wie die Ausführungen zu den Konzessionsprojekten im ausgehenden 19. Jahrhundert (Kap. II.2.2) und dem anschließenden Balataboom (Kap. II.2.3 und 2.4) deutlich gemacht haben, sind frühere Versuche der Erschließung von Guayana meist entweder vollständig im Bereich des Phantastischen geblieben oder über das Niveau lokaler Plünderung bzw. kurzlebiger Zyklen der Ressourcennutzung nicht hinausgekommen. Das neue Guayana des modernen 20. Jahrhunderts sollte jedoch nicht die flüchtige Ressourcenfront bleiben, die sie bisher war. Die Region sollte vielmehr mittels systematischer, staatlich gelenkter und mit den Öleinkommen finanzierter Planung vollständig und dauerhaft in die Nation integriert werden, ein Vorhaben, dessen Erfolge und Folgen alsbald in neu entstehenden städtischen Wohnbezirken, Straßen, Staudämmen und gigantischen Anlagen der Schwerindustrie sichtbar werden sollten (s. Kap. II.3.2).

Am folgenreichsten für die indigene Bevölkerung war dabei die Ausweisung riesiger Forstreserven in der Peripherie des neu geschaffenen Entwicklungspools um Ciudad Guayana. Dies leitete den Anfang einer neuen Phase der Koproduktion von natürlichen Ressourcen und sozialen Verhältnissen bei den Kari'ña ein. Im Kapitel (II.4) wurde dieser Prozess in seinen Bezügen und Auswirkungen auf die Kari'ña betrachtet. Zwei wesentliche Aspekte zeichnen demnach diese im Zeichen des Holzes stehende Koproduktion aus. Erstens ist die flächige und raumgreifende Dimension dieses Prozesses hervorzuheben, wie sie formal bereits in der Einrichtung der heute über 37.000 qkm großen Forstreserve Imataca ihren Niederschlag fand. Schließlich ist Holz auch eine sehr flächig im Raum verteilte Res-

source, entsprechend großräumig sind die für ihre Erschließung notwendigen Produktionsstrukturen, schon gar, wenn man zusätzlich die speziellen Produktionsbedingungen der Holznutzung in diesem Gebiet (hohe Artenvielfalt der Bäume, geringer Anteil kommerziell interessanter Arten usw.) berücksichtigt. Materiell zeigt sich dies an der Größe der Forstkonzessionen, den weit verzweigten Wegenetzen, den versprengten Polterplätzen und Baumschulen ebenso wie an den großflächig angelegten Aufforstungsstreifen und zyklisch durchforsteten Nutzungseinheiten der Forstkonzessionen.

Entsprechend 'flächig' gestalten sich auch die Auswirkungen der kommerziellen Holznutzung im Siedlungsgebiet der Kari'ña, deren *comunidades* von den Konzessionen vollständig eingeschlossen werden. Die Kari'ña haben sich in kleinen versprengten Siedlungsklaven entlang der Haupttransportpiste, zwischen den Forstwegen im Wald, den Camps und Arbeitszonen der Forstleute im Wald eingerichtet. Ihre Siedlungsmuster bilden damit in gewisser Weise die räumlich spezifischen Spuren und Muster forstlicher Nutzung spiegelbildlich bzw. unter negativem Vorzeichen ab. Dies gilt im besonderen Maße für ihre Brandrodungsfelder, die notwendigerweise gerade in den Zwischenräumen forstlicher Nutzung, also in den Parzellen und Orten, in denen der Wald noch vergleichsweise unbeeinträchtigt von jüngeren Nutzungen blieb, angelegt werden müssen, teils wegen der ökologischen Störungen (Kompaktierung und Verlust der Böden), teils wegen der direkten Nutzungskonkurrenz mit den Konzessionären. Viele der Felder und Siedlungen liegen daher, wie in der Arbeit deutlich wurde, innerhalb des auf beiden Seiten der Hauptpiste demarkierten 'Isolationsstreifen', in dem – zumindest formal – keine forstliche Nutzung zugelassen ist. Allerdings befinden sich hier auch viele der Arbeitercamps und Baumschulen der Holzkonzessionäre. Überhaupt ist diese Ausrichtung der Siedlungen der Kari'ña entlang der Hauptpiste erst im Zusammenhang mit der forstlichen Erschließung dieses Gebietes möglich geworden bzw. entstanden. Sie ist Ergebnis einer bewusst erfolgten Suche nach stärkerer Anbindung der Kari'ña an infrastrukturelle und soziale Basisversorgungen der venezolanischen Gesellschaft, wie sie sich ihnen im nahen und durch die Piste vergleichsweise schnell erreichbaren Städtchen Tumeremo bieten.

Während einerseits mit der Präsenz der Holzunternehmen großräumige Eingriffe und Veränderungen im Siedlungsgebiet der Kari'ña einhergehen (Rückgang des Wildbestands, Entwaldung, Anstieg nicht-indigener Bevölkerung usw.), garantiert andererseits gerade die Flächigkeit dieser Prozesse den Kari'ña ein gewisses Maß an Spielräumen und Rückzugsmöglichkeiten, die sich nicht zuletzt auch in den wenig systematischen und sporadischen Muster der Arbeitsbeziehungen zwischen Holzunternehmern und Kari'ña niederschlagen. Die Unregelmäßigkeit der Arbeitsbeziehungen liegt dabei ebenso in den Bedarfsstrukturen der forstlichen Arbeit wie in den kulturellen Wertschätzungen der Kari'ña begründet, die – an der Akkumulation von Gütern wenig interessiert – oft nur bei dringend empfundenen Bedarf an Geldeinkommen einer Lohnarbeit nachgehen, etwa wenn Patronen, Stiefel, Kleider oder anderweitige Güter des Gebrauchs erstanden werden müssen. Ein ähnliches Zusammenspiel von gelegentlicher Hinwendung und allgemeiner Distanzhaltung

lässt sich generell für die Beziehung der Kari'ña zu den vor Ort tätigen Holzarbeitern festhalten (s. Kap. II.4.2).

Die Flächigkeit der forstlichen Erschließungsprozesse wird jedoch nicht nur materiell produktiv, sie manifestiert sich auch auf symbolischer Ebene. Dies bringt uns zum zweiten charakteristischen Aspekt in den Bezügen zwischen der Ressource Holz und den Kari'ña, ein Punkt der sich unter dem Begriff des nationalisierten Raumes fassen lässt. Wie in der Arbeit (v.a. Kap. II.4.2) herausgearbeitet wurde, wird gerade über die forstliche Nutzung ein nationalstaatlicher Zugriff auf den Raum festgeschrieben, der nicht nur unabhängig von den indigenen Bewohnern erfolgt, sondern auch große Legitimität in Venezuela genießt. Ich habe den Gründen hierfür in einer historischen Rekonstruktion der territorialen Entwicklungen nachgespürt. Deutlich wurde dabei, dass die Waldregionen der Sierra Imataca historisch als ein wesentlich leerer und in geopolitischer Hinsicht besonders prekärer Raum konzipiert worden sind, in dem die Indigenen nur als versprengte Reste vorkommen, deren Loyalität als grenzüberschreitende Gruppe zur Nation darüber hinaus fraglich erscheint. Der Grundstein für die Rechtmäßigkeit – und in Anbetracht der strittigen Grenzfrage mit Guyana im Nachhinein auch: die Notwendigkeit – staatlicher Verfügungsrechte über diese Wälder war in dieser Konstruktion eines leeren Grenzraums implizit verankert. Beide dem Raum zugewiesenen Eigenschaften – seine Leere oder spezifischer seine Leere an Venezolanität, sowie seine geopolitische Bedeutung – spiegeln selbstredend keine quasi-natürlichen, vorsozialen Eigenschaften des Raumes selbst wieder. Sie sind vielmehr, wie in der Gesamtschau der Arbeit deutlich geworden sein dürfte, in einem komplexen Zusammenspiel politischer und kultureller Prozesse erzeugt worden. Wie Haraway (1995: 41) im Zusammenhang mit amazonischen Naturvorstellungen in gewohnt kritischer Lesart bemerkt hat, ist "die Konstruktion des Regenwaldes als leerer Raum erst dann möglich geworden, als die eingeborene Bevölkerung krankgemacht, versklavt, getötet oder auf andere Weise [...] entfernt worden war." Dies trifft, wie wir wissen, auch für die Waldgebiete der Sierra Imataca in größerer Zeitperspektive zu. Umgekehrt verdankt sich das Fortbestehen der Wälder bis in heutige Tage aber gerade auch der Tatsache, dass diese Gebiete zu einem Rückzugsgebiet der Kari'ña und anderer versprengter indigener Gruppen wurden, die mit ihren sozialen Lebens- und Nutzungsformen nicht unwesentlich zum Fortbestand dieser Wälder beigetragen haben. In diesem Sinne haben nicht zuletzt die spezifischen sozialen Lebensverhältnisse der Kari'ña in der postkolonialen Zeit die heutige Holznutzung und nationalstaatliche Vereinnahmung des Gebietes möglich gemacht.

Dieser Zusammenhang trifft in vielleicht noch stärkerem Maße für die letzte Ressource zu, die in dieser Arbeit behandelt wurde: die biologische Vielfalt (Kap. II.5). Schließlich ist hier der Zusammenhang zwischen indigenen Territorien und *hotspots* biologischer Vielfalt gewissermaßen konstitutiv. So begründet sich der Einschluss indigener Völker in dieses in den 1990er Jahren entstandene Ressourcenfeld gerade in der Beobachtung einer erstaunlichen Übereinstimmung zwischen den Zentren der biologischen Vielfalt und den Gebieten, in denen die kulturelle Vielfalt am Größten ist (s. Görg 2001). Die Entstehung dieser 'Res-

ourcen', die unter dem jungen Begriff der Biodiversität gefasst werden, steht dabei in engem Zusammenhang mit der Diagnose einer globalen Umweltkrise und ökonomisch-technischen Entwicklungen im Umkreis der neuen Bio- und Gentechnologien. Mit dieser Verschiebung in der Wahrnehmung des Tropenwaldes und seiner wissenschaftlich-technischen Erschließung ergeben sich nun auch ganz neue Aspekte und Probleme für diejenigen, die über die attraktiv gewordenen Ressourcen seit jeher verfügen, entweder, weil sie um bestimmte, gesuchte Eigenschaften der vielfältigen Organismen wissen, oder schlicht, weil sie in den Gebieten leben, wo diese vorkommen. Die 'Bioprospektion', wie die Suche nach industriell verwertbaren Organismen und biologischen Substanzen heute heißt, ist in hohem Maße an den Kenntnissen der indigenen Völker interessiert, an deren 'indigenem Wissen'.

Am Beispiel eines Fischgifts, das die Kariña nutzen, wurden verschiedene Aspekte und Probleme dieses neuen Einschlusses indigener Gruppen in die Debatten um biologische Vielfalt beleuchtet. Deutlich wurden dabei einerseits die naturalistischen und funktionalistischen Verkürzungen, die die Wahrnehmung und Konzeptionalisierung des Zusammenhangs zwischen Biodiversität und indigenem Wissen oft kennzeichnen (s. Brush 1996; Brosius 1997). Ein wesentlicher Teil der Diskussionen um die Bedeutung des indigenen Wissens zielt schließlich auf dessen Indienstnahme für die Zwecke des Naturschutzes und des globalen Ressourcenmanagements ('Erhaltungsarbeit') einerseits, und als Ressource für nationale Entwicklungsstrategien andererseits. Der Anspruch einer Anerkennung der Rechte dieser Kulturen auf politische und kulturelle Selbstbestimmung wird dabei ebenso verfehlt wie das Recht auf eine eigenständige Gestaltung ihrer Naturverhältnisse (vgl. Görg 2001).

Andererseits hat der globale Biodiversitätsdiskurs, wie in den Ausführungen im Kapitel (II.5.2) deutlich wurde, zu unverkennbaren Fortschritten in der Anerkennung indigener Rechte in internationalen wie nationalen Konventionen und Vertragswerken geführt. In der neuen bolivarianischen Verfassung Venezuelas (1999) sind den Indigenen mittlerweile weitreichende Rechte eingeräumt worden, die in diesem Maße ohne den globalen Umweltdiskurs kaum zustande gekommen wären. Erst recht sind die Zugeständnisse an indigene Positionen im neuen Gesetz über Biodiversität zumindest rhetorisch geradezu verblüffend. Gleichzeitig zeigte jedoch ein Blick auf die wenigen biodiversitätsbezogenen Initiativen und Programme am Ort der biologischen Vielfalt selbst, also in den Wäldern der Sierra Imataca, dass die behaupteten Zusammenhänge zwischen indigener Nutzung und Biodiversität sehr abstrakt bleiben können. Dieser Mangel an Konkretheit birgt das Risiko, dass die unverkennbaren Fortschritte, die sich hier im Einbezug der Indigenen bzw. der Kariña erkennen lassen, kaum in sinnvolle Nutzungsregeln umgesetzt werden. Dabei könnten die symbolischen Terraingewinne der abstrakten oder "hyperrealen Indigenen" (Ramos 1994), wie sie hier konstruiert werden, letztlich mit einer Zurückdrängung der konkreten Kariña vor Ort einhergehen. Einmal mehr kann dies wieder mit den spezifischen Eigenschaften der Ressource in Zusammenhang gebracht werden. Denn wie u.a. Hecht (1998) deutlich

gemacht hat, beruht die Produktion pharmazeutisch nützlicher Komponenten nicht notwendig auf einem wiederholten Zugang zum stofflichen Substrat der biologischen Ressourcen, so dass es im Grunde auch der Arbeit der Indigenen an ihrer Herstellung und Aufrechterhaltung nicht dauerhaft bedarf.

In dieser Zusammenfassung der einzelnen Kapitel wurden die ressourcenspezifischen Unterschiede und die Charakteristika der Koproduktion der natürlichen Ressourcen und der sozialen Verhältnissen bei den Kari'ña in den Vordergrund gestellt. Wie dabei zu sehen war, erfolgte der Einschluss der Kari'ña in die verschiedenen Ressourcenfelder jeweils auf unterschiedliche Weise. In vielen Fällen erfolgte der primäre, konstitutive Zusammenhang zunächst über das geteilte Territorium, über den Ort. Die spezifischen Ausformungen und Folgen des jeweiligen Koproduktionsprozesses wurden im Weiteren jedoch ebenso von den Eigenschaften und der Materialität der Ressourcen beeinflusst, wie von den spezifischen Aspekten des Indigenen (mythisches Wissen, indigene Handelswaren, indigene Arbeitskraft, Heilwissen, usw.), die die Dynamik ihres Einschlusses und Ausschlusses in den einzelnen Ressourcenfeldern strukturierte.

Wiewohl die einzelnen Kapitel vor allem als fragmentarische, punktuell vertiefte Einblicke in spezifische historische Erfahrungen der Kari'ña zu lesen sind, dürften in dieser knappen Gesamtbetrachtung doch auch die vielfältigen Bezüge zwischen den einzelnen Ressourcengeschichten deutlich geworden sein. Die Kari'ña, sozial zurückgezogen und wirtschaftlich arm, stehen heute im Brennpunkt neuer Konflikte um Migration, industriellen Bergbau und Holznutzung, um Naturschutz und Menschenrechte. Ihre aktuelle Situation, so das knappe Fazit der vorliegenden Arbeit, lässt sich aber nicht angemessen als Begegnung von 'Tradition und Moderne', als 'Vorher-Nachher' oder als neuer Gegensatz von Lokalität und Globalisierung fassen. Die Situation der Kari'ña von heute ist vielmehr nur in Anerkennung einer langen, sedimentierten Geschichte von Erfahrungen der Kari'ña mit machtvollen externen Interessen an natürlichen Ressourcen in ihrem Siedlungsgebiet zu verstehen.

IV. Literatur

- Acosta Sanabria, O. (1987). Una industria con criterios propios. *Diagnóstico* 3 (2), S. 2-4.
- Adams, Kathleen J. (1972). *The Barama River Caribs of Guyana Restudied: Forty Years of Cultural Adaptation and Population Change*. Ann Arbor, Michigan: University Microfilms International.
- (1982). Gold, Utopia and Guyana. In: A. Baird Wellesley (Hg.), *Guyana Gold. The Story of Wellesley A. Baird. Guayana's Greatest Miner*. Washington: Three Continents Press, S. 165-185.
- AG Biopolitik (1998). Vieles ist verschieden. Biodiversität in den Biowissenschaften. In: Michael Flitner/Christoph Görg/Volker Heins (Hg.), *Konfliktfeld Natur. Biologische Ressourcen und globale Politik*. Opladen: Leske u. Budrich, S. 169-191.
- Agrawal, Arun (1995). Indigenous and scientific knowledge. Some critical comments. *Development and Change* 26(3), S. 413-439.
- (1998). Geistiges Eigentum und 'indigenes' Wissen: Weder Gans noch goldene Eier. In: Michael Flitner/Christoph Görg/Volker Heins (Hg.), *Konfliktfeld Natur. Biologische Ressourcen und globale Politik*. Opladen: Leske u. Budrich, S. 193-214.
- Ahlbrink, W. G. (1931). *Encyclopaedie der Kariben..* Amsterdam: Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen.
- Aicher, Christoph (2001). *Forstpolitik in Venezuela: Vom Misserfolg erfolgreicher Politik*. Dresden: Techn. Univ., Diss.
- (2002). *Die story line des "Hölzern-Industriellen Komplexes": methodologisches Beispiel einer diskursanalytischen Untersuchung zur venezolanischen Forstpolitik*. SEFUT Working Paper 10. Freiburg: Albert-Ludwigs-Univ.
- (2004). *Das forsttechnische Wissen und seine politischen Wirkungen in Venezuela*. SEFUT Working Paper 13. Freiburg: Albert-Ludwigs-Univ.
- Aicher, Christoph/Grimmig, Martina/Müller, Barbara (1998). *The Imataca Forest Reserve: Golden Future for Venezuela's South-East*. SEFUT Working Paper 2. Freiburg.
- Alarcón, Fredy (1987). Aspectos de la geografía política de fronteras con énfasis en la región Guayana. In: Isbelia Sequera de Segnini/Luis Mejías/Fredy Alarcón/Faustino Morales/Nélida Hernández/Irma Fermín de Mejías/Julio Alcántara (Hg.), *Venezuela y su espacio fronterizo. El problema del Esequibo*. Caracas: Instituto de geografía y desarrollo regional, S. 97-211.
- Alarcón, Roberto Balza (2001). *Tierra, Territorio y Territorialidad Indígena.*: APCOB, SNV & IWGIA.
- Alcorn, Janis B. (1994). Noble Savage or Noble State? *Etnoecológica* 2 (3), S. 7-19.
- (1995). Ethnobotanical knowledge systems - A research for meeting rural developments goals. In: Michael D. Warren/Jan L. Slikkerveer/D. Brokensha (Hg.), *The cultural dimension of development. Indigenous Knowledge Systems*. London: Intermediate Technology Publications Ltd., S. 1-12.
- Alès, Catherine/Pouyllau, Michel (1995). El Dorado Revisitado. *Boletín Antropológico*. (Universidad de los Andes, Mérida, Venezuela). (33), S. 5-54.
- Alexander, Robert J. (1982). *Rómulo Betancourt and the Transformation of Venezuela*. New Brunswick, London: Transaction Books.
- Almecija, Juan (1987). La estrategia imperial británica en la Guayana Esequiba. *Revista de Historia de América* 107, S. 131-207.
- Amerindian Lands Commission (1969). *Report of the Amerindian Lands Commission*. Georgetown.
- Amodio, Emanuele (1991). Invasión y defensa de los resguardos indígenas en el Oriente de Venezuela. *Montalbán* 23, S. 267-308.

- Amodio, Emanuele et al. (1992). *La situación actual de los Kari'ña. Diagnóstico y entrevistas*. Caracas: ABYA-YALA-MLAL.
- Anderson, Benedict (1998): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Begriffs. Berlin: Ullstein. [Original erschienen als *Imagined Communities* (1983), London: Verso].
- André, Eugène (1964). *Un Naturalista en la Guayana*. Caracas: Colección Cuatricentenario de Caracas.
- APA (Amerindian Peoples Association/WRM (World Rainforest Movement) (1994). *Joint Survey of Barama Company Limited Concession Area*. Georgetown: APA.
- Appadurai, Arjun (Hg.) (1986). *The Social Life of Things*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1988). Putting Hierarchy in Its Place. *Cultural Anthropology* 3 (1), S. 36-49.
- (1990). Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy. *Public Culture* 2 (2), S. 1-24.
- Arvelo-Jiménez, Nelly (1974). *Relaciones políticas en una sociedad tribal: estudio de los Ye'kuana indígenas del Amazonas venezolano*. México: Instituto Indigenista Interamericano.
- (1984). The Politics of Cultural Survival in Venezuela: Beyond Indigenismo. In: Marianne Schmink/Charles H. Wood (Hg.), *Frontier Expansion in Amazonia*. Florida: University Press of Florida, S. 105-126.
- (1992). El conflicto por la tierra y las etnias indígenas del Amazonas Venezolano, *Derechos territoriales indígenas y ecología en las selvas tropicales del America*. Bogota: Cerec, S. 112-135.
- Arvelo-Jiménez, Nelly/Biord-Castillo, Horacio (1989). *The Impact of Conquest on Contemporary Indigenous Peoples of the Guiana Shield: the system of Orinoco regional interdependence*. Nova Friburgo, Brazil.
- Arvelo-Jiménez, Nelly/Conn, Keith (1995). The Ye'kuana self demarcation process. *Cultural Survival Quarterly* 18 (4), S. 40-42.
- Arvelo-Jiménez, Nelly/Perozo, Abel (1983). Programas de desarrollo entre poblaciones indígenas de Venezuela. Antecedentes, consecuencias y una crítica. *América Indígena* XLIII (3), S. 502-536.
- Baird, Wellesley A. (1982). *Guyana Gold. The Story of Wellesley A. Baird. Guayana's Greatest Miner*. Washington: Three Continents Press.
- Balée, William (1989). The Culture of Amazonian Forests. In: D. Posey/W. Balée (Hg.), *Resource Management in Amazonia: Indigenous Folk Strategies*. New York: The New York Botanical Garden, S. 1-21.
- Balée, William/Gély, Anne (1989). Managed Forest Succession in Amazonia: The Ka'apor Case. In: D. Posey/W. Balée (Hg.), *Resource Management in Amazonia: Indigenous Folk Strategies*. New York: The New York Botanical Garden, S. 129-158.
- Banuri, Tariq/Apfel-Marglin, Frédérique (1993). *Who will save the forest? Knowledge, power, and environmental destruction*. London: Zed Books.
- Barandiarán, Daniel (1979). Introducción al al cosmovisión de los Indios Ye'kuana-Makiritare. *Montalbán* 9, S. 737-820.
- (1999). Las fronteras nacionales en la era de las autocracias militares. *Montalbán* 32, S. 309-356.
- Barham, Bradford L./Coomes, Oliver T. (1994). Wild Rubber: Industrial Organisation and the Microeconomics of Extraction During the Amazon Rubber Boom (1860-1920). *Journal of Latin American Studies* 26 (1), S. 37-72.
- Barham, Bradford L. /Coomes, Oliver T. (1996). *Prosperity's promise : the Amazon rubber boom and distorted economic development*. Boulder: Westview Press.
- Basso, Ellen B. (1977). Introduction: The Status of Carib Ethnography. In: Ellen B. Basso (Hg.), *Carib Speaking Indians. Culture, Society and Language*. Tuscon, Arizona: University of Arizona Press, S. 9-22.
- Baum, Vicki (1945). *The Weeping Wood*. London: Michael Joseph.

- Beckenridge, Lee P. (1992). Protection of Biological and Cultural Diversity: Emerging Recognition of Local Community Rights in Ecosystems Under International Environmental Law. *Tennessee Law Review* 59 (4), S. 735-785.
- Bell, Purl Lord (1922). *Venezuela. A commercial and industrial handbook. With a chapter on the Dutch West Indies*. Washington: Government Printing Office.
- Bello, Luis Jesús (1999). *Los Derechos de Los Pueblos Indígenas en Venezuela. (Prefacio por Marcus Colchester)*. Documento IWGIA N° 26.
- Belton, Benjamin Keith (1998). *Orinoco Flow: Culture, Narrative, and the Political Economy of Information*. Ann Arbor: UMI Dissertation Services.
- Benjamin, Anna (1992). A preliminary look at the free Amerindians and the Dutch plantation system in Guyana during the seventeenth and eighteenth centuries. *Guyana Historical Journal* 4/5, S. 1-21.
- Berg, Walter Bruno (1995). *Lateinamerika: Literatur – Geschichte – Kultur. Eine Einführung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Berry, Paul E. /Holst, Bruce K. /Yatskaievych, Kay (Hg.)(1995). *Flora of the Venezuelan Guayana. Volume I: Introduction*. St. Louis/Portland.
- Betancourt, Rómulo (1979). *Venezuela: Oil and Politics*. Boston: Houghton Mifflin.
- Bevilacqua, Mariapía/Cardenas, Lya/Flores, Ana Liz/Hernández, Lionel/Lares B., Erik/Mansutti, Alexander/Miranda, Marta/Ochoa, José/Rodríguez, Militza/Selig, Elisabeth (2002). *The State of Venezuela's Forests: A Case Study of the Guayana Region. A Global Forest Watch Report*. o.O. [Caracas/Washington].
- Biord-Castillo, Horacio/Amodio, Emanuele/Morales Méndez, Filadelfo (1989). *Historia de los Kari'ña. Período Colonial*. Caracas: IVIC; MLAL.
- Bitterli, Urs (1991). *Die 'Wilden' und die 'Zivilisierten'. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch- überseeischen Begegnung*. München: Beck.
- Blair, Daniel (1980). Notes of an expedition from Georgetown to the gold diggings on the borders of Venezuela [1857]. *Journal of Archaeology and Anthropology* 3 (1), S. 6-64.
- Blank, David Eugene (1984). *Venezuela. - Politics in a Petroleum Republic*. New York u.a.: Praeger.
- Bodard, Lucien (1970). *Masacre de indios en el Amazonas*. Caracas: Ed. Tiempo Nuevo.
- Bodley, J.H. (1983). *Der Weg der Zerstörung - Stammesvölker und die industrielle Zivilisation*. München [Original erschienen als *Victims of progress* (1982), Paolo Alto, Cal.: Mayfield Publ.].
- Bolton, Herbert E. (1917). The Mission as a Frontier Institution in the Spanish-American Colonies. *The American Historical Review* XXIII (1), S. 42-61.
- Boomert, Arie (1987). Gifts of the Amazons: "green stone" pendants and beads as items of ceremonial exchange in Amazonia and the Caribbean. *Antropológica* 67, S. 33-55.
- Boué, Juan Carlos (1993). *Venezuela: The Political Economy of Oil*. Oxford: Oxford University Press.
- Brand, Ulrich/Görg, Christoph (2003). *Postfordistische Naturverhältnisse. Konflikte um genetische Ressourcen und die Internationalisierung des Staates*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Braveboy-Wagner, Jacqueline A. (1984). *The Venezuela Guyana border dispute: Britain's colonial legacy in Latin America*. Boulder/ London: Westview Press.
- Breidenbach, Joana/Zukrigl, Ina (1995). Ethnologische Perspektiven auf die Beziehungen zwischen globaler und lokaler Ebene. *Zeitschrift für Ethnologie* (120), S. 15-29.
- Brett, William H. (1868). *The Indian Tribes of Guiana*. London: Bell & Daldy.
- Briceño, Marcos Falcon (1962). *La Cuestión de Límites entre Venezuela y La Guayana Británica*. Caracas: Publicaciones del Ministerio de Relaciones Exteriores.
- Brito Figueroa, Federico (1975). *Historia económica y social de Venezuela (Tomo I)*. Caracas: UCV.
- (1996). *Historia económica y social de Venezuela. (Tomo III)*. Caracas: UCV.

- Brookfield, Harold (1988). The New Great Age of Clearance and Beyond. In: Julie S. Denslow/Christine Padoch (Hg.), *People of the Tropical Rain Forest*. Berkeley: University Press, S. 209-224.
- Brose, Markus (1988). *Amazonien – eine indianische Kulturlandschaft. Traditionen naturverbundenen Lebens und Wirtschaftens*. Kassel: Gesamthochschule.
- Brosius, J. Peter (1997a). Endangered Forest, Endangered People: Environmentalist Representation of Indigenous Knowledge. *Human Ecology* 25 (1), S. 47-69.
- (1997b). Prior Transcripts, Divergent Paths: Resistance and Acquiescence to logging in Sarawak, East Malaysia. *Society for comparative Study of Society and History* 39 (3), S.468-510.
- Brush, Stephen/Stabinsky, Doreen (Hg.)(1996). *Valuing Local Knowledge: Indigenous People and Intellectual Property Rights*. Washington, D.C.: Island Press.
- (1993). Indigenous Knowledge of Biological Resources and Intellectual Property Rights: The Role of Anthropology. *American Anthropologist* 95 (3), S. 653-686.
- (1996). Whose Knowledge, Whose Genes, Whose Rights? In: Stephen Brush/Doreen Stabinsky (Hg.), *Valuing Local Knowledge: Indigenous People and Intellectual Property Rights*. Washington, D.C.: Island Press, S. 1-21.
- Bryant, Raymond L. (1996). Romancing colonial forestry: the discourse of 'forestry as progress' in British Burma. *The Geographical Journal* 162 (2), S. 169-178.
- Bryant, Raymond L./Bailey, S. (1997). *Third world political ecology*. London/New York: Routledge.
- Brysk, Alison (1994). Acting Globally: Indian Rights and International Politics in Latin America. In: Donna Lee VanCott (Hg.), *Indigenous Peoples and Democracy in Latin America*. London: Macmillan Press, S. 29-51.
- (1996). Turning Weaknesses into Strength. The Internationalization of Indigenous Rights. *Latin American Perspectives* 89 (2), S. 38-57.
- Bürger, Otto (1922). *Venezuela. Ein Führer durch das Land und seine Wirtschaft*. Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.
- Bürgin, Reiner (2004): *Umweltverhältnisse jenseits von Tradition und Moderne: die Karen im Thung Yai Naresuan Weltnaturerbe in Thailand im Spannungsfeld nationaler Modernisierung und globaler Umweltdiskurse*: Stuttgart: Ibidem-Verlag.
- (2001): *Contested heritages: disputes on people, forests and a world heritage site in globalizing Thailand*. SEFUT Working Paper 9. Freiburg: Albert-Ludwigs-Univ.
- Burnett, D. Graham (2000). *Masters of All They Surveyed. Exploration, Geography, and a British El Dorado*. Chicago; London: The University of Chicago Press.
- (2002). "It Is Impossible to Make a Step without the Indians": Nineteenth-Century Geographical Exploration and the Amerindians of British Guiana. *Ethnohistory* 49 (1), S. 3-40.
- Butt Colson, Audrey (1983-1984). The Spatial Component in the Political Structure of the Carib Speakers of the Guiana Highlands: Kapon and Pemon. *Antropológica* 59-62, S. 73-124.
- (1983): El desarrollo nacional y los Akavwaio y Pemon del Alto Mazaruni. *América Indígena*, XLIII (3).
- (1994-1996). "God's Folk": The Evangelization of Amerindians in Western Guiana and the Enthusiastic Movement of 1765. *Antropológica* 86, S. 3-110.
- Cabrera Sifontes, Horacio (1981). Riquezas forestales de Guayana. El Balata: Su explotación y tragedia. *El Minero* (Julio/Agosto), S. 34-40.
- Canclini, Néstor García (1989). *Culturas híbridas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad*. Miguel Hildalgo, México: Grijalbo.
- Cárdenas, Víctor Hugo (1998). Los pueblos indígenas, derechos humanos y democracia en América Latina. *Contribuciones* (4), S. 103-116.
- Carl, George Edmund (1980). *First Among Equals: Great Britain and Venezuela 1810-1910*. Syracuse University: UMI Monographs.

- Carreras, Charles (1987). *United States economic penetration of Venezuela and its effects on diplomacy 1895-1906*. New York; London: Garland Publishing.
- Casement, Roger (1913). *British Bluebook. Correspondence Respecting the Treatment of British Colonial Subjects and Naive Indians Employed in the Collection of Rubber in the Putumayo District*. London.
- Centeno, Julio C. (1990). *El desarrollo forestal de Venezuela*. Mérida: Instituto Frestal Latinoamericano.
- (1995a). *Forest concession policy in Venezuela*. Washington, D.C.: WRI.
- (1995b). *Estrategia para el desarrollo forestal de Venezuela*. Caracas.
- (1996). Deforestation out of control in Venezuela. *Global Biodiversity* (1 (March)).
- (2004). Decretado el saqueo de Imataca. (Internet-Rundbrief)
- Chiappe, Giuliana (2004). Imataca Es Una Mina. *El Universal* [online-Ausgabe v. 16.11.2004].
- Child, Clifton J. (1950). The Venezuela/British Guiana Boundary Arbitration of 1899. *American Journal of International Law* 44 (4), S. 682-693.
- Civrieux, Marc de (1973). Clasificación zoológica y botánica entre los Makiritare y los Kariña. *Antropologica* 36, S. 3-82.
- (1974). *El Hombre Silvestre ante la Naturaleza*. Caracas: Monte Avila Editores.
- (1974). Religión y magia Kariña. *Montalb n 3*, S. 371-471.
- (1976). Los Caribes y la conquista de la Guayana Española. *Montalb n 5*, S. 875-1021.
- Clarac, Gerald/CNF (1997). *La Población Indígena en el Contexto Fronterizo (Documentos)*. Caracas: Consejo Nacional de Frontera (CNF).
- Cleveland, David A./Murray, Stephen C. (1997). The World's Crop Genetic Resources and the Rights of Indigenous Farmers. *Current Anthropology* 38 (4), S. 477-515.
- Clifford, James (1986). On Ethnographic Allegory. In: James Clifford/George E. Marcus (Hg.), *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press, S. 98-121.
- (1997). Spatial Practices: Fieldwork, Travel, and the Disciplining of Anthropology. In: Akhil Gupta/James Ferguson (Hg.), *Anthropological locations: boundaries and grounds of a field science*. Berkeley; Los Angeles: University of California Press, S. 185-222.
- Clifford, James/Marcus, George E. (Hg.)(1986). *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Clouth, Franz (1899). *Gummi, Guttapercha und Balata. Ihr Ursprung und Vorkommen, ihre Gewinnung, Verarbeitung und Verwendung*. Leipzig: Verlang von Bernh. Friedr. Voigt.
- CODEFORSA (1986). *Plan de ordenación y manejo forestal para la unidad II. Reserva Forestal Imataca*. Caracas.
- Colchester, Marcus (1993). *Who's who in Guyana's forests*. Penang: WRM.
- (1997). *Guyana - Fragile Frontier. Loggers, Miners and Forest Peoples*. London: LAB/WRM.
- Colchester, Marcus/Kirschbaum, Stephan/Schücking, Heffa/Wolters (1993). *Wald und Indigene*. Bielefeld.
- Collier, Richard (1968). *The River that God forgot. The Story of the Amazon Rubber Boom*. London: Collins.
- Colón, Cristóbal (1982). *Textos y documentos completos. Relaciones de viajes, cartas y memoriales*. Madrid: Alianza Editorial.
- Comaroff, John/Comaroff, Jean (1992). *Ethnography and the Historical Imagination*. Boulder: Westview Press.
- Comisión Indigenista Nacional (1953). *La política indigenista en Venezuela*. Caracas: Imprenta Nacional.
- Comisión Permanente de Ambiente y Ordenación Territorial del Senado/Alcaldía del Municipio Autónomo Caroní/Comisión Permanente de Energía y Minas de Diputados (1997). *Encuentro*

- de Evaluación y Consulta Reserva Forestal Imataca (San Félix, 18 y 19 de septiembre de 1997)*. Caracas.
- Conklin, Beth A. (1997). Body Paint, Feathers, and VCRs: Aesthetics and Authenticity in Amazonian Activism. *American Ethnologist* 24 (4), S. 711-737.
- Conklin, Beth A./Graham, Laura R. (1995). The Shifting Middle Ground: Amazonian Indians and Eco-Politics. *American Anthropologist* 97 (4), S. 695-710.
- Cook, Scott (1968). The obsolete "anti-market" mentality: a critique of the substantive approach to economic anthropology. In: Edward E. LeClair/Harold K. Schneider (Hg.), *Economic anthropology. Readings in theory and analysis*. New York u.a.: Holt, Rinehart and Winston, Inc., S. 208-227.
- Coppen, J. J. (1995). *Gums, resins and latexes of plant origin*. Rome: FAO (Food and Agriculture Organisation).
- Coppens, Walter (1971). La tenencia de tierra indígena en Venezuela: aspectos legales y antropológicos. *Antropológica* (29), S. 1-37.
- (1981). *Del canalete al motor fuera de borda. Misión en Jiwitna y otras reas de aculturación en tres pueblos Ye`kuana del Caura-Paragua*. Caracas.
- CORDIPLAN (1960). *Plan Cuatrienal 1960-1964*. Caracas: Oficina Central de Coordinación y Planificación.
- (1995). *Un proyecto de país. Documentos del IX. plan de nación*. Caracas: Imprenta Nacional.
- Cornell, Stephen (1988). The transformations of tribe: organization and self-concept in Native American ethnicities. *Ethnic and Racial Studies* 11 (1), S. 27-47.
- Coronil, Fernando (1994): Listening to the Subaltern: the Poetics of Neocolonial States. *Poetics Today* 15 (4), S. 643-658.
- (1996). Beyond Occidentalism: Towards Non-imperial Geohistorical Categories. *Cultural Anthropology* 11 (1), S. 51-87.
- (1997). *The Magical State: Nature, Money, and Modernity in Venezuela*. Chicago: University of Chicago Press.
- Cousins, Andrew Leonard (1991). *La frontera étnica Pemon y el impacto socio-económico de la minería de oro*. Caracas: IVIC.
- Cover, Green/World Bank (1999). *Venezuela. The Imataca Forest and Environs: Issues in Resource Planning, Public Participation and Sustainable Management*. Washington, D.C.: World Bank.
- Cronon, William (1992). A Place for Stories: Nature, History and Narrative. *The Journal of American History* 78 (4), S. 1347-1376.
- Cunill Grau, Pedro (1987). *Geografía del poblamiento venezolano en el siglo XIX. (Tomo III)*. Caracas: Ediciones de la Presidencia de la República.
- Cunningham, A.B. (1993). *Conservation, Knowledge and New Natural Products Development: Partnership or Piracy?* London.
- CVG Técnica Minera (1987). *Proyecto inventario de los recursos naturales d la región Guayana. Informe de avance vegetación*. Ciudad Bolívar.
- (1991). *Proyecto inventario de los recursos naturales d la región Guayana. Informe de Avance Clima, geología, geomorfología, suelos, vegetación*. Ciudad Bolívar.
- Dalton, Leonard V. (1912). *Venezuela*. London: T. Fischer Unwin.
- Davis, Shelton H./Wali, A. (1993). *Indigenous Territories and Tropical Forest Management in Latin America*. Washington, D.C: The World Bank.
- de Carrocerá, Buenaventura P. (1979). *Misión de los Capuchinos en Guayana. Documentos (1760-1785)*. Caracas: Fuentes para la Historia Colonial de Venezuela.
- (1979). *Misión de los Capuchinos en Guayana. Documentos (1785-1819)*. Caracas: Fuentes para la Historia Colonial de Venezuela.
- (1979). *Misión de los Capuchinos en Guayana. Introducción y Resumen Histórico - Documentos (1682-1758)*. Caracas: Fuentes para la Historia Colonial de Venezuela.

- (1981). *Lingüística Indígena Venezolana y los Misioneros Capuchinos*. Caracas: Universidad Católica Andrés Bello.
- Denevan, W.M. (1976). The aboriginal population of Amazonia. In: W.M. Denevan (Hg.), *The Native Population of the Americas in 1492*. Madison: University of Wisconsin Press, S. 205-235.
- (1992). The Pristine Myth: The Landscape of the Americas in 1492. *Annual Association of American Geography* 82 (3), S. 369-85.
- Denevan, W.M./Schwerin, K.H. (1980). Adaptive Strategies in Karinya Subsistence, Venezuelan Llanos. *Antropológica* (50), S. 3-91.
- Der Tropenpflanzer: Zeitschr. für tropische Landwirtschaft. [Alle Jahrgänge].
- Der Waldwirt (1999). Der Mond und die Forstwirtschaft. Welche Arbeiten bei welcher Mondphase durchgeführt werden sollten. *Der Waldwirt* 11, S. 18.
- Descola, Philippe (1994). *In the Society of Nature. A Native Ecology in Amazonia*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Di Castri, Francesco/Younés, Talal (1998). *Biodiversity, Science and Development. Towards a New Partnership*. Oxon: CAB International.
- Diederich, Alex (1987). 'Ethnocide' und 'Décivilisation': Eine Untersuchung zu zwei zentralen Begriffen im Werk des französischen Ethnologen Robert Jaulin. Freiburg: Diss. Universität Freiburg.
- Dobyns, H.F. (1966). Estimating Aboriginal American Population: An Appraisal of Techniques. *Current Anthropology* 7 (4), S. 395-416.
- Donís Ríos, Manuel (1987). El Fortín del Curumo. Pilar fundamental de la defensa y consolidación de las Misiones Capuchinas en Guayana para finales del siglo XIII. *Montalbán* 19.
- (1990). Fray Benito de La Garriga. Promotor del desarrollo y expansión de las Misiones Capuchinas en Guayana. *Montalbán*, S. 229-253.
- Dorr, Laurence J. (1995). Plant collecting along the lower Orinoco, Venezuela: H.H. Rusby and R. W. Squires (1896). *Brittonia* 47 (1), S. 1-20.
- Dreyfus, Simone (1983-1984). Historical and political anthropological inter-connections: the multilingual indigenous polity of the "Carib" Islands and Mainland Coast from the 16th to the 18th century. *Antropológica* 59-62 (1-7), S. 39-55.
- Drummond, Lee (1977). On Being Carib. In: Ellen B. Basso (Hg.), *Carib Speaking Indians. Culture, Society and Language*. Tucson, Arizona: University of Arizona Press, S. 76-88.
- Dupuoy, Walter (1953). Noticias preliminares sobre la comunidad indígena de San Joaquin de Parire, Estado Anzoátegui. *Boletín Indigenista Venezolano* I (1), S. 91-148.
- Edmundson, George (1901). The Dutch in Western Guiana. *The English Historical Review* XVI, S. 640-675.
- Eghenter, Cristina (2000). What is tana ulen good for? Considerations on indigenous forest management, conservation, and research in the interior of Indonesian Borneo. *Human Ecology* 28(3): 331-357.
- Ellen, Roy (1996): Putting Plants in their Place. Anthropological Approaches to Understanding the Ethnobotanical Knowledge of Rainforest Populations. In: Edwards, D./Booth, W./Choy, S. (Hg.), *Tropical Rainforest Research: Current Issues*. Kluwer: Dordrecht, S.457-465.
- Ellen, Roy/Fukui, Katasuyoshi (Hg.)(1996). *Redefining Nature: Ecology, Culture and Domestication*. Oxford; Washington: Berg.
- Emmerich, Ferdinand (1922). *Die Kariben in Guayana. Eine Forschungsreise in Tagebuchblättern*. Regensburg: Josef Habel Verlag.
- Ernst, Adolfo (1869a). Die Goldregion des venezolanischen Guayana I. *Globus* XVI (8), S. 124-126.
- (1869b). Die Goldregion des venezolanischen Guayana II. *Globus* XVI (9), S. 137-138.
- Eugène, André (1964). *Un naturalista en la Guayana*. Caracas: Banco Central de Venezuela.
- Ewell, Judith (1984). *Venezuela. A century of change*. Stanford: Stanford University Press.

- Fabian, Johannes (1983). *Time and the Other. How Anthropology makes its Object*. New York: Columbia University Press.
- FAO (1971). *Estudio de Preinversión para el desarrollo forestal de la Guayana Venezolana*. Rom: FAO.
- Fé y Alégria (1995). *Una Nueva Vida para los Kariña de Imataca. Proyecto*. Tumeremo.
- Featherstone, Mike (1996). Localism, Globalism, and Cultural Identity. In: Wilson, Rob/Dissanayake, Winal (Hg.), *Global/Local. Cultural Production and the Transnational Imaginary*. Durham/London: Duke Univ. Press, S. 46-77.
- (1992) (Hg.). *Cultural Theory and Cultural Change*. Berlin.
- Ferguson, James (1988). Cultural Exchange: New Developments in the Anthropology of Commodities. *Cultural Anthropology* 3 (4), S. 488-513.
- (1994). *The anti-politics machine: 'development', depoliticization, and bureaucratic power in Lesotho*. Minneapolis: Univ. of Minnesota Press.
- Fernández, Américo (1995). *Historia y crónicas de los pueblos del Estado Bolívar*. Ciudad Bolívar: Publimeco.
- Feser, Heiko (2000). *Die Huaorani auf den Wegen ins neue Jahrtausend*. Münster/Hamburg: Lit-Verlag.
- FIB (Federación de Indígenas del Estado Bolívar, Venezuela) (1992). *Demarcación de Tierra indígena en el Estado Bolívar*. Ciudad Bolívar.
- (1996). *Convenio de Cooperación entre la Alcaldía del Municipio Autónomo Sifontes y la Federación de Indígenas del Estado Bolívar*. Tumeremo.
- (1997). *Impacto socioecológico de la minería sobre las comunidades indígenas del Estado Bolívar*. Ciudad Bolívar.
- Fischer, John R. (1992). Iberische Kolonialpolitik seit 1760. In: Walther L. Bernecker (Hg.), *Handbuch der Geschichte Lateinamerikas*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 15-38.
- Fisher, William H. (1994). Megadevelopment, Environmentalism, and Resistance: The Institutional Context of Kayapó Indigenous Politics in Central Brazil. *Human Organization* 3, S. 220-232.
- Fleury Cuello, Eduardo (1953). Indios Petroleros. *Boletín Indigenista Venezolano* I (1), S. 77-89.
- Flitner, Michael (1999). Biodiversität oder: Das Öl, das Meer und die 'Tragödie der Gemeingüter'. In: Christoph Görg/Christine Hertler/Engelbert Schramm/Michael Weingarten (Hg.), *Zugänge zur Biodiversität. Disziplinäre Thematisierungen und Möglichkeiten integrierender Ansätze*. Marburg: Metropolis, S. 53-70.
- (Hg.) (2000). *Der deutsche Tropenwald: Bilder, Mythen, Politik*. Frankfurt: Campus Verlag.
- Forte, Janette (1988). Los Pueblos Indígenas de Guyana. *América Indígena* XLVIII (2), S. 323-352.
- (1990). The case of the Barama River Caribs of Guyana restudied. *Social and Economic Studies* 39 (1), S. 203-217.
- (1993). *Amerindian Land Issues. Background Paper*. Georgetown: Amerindian Research Union, University of Guyana.
- (1999a). Karikuri: The evolving relationship of the Karinya people of Guyana to gold mining. *New West Indian Guide* 73 (1/2), S. 59-82.
- (1999b). *Emerging local and global discourses on NTFP use and study*. Georgetown: Amerindian Research Unit, University of Guyana.
- Fox, David J./Robinson, D.J. (1969). *Cities in a changing Latin America*. London: Latin American Publication Fund.
- Franco, Wilfredo et al. (1997). *La situación actual de la reserva forestal Imataca y propuestas para orientar su ordenamiento*. Mérida: Universidad de los Andes. Facultad de ciencias forestales y ambientales.
- Friedmann, John (1966). *Regional development Policy: A Case Study of Venezuela*. Massachusetts: M.I.T. Press.

- Fröschle, Hartmut (Hg.)(1979). *Die Deutschen in Lateinamerika. Schicksal und Leistung*. Tübingen, Basel: Horst Erdmann Verlag.
- Fuchs, Helmuth (1961). Zur Terminologie der Konstruktionsteile eines Hauses bei den Kariña (Kariben) von Venezuela. *Anthropos* 56, S. 938-939.
- Fuller, Mary C. (1991). Raleigh's Fugitive Gold: Reference and Deferral in *The Discovery of Guiana*. *Representations* 33, S. 42-64.
- Furlong, Charles W. (1915). The Red Men of the Guianan Forest. *Harpers* 131, S. 527-537.
- Gallegos, Rómulo (1961). *Canaima*. Frankfurt a. Main: Insel Verlag.
- García Jordón, Pilar (1993). El infierno verde. Caucho e indios, terror y muerte. Reflexiones en torno al escandalo del Putumayo. *Anuario del IEHS (Instituto de estudios histórico- sociales, Tandil)* 8, S. 73-85.
- García, María Pilar (1992). The Venezuelan Ecology Movement: Symbolic Effectiveness, Social Practices, and Political Strategies. In: Arturo Escobar/Sonia Alvarez (Hg.), *The Making of Social Movements in Latin America: Identity, Strategy, and Democracy*. Boulder, Oxford: Westview Press, S. 150-169.
- García-Guadilla, María Pilár (2001). El Movimiento ambientalista y la constitucionalización de nuevas racionalidades: dilemas y desafíos. *Revista Venezolana de Economía y Ciencias Sociales* (1), S. 113-132.
- Gedicks, Al (1993). *The new resource wars. Native and environmental struggles against multinational corporations*. Boston: South End Press.
- Gerdes, Claudia (1992). *Eliten und Fortschritt: zur Geschichte der Lebensstile in Venezuela 1908-1958*. Frankfurt: Vervuert.
- Gerstäcker, Friedrich (ca. 1880). *Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien u. Venezuela*. Berlin: Verlag von Neufeld & Henius.
- Giles-Vernick, Tamara (2002). *Cutting the Vines of the Past*. Charlottesville: University Press of Virginia.
- Gillin, John (1934). Crime and Punishment among the Barama River Carib. *American Anthropologist* 36, S. 331-344.
- (1935). Social Life of the Barama River Caribs of British Guiana. *Scientific Monthly* 40 (3), S. 227-236.
- (1936). *The Barama River Caribs of British Guiana*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- (1948). Tribes of the Guianas. In: Julian H. Steward (Hg.), *Handbook of South American Indians*. Washington, S. 799-860.
- Giraldo, Manuel Lucena (1991). Defensa del territorio y conservación forestal en Guayana. In: Manuel Lucena Giraldo (Hg.), *El Bosque ilustrado. Estudios sobre la política forestal española en América*. Madrid, S. 137-147.
- Godelier, Maurice (1974). *Un domaine contesté : l'anthropologie économique ; recueil de texte*. Paris: Mouton.
- Godoy, Ricardo (1985). Mining: Anthropological perspectives. *Annual Review of Anthropology* 14, S. 199-217.
- Goldsmith, Frank B. (Hg.)(1998). *Tropical Rain Forest. A Wider Perspective*. London, Chapman & Hall.
- Gómez Canedo, Lino (1979). *Política indigenista de la iglesia en Venezuela (época premissional)*. Caracas: Instituto de Investigaciones históricas.
- González Pulgar, Pedro (1991). *La Reclamación de la Guayana Esequiba*. Caracas: Miguel Angel García, S.R.L.
- Görg, Christoph (2001). Kulturelle und biologische Vielfalt - Stricke und Fallstricke in einem komplexen Verhältnis. In: H. Spehl/M. Held (Hg.), *Vom Wert der Vielfalt (Sonderheft 13, Zeitschrift für angewandte Umweltforschung (ZAU))*, S. 106-120.

- Goslinga, Cornelis Ch. (1990). *The Dutch in the Caribbean and in Surinam 1791/5-1942*. Niederlande: Van Gorcum.
- Gray, Andrew (1992). *Between the spice of life and the melting pot: Biodiversity conservation and its impact on indigenous peoples*. Copenhagen.
- (1997). *Indigenous Rights and Development: Self-Determination in an Amazonian Community*. Oxford: Berghahn Books [= The Arakmbut of Amazonian Peru, Vol. 3].
- Gray, William H. (1945). Steamboat Transportation on the Orinoco. *The Hispanic American Historical Review* XXV, S. 455-469.
- Greaves, Thomas (Hg.)(1994). *Intellectual Property Rights for Indigenous Peoples. A Sourcebook*. Oklahoma City: Society for Applied Anthropology.
- (1996). Tribal Rights. In: Stephen Brush/Doreen Stabinsky (Hg.), *Valuing Local Knowledge: Indigenous People and Intellectual Property Rights*. Washington, D.C.: Island Press, S. 25-40.
- Greenblatt, Stephen (1994). *Wundervolle Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*. Berlin: Wagenbach.
- (1973). *Sir Walter Raleigh. The Renaissance Man and his Roles*. New Haven, London: Yale University Press.
- Grefa, Valerio (1996). Die Hauptprobleme der amazonischen Region aus der Sicht der CONFENIAE. In: Clarita Müller-Plantenberg (Hg.), *Indigene Perspektiven - Eine Debatte der ransiationen indigener Völker des Amazonasbeckens*. Kassel: Gesamthochschul-Bibliothek, S. 40-45.
- Gregory, Derek (1998a). The Geographical Discourse of Modernity, *Explorations in Critical Human Geography*. Heidelberg: Department of Geography, University of Heidelberg, S. 45-67.
- (1998b). Power, Knowledge and Geography, *Explorations in Critical Human Geography*. Heidelberg: Department of Geography, University of Heidelberg, S. 9-40.
- Grillet, Rodolfo Hernández (1987). *Geografía del Estado Bolívar*. Caracas: Academia Nacional de la Historia.
- Grimmig, Martina (1999). Das Fischgift der Kariña. Ebenen der Diskussion um indigene Völker und biologische Vielfalt. In: Christoph Görg/Christine Hertler/Engelbert Schramm/Michael Weingarten (Hg.), *Zugänge zur Biodiversität. Disziplinäre Thematisierungen und Möglichkeiten integrierender Ansätze*. Marburg: Metropolis, S. 145-167.
- (i.V.). *Balata. Zur Geschichte einer natürlichen Ressource*. Freiburg.
- Gumilla, P. José (1963). *El Orinoco ilustrado y defendido*. Caracas: Biblioteca de la Academia Nacional de la Historia, Vol 68.
- Gupta, Akhil/Ferguson, James (1992). Beyond "Culture": Space, Identity and the Politics of Difference. *Cultural Anthropology* 17 (1), S. 6-23.
- (1997a). Culture, power, place: ethnography at the end of an era. In: Akhil Gupta (Hg.), *Culture, power, place: explorations in critical anthropology*. Durham: Duke Univ. Press, S. 1-29.
- (1997b). Discipline and practice: 'the field' as site, method, and location in anthropology. In: Akhil Gupta/James Ferguson (Hg.), *Anthropological locations: boundaries and grounds of a field science*. Berkeley; Los Angeles: University of California Press, S. 1-45.
- Hagemann, Helmut (1984). Stirbt der Wald, stirbt der Mensch. Bergbau, Viehzucht und Industrie zerstören den Lebensraum der letzten Stammesvölker Brasiliens. In: Florian Maderspacher/Peter E. Stüben (Hg.), *Bodenschätze contra Menschenrechte. Vernichtung der letzten Stammesvölker und die Zerstörung der Erde im Zeichen des "Fortschritts"*. Hamburg: Junius, S. 19-45.
- Hajer, Maarten A. (1995). *The Politics of Environmental Discourse. Ecological Modernization and the Policy Process*. Oxford: Clarendon Press.
- Halbmeyer, Ernst (1993). Sierra de Perija : Kohle, Öl und schwarze Zukunft. In: Gesellschaft für bedrohte Völker (Hg.), *Land ist Leben. Bedrohte Völker im Kampf gegen die Zerstörung von Umwelt*. Wien: Dachs, S. 110-121.

- (1994). Lokale Betroffenheit im internationalen Kontext: Der indigene Überlebenskampf am Beispiel der Yukpa und Barí (Venezuela). In: Doris Cech et al. (Hg.), *TIERRA - Indigene Völker, Umwelt und Recht*. Frankfurt a.M.: Brandes u. Apsel/Südwind, S. 105-118.
- Hale, Charles, R. (1997). Cultural Politics of Identity in Latin America. *Annual Review of Anthropology* 26, S. 567-590.
- Hamilton, John (1820a). Journal of a trip from St. Thomé de Angostura, in Spanish Guayana, to the Capuchin missions of the Caroní. *The Quaterly Journal of Science, Literature, and the Arts* VIII (XVI), S. 260-287.
- (1820b). Journal of an Excursion from St. Thomé de Angostura, in Spanish Guayana, to the Capuchin missions of the Caroní. *The Quaterly Journal of Science, Literature, and the Arts* IX (XVII), S. 1-32.
- Hannerz, Ulf (1993). When Culture is Everywhere: Reflections on a Favorite Concept. *Ethnos* (58), S. 96-111.
- (1996). *Transnational Connections. Culture, people, places*. London: Routledge.
- Hanson, Earl (1933). Social Regression in the Orinoco and Amazon Basins: Notes on a Journey in 1931 and 1932. *Geographical Review* 23 (4), S. 578-598.
- Haraway, Donna J. (1995). *Monströse Versprechen. Coyote-Geschichten zu Feminismus und Technowissenschaft*. Hamburg; Berlin: Argument-Verlag.
- Hardenburg, Walter (1912). *The Putumayo: The Devil's Paradise. Travels in the Peruvian Amazon Region and an Account of the Atrocities Committed upon the Indians Therein*. London: T. Fisher Unwin.
- Harrison, J.B./Stockdale, F.A. (1911). *Rubber & Balata in British Guiana*. Georgetown, British Guiana.
- Hauser-Schäublin, Brigitta/Braukämper, Ulrich (Hg.)(2002). *Ethnologie der Globalisierung: Perspektiven kultureller Verflechtungen*. Berlin: Reimer.
- Hayter, Roger/Soyez, Dietrich (1997). Clearcut Issues: German Environmental Pressure and the British Columbia Forest Sector. *Geographische Zeitschrift* (4), S. 143-156.
- Hecht, Susanna (1998). Tropische Biopolitik. Wälder, Mythen, Paradigmen. In: Michael Flitner/Christoph Görg/Volker Heins (Hg.), *Konfliktfeld Natur. Biologische Ressourcen und globale Politik*. Opladen: Leske u. Budrich, S. 247-274.
- Hecht, Susanna/Cockburn, Alexander (1989). *The fate of the forests. Developers, destroyers and defenders of the Amazon*. London; New York: Verso.
- Heilbron, Waldo/Willemsen, Glenn (1980). Goud- en Balata-Exploitatie in Suriname. Nieuwe Productiesektoren en Nieuwe Vormen van Afhankelijkheid na 1873 - Deel II. *Caraïbisch Forum* 1 (2), S. 87-101.
- Heinen, Dieter H. (1983-1984). Themes in political organization: the Caribs and their neighbours. Introduction. *Antropológica* 59-62, S. 1-8.
- (1984). Der Beitrag der Angewandten Ethnologie zu Entwicklungsprojekten in Venezuela: Das Beispiel der Warao, Pemon und Ye'cuana/Sanema. *Zeitschrift für Ethnologie* (109), S. 79-105.
- (1994). Synopsis der Daten zur Indianerpolitik Venezuelas im 20. Jahrhundert. In: Jochen Schulz (Hg.), *Indianerpolitik in Venezuela. Ansätze zur Mitsprache der Betroffenen?* Münster, Hamburg: Lit Verlag (=Ethnologische Studien Bd. 5), S. 1-6.
- Heinen, Dieter H./Coppens, Walter (1986). Indian Affairs. In: John D. Martz/David J. Myers (Hg.), *Venezuela. The Democratic Experience*. New York: Praeger Publishers, S. 364-383.
- Heinen, Dieter H./Kasburg, Carola (1994). Die Lage der indigenen Bevölkerung in Venezuela zum 500. Jahrestag der Reise des Kolumbus. In: Jochen Schulz (Hg.), *Indianerpolitik in Venezuela. Ansätze zur Mitsprache der Betroffenen?* Münster, Hamburg: Lit Verlag (=Ethnologische Studien Bd. 5), S. 7-29.
- Hellinger, Daniel (1991). *Venezuela. Tarnished Democracy*. Boulder u.a.: Westview Press.
- (2000). Understanding Venezuela's Crisis: Dutch Diseases, Money Doctors, and Magicians. *Latin American Perspectives* 27 (1), S. 105-119.

- Helminen, Juha P. (1989). Eran Caníbales los Caribes? Fray Bartolomé de las Casas y el Canibalismo. *Ibero-Americana, Nordic Journal of Latin American Studies* XIX (1), S. 45-56.
- Hemming, John (1978a). *The Search of El Dorado*. New York: Sunrise Book.
- (1978b). *Red Gold: The Conquest of the Brazilian Indians*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- (1987). *Amazon Frontier. The Defeat of the Brazilian Indians*. London: Macmillan.
- (1990). How Brazil Acquired Roraima. *Hispanic American Historical Review* 70 (2), S. 295-325.
- Henley, Paul (1983-1984). Intergenerational marriage amongst the Carib-speaking peoples of the Guianas: a preliminary survey. *Antropológica* 59-52, S. 155-181.
- Hennessy, Alistair (1978). *The Frontier in Latin American History*. London: Edward Arnold Publishers.
- Hernández, Jesús Sanoja/Herrera, Juvenal (Hg.)(1988). *Tumeremo Bicentenario (1788-1988)*. Tumeremo: Cromotip.
- Hernández, Lionel/Ochoa, José G./Dezseo, Nelda/Herrera, Rafael (1997). *Consideraciones sobre el Plan de Ordenamiento y Reglamento de Uso de la Reserva Forestal Imataca*. Caracas.
- Hernández, Lionel/Williams, Paulisto/Azuaje, Ricardo/Rivas, Yoni/Picon, Gabriel (1994). Nombres indígenas y usos de algunas plantas de bosques de la Gran Sabana (Venezuela). *Acta Botanica Venezolana* 17 (1-4), S. 69-127.
- Herwig, Holger H. (1986). *Germany's vision of empire in Venezuela*. Princeton: Princeton University Press.
- Herzog-Schröder, Gabriele (1999). *Orinoko - Parima, Indianische Gesellschaften aus Venezuela - die Sammlung Cisneros*. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz [Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH].
- Hill, Jonathan D. (1984). Los misioneros y las fronteras. *América Indígena* 44 (1), S. 183-190.
- Hochschild, Adam (2000). *Schatten über dem Kongo: die Geschichte eines der großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Holdridge, Desmond (1933). Exploration between the Rio Branco and the Sierra Parima. *Geographical Review* 23 (3), S. 372-384.
- Holl, Frank/Petra, Kruse (Hg.)(1999). *Alexander von Humboldt: Netzwerke des Wissens. Ausstellungskatalog*. Ostfildern-Ruit: Hatje-Cantz.
- Hölz, Karl (1998). *Das Fremde, das Eigene, das Andere: die Inszenierung kultureller und geschlechtlicher Identität in Lateinamerika*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- (2001). Lustorte der grünen Hölle. Männliche Zivilisationsphantasien in der Selvaliteratur bei Rómulo Gallegos und José Eustasio Rivera. In: Herbert Uerlings/Karl Hölz/V. Schmidt-Linsenhoff (Hg.), *Das Subjekt und die Anderen. Interkulturalität und Geschlechterdifferenz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, S. 237-257.
- Howitt, Richard/Connell, John/Hirsch, Philip (1996). Resources, nations and indigenous peoples. In: dies. (Hg.) *Resources, nations and indigenous peoples*. Oxford u. a.: Oxford University Press Australia, S. 1-30.
- Huber, Otto (1995). History of Botanical Exploration. In: Paul E. Berry/Bruce K. Holst/Kay Yatskaievych (Hg.), *Flora of the Venezuelan Guayana. Volume I: Introduction*. St. Louis/Portland, S. 63-95.
- Hugh-Jones, Stephen (1992). Yesterday's Luxuries, Tomorrow's Necessities: Business and Barter in Northwest Amazonia. In: Caroline Humphrey/Stephen Hugh-Jones (Hg.), *Barter, Exchange and Value: An Anthropological Approach*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hulme, Peter (1986). *Colonial Encounters: Europe and the Native Caribbean 1492-1797*. London: Mathuen.
- Hulme, Peter/Whitehead, Neil L. (Hg.)(1992). *Wild Majesty. Encounters with Caribs from Columbus to the Present Day*. Oxford: Clarendon Press.

- Humboldt, Alexander von (1841). Vorwort. In: Schomburgk, Otto (Hg.), *Robert Hermann Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835-1839*. Leipzig: Georg Wigand, S. xv-xxiv.
- (1941). Über einige wichtige Punkte der Geographie Guyana's. In: Schomburgk, Otto (Hg.), *Robert Hermann Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835-1839*. Leipzig: Georg Wigand, S. 1-39.
- (1989). *Die Wiederentdeckung der Neuen Welt*. Berlin: Verlag der Nation.
- (1997 [1815-1832]). *Die Forschungsreise in den Tropen Amerikas*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 3 Bde.
- Humphrey, Caroline/Hugh-Jones, Stephen (1992). Introduction: Barter, Exchange and Value. In: Caroline Humphrey/Stephen Hugh-Jones (Hg.), *Barter, Exchange and Value: An Anthropological Approach*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hvalkof, Søren (2000). Outrage in Rubber and Oil: Extractivism, Indigenous Peoples, and Justice in the Upper Amazon. In: Charles Zerner (Hg.), *People Plants, & Justice. The Politics of Nature Conservation*. New York: Columbia University Press, S. 83-116.
- im Thurn, Everard F. (1967 [1883]). *Among the Indians of Guiana*. New York: Dover Publications.
- India Rubber World (1899). [New York, NY: Bill Brothers Publ. Co, Jahrgänge 1898-1914].
- INTECMACA (1989). *Plan de ordenación y manejo forestal de la unidad V de Imataca*. Caracas.
- Iribertegui, Ramon (1987). *Amazonas. El Hombre y El Caucho*. Caracas: Vicariato Apostólico de Puerto Ayacucho.
- Ishmael, Odeen (1998). *The Trail of Diplomacy. A Documentary History of the Guyana-Venezuela Border Issue*. Georgetown: www.Guyanaca.com.
- Italiaander, Rolf (Hg.) (1964). *König Leopolds Kongo: Dokumente und Pamphlete von Mark Twain, Edmund D. Morel, Roger Casement*. München: Rütten u. Loening.
- IUCN (1994). *Guidelines for Protected Area Management Categories*. Gland: International Union for the Conservation of Nature and Natural Resources (World Conservation Union).
- Jackson, C. G. (1960). The Manoa Company. *Inter-American Economic Affairs XIII*, S. 12-45.
- Jeintoft, Svein (2003). Indigenous peoples: resource management and global rights ; [7th Circumpolar Universities Co-operation Conference "When Distance Is a Challenge", held at the University in Tromsø 19 - 21 August, 2001]. Delft: Eburon
- Jiménez, Simeón/Perozo, Abel (Hg.) (1994). *Esperando a Kuyujani: Tierras, Leyes y Autodemarcación, Encuentro de Comunidades Ye'kuanas del Alto Orinoco*. Caracas: GAIA - IVIC.
- Jones, Harry W. (1963). The Development of la Guayana, "The Future Ruhr of South America". In: A. Curtis Wilgus (Hg.), *The Caribbean: Venezuelan Development. A Case History*. Gainesville: University of Florida Press, S. 178-191.
- Joubert, Wilfred A. (1899). Balata Exploitation in the Guianas. *The India Rubber World* 20 (5), S. 293-295.
- Karl, Terry Lynn (1997). *The paradox of plenty : oil booms and petro-states*. Berkeley u.a.: Univ. of California Press.
- Katz, Cindi (1998). Whose Nature, Whose Culture? In: Bruce Braun/Noel Castree (Hg.), *Remaking Reality. Nature at the Millenium*. London: Routledge, S. 46-63.
- Kloos, Peter (1971). *The Maroni river caribs of Surinam*. Assen: Van Gorcum.
- Koch-Grünberg, Theodor (1917). *Vom Roraima zum Orinoco. Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911-1913*. Stuttgart: Strecker und Schröder.
- Köhler, Ulrich (1969). *Gelenkter Kulturwandel im Hochland von Chiapas. Eine Studie zur angewandten Ethnologie in Mexiko*. Bielefeld: Bertelsmann Universitätsverlag.

- (1992). Assimilierungszwang und indianische Reaktion nach der Conquista und heute. In: Urs Altermatt/Adrian Holderegger/Pedro Ramírez (Hg.), *Zur Wieder-Entdeckung der gemeinsamen Geschichte. 500 Jahre Lateinamerika und Europa*. Fribourg: Universitätsverlag.
- (1996a). Indianische Lebensformen und Umweltschutz in Lateinamerika. In: Alfred Bittner (Hg.), *Nachhaltige Entwicklung und Umweltschutz in der Dritten Welt. 16. Tübinger Gespräch zu Entwicklungsfragen*. Baden-Württemberg: Ministerium für Umwelt und Verkehr., S. 45-54.
- (1996b). Le cycle lunaire et sa signification chez les Indiens mexicains. In: Pierre Erny (Hg.), *Des astres et des hommes*. Paris: L'Harmattan, S. 75-87.
- Kornblith, Miriam/Maignón, Thaís (1985). *Estado y gasto publico en Venezuela, 1836-1980*. Caracas: Universidad Central de Venezuela.
- Kosz, Michael (1997). Probleme der monetären Bewertung von Biodiversität. *Zeitschrift für Umweltpolitik und Umweltrecht* (4), S. 531-550.
- Kothari, Ashish (1998). Biopiracy unlimited. *Frontline*, 17. April, S. 66-70.
- Kressing, Frank (1994). Wer sind indigene Völker? Eine Begriffserklärung. In: Hannelore Muth/Friderike Seithel (Hg.), *Indigene Völker. Zwischen Vernichtung und Romantisierung*. Mönchengladbach: InfoeVerlag, S. 9-24.
- Kreuter, Gretchen (1973). Empire on the Orinoco: Minnesota Concession in Venezuela. *Minnesota History* 43 (6), S. 198-212.
- Kuppe, René (1987). The Indigenous Peoples of Venezuela and the National law. *Law & Anthropology* 2, S. 113-138.
- (1993). Die Demarkierung indianischer Territorien im Brennpunkt internationaler Kooperation. In: Gesellschaft für bedrohte Völker (Hg.), *Land ist Leben. Bedrohte Völker im Kampf gegen die Zerstörung der Umwelt*. Wien: Dachs, S. 40-50.
- (1994). Indianische Landrechte und Naturschutz zonen in Venezuela. In: Doris Cech/Elke Mader/Stefanie Reinberg (Hg.), *TIERRA - indigene Völker, Umwelt und Recht*. Frankfurt a.M.: Brandes und Apsel/Südwind, S. 87-104.
- LaFeber, Walter (1963). *The New Empire. An Interpretation of American Expansion 1860-1898*. Cornell University Press: Ithaca.
- Lamprecht, Hans (1986). *Waldbau in den Tropen : die tropischen Waldökosysteme und ihre Baumarten - Möglichkeiten und Methoden zu ihrer nachhaltigen Nutzung*. Hamburg: Parey.
- Langlo, Peter (2000). Verführung und Verstrickung. Bilder des Tropenwaldes in deutschsprachiger Exil- und Nachkriegsliteratur. In: Michael Flitner (Hg.), *Der deutsche Tropenwald. Bilder, Mythen, Politik*. Frankfurt/M.: Campus, S. 174-194.
- Larenz, Antonius (1992). Öko-Heilige oder: Renaissance der Naturvölker. *INFOE-Magazin* (1), S. 30-32.
- Latour, Bruno (2001). *Das Parlament der Dinge : für eine politische Ökologie*. Frankfurt am Main.
- Lay, Eva (1999). *Die sozio-politischen Probleme Venezuelas im dramatischen Werk von Luis Chesney Lawrence*. Johannes Gutenberg -Universität Mainz, Diplomarbeit.
- Lemmo, A. (1986). *Notas acerca de la histografía inglesa sobre Venezuela: siglos XVI, XVII, XVIII*. Caracas: UCV.
- Level, Andrés Eusebio (1850). *Informe sobre el alto, central y bajo Orinoco en 1847*. Caracas: Imprenta de Diego Campbell.
- Levine, Daniel H. (1973). *Conflict and political change in Venezuela*. Princeton: Princeton University Press.
- Levy, Fred D. (1968). *Economic Planung in Venezuela*. New York: Frederick A. Praeger Publishers.
- Lézy, Emmanuel (2000). *Guyane, Guyanes. Une géographie 'sauvage' de l'Orénoque à l'Amazonie*. Paris: Belin.
- Li, Tania Murray (1999). Compromising Power, Development, Culture and Rule in Indonesia. *Cultural Anthropology* 14 (3), S. 295-322.

- Lieuwen, Edwin (1954). *Petroleum in Venezuela: A History*. Berkeley: University of California Press.
- (1961). *Venezuela*. London u.a.: Oxford University Press.
- Lombardi, John V. (1982). *Venezuela. The search for order, the dream of progress*. New York; Oxford: Oxford University Press.
- López, Víctor M. (1981). *El Oro en Venezuela. Segunda Parte*. Caracas: Ministerio de Energía y Minas.
- Lugo, Maria/Demartino, Astur (1992). El rescate de los usos tradicionales de los bosques tropicales. *Seforven. Revista del servicio autónomo forestal venezolano* 3(7), S.14-15.
- Lüttenkirchen, Willy (1992). *Letzte Tage im Paradies. Der verzweifelte Kampf der Naturvölker*. Aachen: Missio-Aktuell-Verlag.
- Maderspacher, Florian/Stüben, Peter E. (Hg.)(1984). *Bodenschätze kontra Menschenrechte. Vernichtung der letzten Stammesvölker und die Zerstörung der Erde im Zeichen des Fortschritts*. Hamburg: Junius.
- Magaña, Edmundo (1988). *Orión y la Mujer Pléyades. Simbolismo astronómico de los indios Kaliña de Surinam*. Amsterdam: CEDLA.
- (1993). El Señor del Infierno y sus Marmitas: Europa y su Interpretación Kaliña (Surinam). In: G.H. Gossen/J.J. Klor de Alva/M. Gutiérrez Estévez/M. León-Portilla (Hg.), *De Palabra y Obra en el Nuevo Mundo*. Madrid: Siglo XXI de España, S. 377-394.
- Magister, Karl-Heinz (1997). El Dorado, das Gold und die Repräsentation des "abwesenden Anderen" in Sir Walter Raleighs *Guiana* (1596). In: Hermann Herlinghaus/Utz Riese (Hg.), *Sprünge im Spiegel: postkoloniale Aporien der Moderne in beiden Amerika*. Bonn: Bouvier, S. 111-137.
- Mansutti, Alexander (1981). *Penetración y Cambio Social entre los Akawaio y Pemon de San Martín, Anacoco*. Caracas: IVIC.
- (1989). Colonización y cambio social: Los Kariña del Estado Anzoátegui. *Boletín Antropológico* (16), S. 62-77.
- (1990). *Los Piaroa y su territorio*. Caracas: CEVIAP (Centro Venezolano de Investigaciones en Antropología y Población).
- (1993). Una mirada al futuro de los indígenas de Guayana. *Boletín Antropológico* (29), S. 16-32.
- Marcus, George E. (1995). Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-sited Ethnography. *Annual Review of Anthropology* 24, S. 95-117.
- MARNR (1983). *Sistemas Ambientales Venezolanos. Región Guayana. Estado Bolívar*. Caracas: Ministerio del Ambiente y de los Recursos Naturales Renovables.
- (1995). *Conservación y Manejo sostenible de la Diversidad Biológica en Venezuela. Propuesta Conceptual*. Caracas: Ministerio del Ambiente y de los Recursos Naturales Renovables.
- (1997a). *Plan de Ordenamiento Reserva Forestal Imataca*. Caracas: Ministerio del Ambiente y de los Recursos Naturales Renovables.
- (1997b). *Estrategia Nacional de la Diversidad Biológica y su Plan de acción: Consideraciones Metodológicas*. Caracas: Ministerio del Ambiente y de los Recursos Naturales Renovables.
- Marrero, Levi (1964). *Venezuela y sus Recursos*. Caracas: Cultural Venezolana, S.A.
- Martín Frechilla, Juan José (1994). *Planes, planos y proyectos para Venezuela: 1908-1958*. Caracas: UCV.
- Martínez Rubio, Juan (1966). Relación del estado presente de las Misiones que llamamos de los Llanos y el Orinoco en ocasión de que el Padre Vicente Loverzo fue muerto allí a manos de los infieles. In: José del Rey Fajardo (Hg.), *Documentos Jesuíticos relativos a la Historia de la Compañía de Jesús en Venezuela*. Caracas: Biblioteca de la Academia Nacional de la Historia, Vol. 79, S. 143-168.
- Martz, John D. (1986). Petroleum: The National and International Perspectives. In: John D. Martz/David J. Myers (Hg.), *Venezuela. The Democratic Experience*. New York: Praeger Publishers, S. 243-269.

- Matzart, Wolfgang (1996). *Lateinamerikanische Identitätsentwürfe, Essayistische Reflexion und narrative Inszenierung*. Tübingen: Narr.
- May, R.M. (1992). How many species inhabit the Earth? *Scientific American* 167 (4), S. 42-48.
- McBeth, B.S. (1983). *Juan Vicente Gomez and the Oil Companies in Venezuela, 1908-1935*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- McClintock, Anne (1995). *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. London: Routledge.
- Meggers, Betty (1954). Environmental Limitation on the Development of Culture. *American Anthropologist* 56, S. 801-824.
- (1971). *Amazonia: Man and Culture in a Counterfeit Paradise*. Arlington Heights: AHM Publishing Corp.
- Meillassoux, Claude (1982) *Femmes, greniers et capitaux*. Paris: Maspero.
- Méndez, Diana (1999). *Conflicto sociopolítico y socioambiental de la apertura minera en la Reserva Forestal Imataca*, UCV.
- Menezes, Mary Noel (1977). *British policy towards the Amerindians in British Guiana, 1803-1873*. Oxford: Clarendon Press.
- (Hg.)(1979). *The Amerindians in Guyana, 1803-73. A Documentary History*. London: Frank Cass.
- (1988). The Amerindian of Guyana: Original Lords of the Soil. *América Indígena* XLVIII (2), S. 353-376.
- Metzger, Duane G./Williams, Gerald E. (1966). Some Procedures and Results in the Study of Native Categories: Tzeltal "Firewood". *American Anthropologist* (68), S. 389-407.
- Meyers, Fred (1991). Representing Culture: the Production of Discourse(s) on Aboriginal Acrylic Paintings. *Cultural Anthropology* 5, S. 26-62.
- MIG (Movimiento Indígena de Guayana) (1995). *Informe de la situación general de los indígenas Kariña de la zona Bochínche - Municipio Sifontes*. Ciudad Bolívar: MIG.
- Milhou, Alain (1994). Die Neue Welt als geistiges und moralisches Problem (1492-1609). In: Horst Pietschmann (Hg.), *Handbuch der Geschichte Lateinamerikas. Bd. 1. Mittel, Südamerika und die Karibik bis 1760*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 274-296.
- Mintz, Sidney W. (1985). *Sweetness and power: the place of sugar in modern history*. New York: Viking.
- Miranda, M./WRI (1998). *All that glitters is not gold. Balancing conservation and development in Venezuelas Frontier Forest*. New York: World Resources Institut (WRI).
- Mogollón-Rojas, Ivor D. (2002). The Preservation of Local Biodiversity Inheritance and Indigenous People's Knowledge Proprietorship in the Venezuelan and Andean Community Legislation. *Journal of World Intellectual Property*, S. 535-543.
- Mommer, Bernard (1983). *Die Oelfrage: die Bedeutung der Grundrente in der Petroleumproduktion*. Baden-Baden: Nomos (zugl. Diss. Universität Tübingen).
- Montrose, Louis (1991). The Work of Gender in the Discourse of Discovery. *Representations* 33, S. 1-41.
- Moohr, Michael (1975). The Discovery of Gold and Development of Peasant Industries in Guyana, 1881-1914. A Study in the Political Economy of Change. *Caribbean Studies* 15 (2).
- Morales Méndez, Filadelfo (1983). *Del Morichal a la Sabana. Las Empresas indígenas: Un Modelo Etnocida de Desarrollo. El Caso de La Comunidad Kariña de Cachama*. Caracas.
- (1990). *Los Hombres del Onoto y la Macana*. Caracas: Editorial Tropykos.
- Morales Méndez, Filadelfo/Arvelo-Jiménez, Nelly (1981). Modelo de Estructura Caribe. *América Indígena* Vol. XLI (4), S. 603-624.
- Morales Méndez, Filadelfo/Capriles de Prada, Marialena/Biord-Castillo, Horacio (1987). *Historia Kariña de los Siglos XVI y XVII*. Caracas: Italgráfica.

- Morillo, Róger Darío (1989). El litigio limítrofe de Venezuela y Guyana: prospectiva geopolítica. *Revista Venezolana de Ciencia Política* II (5), S. 335-372.
- Morisse, Lucien (1901a). *Le Caoutchouc du Haut-Orénoque et les Guttas-Perchas Américaines*. Paris: Imprimerie des Arts et Manufactures.
- (1901b). *Études Nouvelles. Les Gommés du Bas-Orénoque*. Paris: Imprimerie des Arts et Manufactures.
- (1904). *Excursion dans L'Eldorado (El Callao)*. Paris: Association d'imprimeurs.
- Morisse/Laffitteau, Lucien (1901). *Étude sur L'Orénoque*. Paris: Imprimerie des Arts et Manufactures.
- Mosonyi, Esteban Emilio (1982). Die indianische Bewegung und ihre Verbündeten in der gegenwärtigen Lage Venezuelas, *Indianer in Lateinamerika. Neues Bewußtsein und Strategien der Befreiung. Dokumente der zweiten Tagung von Barbados*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag, S. 98-106.
- Mosonyi, Jorge C. (1978). *Diccionario básico del Idioma Cariña*. Caracas: UCV: Facultad de Ciencias económicas y sociales.
- MRE (1962). *Los límites de Venezuela con la Guayana Británica*. Caracas: Publicaciones del Ministerio de Relaciones Exteriores.
- (Hg.)(1967). *Mensajes presidenciales y discursos de cancilleres. Reclamación de la Guayana Esequiba*. Caracas: Publicaciones del Ministerio de Relaciones Exteriores.
- (1970). *Libro Amarillo*. Caracas: Ministerio de Relaciones Exteriores de Venezuela.
- Müller, Barbara/Grimmig, Martina/Aicher, Christoph (1998). *State resource politics in the realm of crisis : the forest reserve Imataca under dispute*. SEFUT Working Paper 4. Freiburg.
- Münzel, Mark (1991). Indianisches Umweltverständnis im Amazonasgebiet – und europäische Begeisterung dafür. In: U. Scholz (Hg.), *Tropischer Regenwald als Ökosystem*. Gießen, S. 111-114.
- Murdoch, Jonathan/Clark, Judy (1994). Sustainable Knowledge. *Geoforum* 25 (2), S. 115-132.
- Narotzky, Susana (1997). *New Directions in Economic Anthropology*. London: Pluto Press.
- Nascimento, C.A./Burrowes, R.A. (Hg.)(1970). *A Destiny to Mould: Selected Discourses by the Prime Minister of Guyana*. London: Longman.
- Nash, June (1979). *We eat the mines and the mines eat us*. New York: Columbia University Press.
- (1981). Ethnographic aspects of the world capitalist system. *Annual Review of Anthropology* 10, S. 393-423.
- Nava, Julian (1965). The Illustrious American: The Development of Nationalism in Venezuela under Antonio Guzmán Blanco. *The Hispanic American Historical Review* 45, S. 527-543.
- Netscher, P. M. (1888). *History of the Colonies Essequibo, Demerary & Berbice. From the Dutch Establishment to the Present Day*. Gravenhage: Martinus Nijhoff.
- Niekisch, Sibylle (2002). *Kolonisation und Konsum. Kulturkonzepte in Ethnologie und Cultural Studies*. Bielefeld: transkript-Verlag.
- Núñez, Enrique Bernardo (1977 [1962]). *Tres momentos en la controversia de límites de Guayana*. Caracas: Ediciones del Ministerio de Educación.
- OCEI (1992). *Censo Indígena de Venezuela 1992*. Caracas.
- (1995). *Censo poblacional del Estado Bolívar*. Caracas.
- Ochoa, José (1993). Diseño de un sistema de corredores de vida silvestre en bosques productores de maderas de la Guayana Venezolana. In: A. Vega (Hg.), *Conservation Corridors in the Central American Region*. Gainesville, Florida: Tropical Research and Development, Inc.
- (1994). Una alternativa para el diseño de reservorios genéticos en bosques productores de maderas de la Guayana. *Seforven. Revista del servicio autónomo forestal venezolano* 5 (10), S. 26-28.
- (1995). Los mamíferos de la región de Imataca, Venezuela. *Acta Científica Venezolana* (46), S. 274-287.

- (1997). Sensibilidades potenciales de una comunidad de mamíferos en un bosque productor de maderas de la Guayana Venezolana. *Interciencia* 22 (3), S. 112-122.
- (1998). Preliminary assessment of the effects of logging on the composition and structure of forests in the Venezuelan Guayana Region. *Interciencia* 23 (4), S. 197-207.
- Ojer, Pablo (1982). *Sumario histórico de la Guayana Esequiba*. Maracaibo; San Cristóbal.
- Ong, Aihwa (1987). *Spirits of resistance and capitalist discipline: factory women in Malaysia*. Albany, NY: State Univ. of New York Press.
- (1997). *Ungrounded empires : the cultural politics of modern Chinese transnationalism*. New York: Routledge.
- Orlove, Benjamin/Brush, Stephen (1996). Anthropology and the Conservation of Biodiversity. *Annual Review of Anthropology* 25, S. 325-352.
- Ortiz, Fernando (1987). *Tabak und Zucker : ein kubanischer Disput*. Frankfurt am Main: Insel-Verlag.
- Oxford-López, E. (1948). *Apuntaciones para una geografía económica del Estado Bolívar*. Caracas: Tipo Garrido.
- Pagden, Anthony (1986). *The Fall of Natural Man. The American Indian and the Origins of Comparative Ethnology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1996). *Das Erfundene Amerika: der Aufbruch des europäischen Denkens in die Neue Welt*. München: Diederichs.
- Parry, Jonathan/Bloch, Maurice (Hg.)(1989). *Money and the Morality of Exchange*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Pearson, Henry C. (1911). *The Rubber Country of the Amazon*. New York: The India Rubber World.
- Peberdy, P. Storer (1948). *Report of a Survey of Amerindian Affairs in the Remote Interior*. London: Colonial Development and Welfare Scheme D. 246.
- Peluso, Nancy Lee (1995). Whose Woods are These? Counter-Mapping Forest Territories in Kalimantan, Indonesia. *Antipode* 27 (4), S. 383-406.
- Perera, Miguel A. (1990). Actividad cauchera e impacto ambiental en el Territorio Federal Amazonas, Venezuela. *Revista Española de Antropología Americana* (20), S. 221-250.
- (1993). *El Amazonas Venezolano. Impacto y Ecodesarrollo*. Madrid: CEDEAL.
- Perkins, H. (1896). *Notes on British Guiana and its gold industry*. London: Low, Marston and Co.
- Philip, George (1982). *Oil and Politics in Latin America. Nationalist Movements and State Companies*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Plattner, Stuart (1989). Economic Anthropology. Introduction. In: Stuart Plattner (Hg.), *Economic Anthropology*. Stanford: Stanford University Press, S. 1-20.
- Polansky, Cecilia/Heermans, John (2004). Developing forest management plans with high-tech tools and traditional knowledge in Zambia. *Journal of Forestry* 102 (5), S. 46-51.
- Polanyi, Karl/Ahrensberg, Konrad/Pearson, Harry (1957). *Trade and market in the early empires : economies in history and theory*. New York: Free Press.
- Pollak-Eltz, Angelina (1971). Die Kariña-Kariben von Anzoátegui, Venezuela. *Ethnologische Zeitschrift*, S. 65-84.
- Pörtl, Klaus (1999). Venezuela y Latinoamérica en la obra dramática de Luis Chesney Lawrence. In: Matthias Perl/Klaus Pörtl (Hg.), *Identidad cultural y lingüística en Colombia, Venezuela y en el Caribe hispánico*. Tübingen: Niemeyer, S. 45-54.
- Posey, Darell A./Dutfield, Graham (1996). *Beyond intellectual property. Toward traditional resource rights for indigenous peoples and local communities*. Ottawa.
- Potelet, Janine (1991). Cainama, novela del Indio Caribe. In: Charles Minguet (Hg.), *Rómulo Gallegos. Canaima*. Madrid: CSIC, S. 377-416.

- Poyo, Tito (1990). El movimiento nacional indio en Venezuela. In: Instituto Indigenista Interamericano/Fundación García Arévalo (Hg.), *Pueblos y políticas en el Caribe amerindio*. México: III & Fundación García Arévalo, S. 107-113.
- Pratt, Alan (1991). *Discourses of Locality. Environment and Planning A* 23, S. 257-266.
- Pratt, Mary Louise (1992). *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation*. London; New York: Routledge.
- PRODESSUR (1994). *Proyecto de Desarrollo sustentable del Sur*. Caracas: Comisión Presidencial para el Proyecto de Desarrollo Sustentable del Sur
- Putz, Francis E./Holbrook, N. Michele (1988). Tropical Rain-Forest Images. In: Julie S. Denslow/Christine Padoch (Hg.), *People of the Tropical Rain Forest*. Berkeley: University of California Press, S. 37-52.
- Radcliffe, Sarah A. (1996). Imaginative Geographies, Postcolonialism, and National Identities: Contemporary Discourses of the Nation in Ecuador. *Eucumene* 3 (1), S. 23-42.
- (1998). Frontiers and popular nationhood: geographies of identity in the 1995 Ecuado-Peru border dispute. *Political Geography* 17 (3), S. 273-293.
- Racliffe, Sarah A./Westwood, Sallie (1996). *Remaking the nation: identity and politics in Latin America*. London: Routledge.
- RAFI (1995). Biopiracy Update: A Global Pandemic. *RAFI Communiqué* Sept/Oct.
- Raleigh, Sir Walter (1848 [1596]). *The Discovery of the Large, Rich and Beautiful Empire of Guiana (1596)*. London.
- (1988). *Gold aus Guyana: Die Suche nach El Dorado*. Stuttgart: Thienemann.
- Ramos, Alcida (1994). The Hyperreal Indian. *Critique of Anthropology* 14 (2), S. 153-171.
- Ramos Pérez, Demetrio (1944). El problema caribe en el sigl XVIII y la exploración de las tierras entre el Cuchivero y el Caur. *Revista de Indias* (15).
- (1946). *El Tratado de Limites de 1750 y la Expedición de Iturriaga al Orinoco*. Madrid.
- (1973). *El mito del Dorado, su génesis y proceso*. Caracas: Biblioteca de la Academia Nacional de la Historia.
- Redford, Kent H. (1991). The Ecologically Noble Savage. *Cultural Survival Quarterly* 15 (1), S. 46-48.
- Redford, Kent H./Manour, Jane A. (1996). *Traditional People and Biodiversity Conservation in large tropical Landscapes*. Arlington: America Verde Publications.
- Redford, Kent H./Padoch, Christine (Hg.)(1992). *Conservation of Neotropical Forests: Working from Traditional Resource Use*. New York: Columbia University Press.
- Rees, Judith (1989). Natural Resources, Economy and Society. In: Derek Gregory/Rex Walford (Hg.), *Horizons in Human Geography*. Basingstoke: MacMillan, S. 364-393.
- Rey, Pierre-Philippe (1971). *Colonialisme, néo-colonialisme et transition au capitalisme: exemple de la 'Comilog' au Congo-Brazzaville*. Paris: Maspero.
- Rich, Adrienne (1986.). *Your native land, your life : poems*. New York: Norton.
- Ridgwell, W. M. (1972). *The Forgotten Tribes of Guyana*. London: Tom Stacey Ltd.
- Rivera, José Eustasio (1975 [1924]). *La vorágine. Preliminar de Jordi Estrada*. Barcelona: Ed. Planeta,.
- Rivière, Peter (1977). Some problems in the comparative study of Carib societies. In: Ellen B. Basso (Hg.), *Carib-speaking Indians: culture, society and language*. Tuscon: The University of Arizona Press, S. 39-42.
- (1984). *Individual and society in Guiana. A comparative study of Amerindian social organization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Robinson, David J. (1968). El Desarrollo de la Explotación del Oro y su Impacto Sobre el Paisaje Humanizado de la Guayana Venezolana en el Siglo Diecinueve. *Revista Geográfica* IX (21), S. 39-71.

- (1975). The Syndicate System of the Catalan Capuchins in Colonial Southeast Venezuela. *Revista de Historia de América* Vol. 79, S. 63-76.
- Rodríguez Gilly, Claudia (2001). *Conflicto Ambiental e Indígena en el estado Bolívar (1997-2000)*. Unpublished Maestría, Universidad Simón Bolívar.
- Rodríguez, Iokiñe (1998). Using PRA in conflict resolution: Lessons from a Venezuelan experience in Cainama National Park. *PLA Notes* 33, S. 3-10.
- Rodríguez, Jon Paul (2000). Impact of the Venezuelan economic crisis on wild populations of animals and plants. *Biological Conservation* 96, S. 151-159.
- Rodway, James (1912). *Guiana: British, Dutch, and French*. London; Leipzig: T. Fisher Unwin.
- Romanoff, S. (1992). Food and Debt among Rubber Tappers in the Bolivian Amazon. *Human Organization* 51, S. 122-135.
- Roseberry, William (1983). *Coffee and capitalism in the Venezuelan Andes*. Austin: University of Texas.
- (1989). Peasants and the World. In: Stuart Plattner (Hg.), *Economic Anthropology*. Stanford: Stanford University Press, S. 108-126.
- (Hg.)(1995). *Coffee, society, and power in Latin America*. Baltimore: Johns Hopkins Univ. Press.
- Roß, Norbert (2001). *Bilder vom Regenwald: Mentale Modelle, Kulturwandel und Umweltverhalten bei den Lakandonen in Mexiko*. Münster/Hamburg: Lit-Verlag.
- Rößler, Martin (1999). *Wirtschaftsethnologie: eine Einführung*. Berlin: Reimer.
- Roth, Ingrid (1981): *Structural patterns of tropical barks*. Stuttgart: Borntraeger.
- Roth, Walter E. (1929). *Additional Studies of the Arts, Crafts and Customs of the Guiana Indians, with special reference to those of souther British Guiana*. Washington, D.C.: Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology.
- Rusin, Beatrix Maria (1981). *Mensch und Urwald im hispano-amerikanischen Roman*. Wien, Köln, Graz: Hermann Böhlaus Nachf.
- Sahlins, Marshall (1988). Cosmologies of Capitalism: The Trans-Pacific Sector of 'The World System'. *Culture, power, history*, S. 412-456.
- (1994). *Kultur und praktische Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Salazar-Corillo, Jorge (1994). *Oil and development in Venezuela during the twentieth century*. Westport: Praeger.
- Schlehe, Judith (2002). Legenden, Gendersymbolik und Heilserwartungen in der Mongolei und im Internet. In: Hans-Peter Ecker (Hg.), *Legenden. Geschichte, Theorie, Pragmatik*. Passau: Rothe, S. 163-183.
- (2003). Ethnologie des Tourismus: Zur Entgrenzung von Feldforschung und Reise. *Peripherie. Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt* 23 (89), S. 31-47.
- Schmidt, Geo A./Marcus, August (Hg.)(1943). *Handbuch der tropischen und subtropischen Landwirtschaft*. Berlin: E.S. Mittler & Sohn.
- Schmink, Marianne/Wood, Charles H. (1987). The 'political ecology' of Amazonia. In: Paul Little/M. Horowitz (Hg.), *Lands at risk in the Thirld World: local-level perspectives*. Boulder: Westview Press, S. 38-57.
- Schneider, Barbara (2002). *In den Tiefen des Tropenwaldes. Eine politisch-ökologische Betrachtung des Gold- und Diamantenbergbaus im Südosten Venezuelas*. Stuttgart: ibidem-Verlag.
- Schneider, Christian (1994). 'Aquí estamos - hier sind wir'. *Indigene Gruppen Venezuelas zwischen ethnischer Identität, indianischer Bewegung und staatlicher Politik*. Münster: Unveröff. Magisterarbeit a. d. Philos. Fakultät d. Westfälischen Wilhelms-Universität.
- Schomburgk, Richard (1847). *Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840-1844 im Auftrag Seiner Majestät des Königs von Preussen-*. Leipzig: Verlagsbuchhandlung von J.J. Weber.
- (1848). *Reisen in Britisch-Guiana in den Jahren 1840-1844 im Auftrag Seiner Majestät des Königs von Preussen*. Leipzig: Verlagsbuchhandlung von J.J. Weber.

- Schomburgk, Robert Hermann (1841). *Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835-1839*. Leipzig: Georg Wigand Verlag.
- Schulz, Jochen (1994). *Indianerpolitik in Venezuela: Ansätze zur Mitsprache der Betroffenen*. Münster Hamburg: LIT Verlag.
- Schwerin, Karl H. (1966). *Oil and Steel. Processes of Karinya Culture Change in Response to Industrial Development*. Los Angeles: University of California Los Angeles.
- (1979). The role of migratory labor in Karinya cultural change. In: Luise Margolies (Hg.), *The Venezuelan peasant in country and city*. Caracas: Ediciones Venezolanas de Antropología (EDIVA), S. 18-28.
- (1983-1984). The kin-integration system among Caribs. *Antropológica* 59-62, S. 125-153.
- Scott, James C. (1985). *Weapons of the weak : everyday forms of peasant resistance*. New Haven, Conn: Yale University Press.
- Seitz, Stefan (2001). Mensch und Umwelt: Lebensformen im tropischen Regenwald. In: Kurt W. Alt/N. Rauschenberger (Hg.), *Ökohistorische Reflexionen. Mensch und Umwelt zwischen Steinzeit und Silicon Valley*. Freiburg i.B: Rombach Verlag, S. S.119-148.
- Senado de la República (1995). *Ley de comunidades, Pueblos y Culturas indígenas*. Caracas. Venezuela.
- Sider, Gerald (1987). When Parrots Learn to Talk, and Why They Can't: Domination, Deception, and Self-Deception in Indian-White Relations. *Society for Comparative Study of Society and History* 29 (1), S. 3-23.
- Sievers, Wilhelm (1921). *Venezuela*. Hamburg: L. Friederichsen & Co.
- Silva, Eduardo (1997a). The Politics of Sustainable Development: Native Forest Policy in Chile, Venezuela, Costa Rica and Mexico. *Journal of Latin American Studies* 29, S. 457-493.
- (1997b). Livelihood, Forests, and Politics in Costa Rica and Chile. The Struggle for Grassroots Development-Friendly Initiatives, *Paper presented at the Latin American Studies Association 20th International Congress, April 17-19, 1997*. Guadalajara, Mexico.
- Silver, John (1992). The Myth of El Dorado. *History Workshop Journal* (34), S. 1-15.
- Singh, Kelvin (1989). Oil Politics in Venezuela during the López Contreras Administration (1936-1941). *Journal of Latin American Studies* 21 (1), S. 89-104.
- Sizer, Nigel (1996). *Profit without Plunder: Reaping Revenue from Guyana's Tropical Forests without Destroying them*. Washington: World Resources Institute.
- Skurski, Julie (1994). The Ambiguities of Authenticity in Latin America: Doña Barbara and the Construction of National Identity. *Poetics Today* 15 (4), S. 605-642.
- Slater, Candace (1994). "All that glitters": Contemporary Amazonian gold miners' tales. *Society for Comparative Study of Society and History* 36 (4), S. 720-742.
- Sommer, Doris (1990). Irresistible Romance: The Foundational Fictions of Latin America. In: Homi K. Bhabha (Hg.), *Nation and Narration*. London & New York: Routledge, S. 71-98.
- Soza, Irene (1999). *Civil Society and Natural Resource Conservation in Venezuela: The Case of Imataca*. Toronto: York University.
- Spinner Jr., Thomas (1984). *A Political and Social History of Guyana, 1945-1983*. Boulder, London: Westview Press.
- Sponsel, Leslie E./Bailey, Robert C./Headland, Thomas N. (1996). Anthropological Perspectives on the Causes, Consequences, and Solutions of Deforestation. In: Leslie E. Sponsel et al. (Hg.), *Tropical Deforestation. The Human Dimension*. New York: Columbia University Press, S. 3-52.
- Stabb, Martin S. (1967). *In Quest of Identity. Patterns in the Spanish American Essay of Ideas, 1890-1960*. Chapel Hill: The University of North Carolina Press.
- Stanfield, Michael Edward (1998). *Red rubber, bleeding trees: violence, slavery, and empire in northwest Amazonia, 1850-1933*. Albuquerque: University of New Mexico Press.
- Stearns, E.W./Stearns, A.E. (1945). *The effect of smallpox on the destiny of the Amerindian*. Boston.

- Stockdale, F.A. (1911). Balata and Rubber in British Guiana, *Second International Rubber and Allied Trades Exhibition. Official Guide Book and Catalogue*. London, S. 421-431.
- Stoian, Dietmar (2000). *Variations and dynamics of extractive economies: the rural-urban nexus of non-timber forest use in the Bolivian Amazon*. Freiburg i. Brsg.: Dissertation der Albert-Ludwigs-Universität.
- Stüben, Peter E. (Hg.)(1985). *Kahlschlag im Paradies. Vernichtung der Regenwälder - das Ende der Stammesvölker*. Gießen: Focus Verlag.
- Stutzman, Ronald (1981). *El Mestizaje: An All-Inclusive Ideology*. In: Norman E. Whitten (Hg.), *Cultural transformations and ethnicity in modern Ecuador*. Urbana: Univ. of Illinois Press.
- Swan, Michael (1957). *Britisch Guiana. The Land of Six Peoples*. London: Her Majesty's Stationery Office.
- (1958). *The Marches of El Dorado*. Beacon Hill: Beacon Press.
- Tauli-Corpuz, Victoria (2004): *Biodiversity, Traditional Knowledge and Rights of Indigenous Peoples*. Third World Network.
- Taussig, Michael (1980). *The Devil and Commodity Fetishism in South America*. Chapel Hill: The University of North Carolina Press.
- (1984). Culture of Terror – Space of Death. Roger Casement's Putumayo Report and the Explanation of Torture. *Society for Comparative Study of Society and History* 26 (3), S. 467-497.
- (1987). *Shamanism, Colonialism, and the Wild Man: A Study in Terror and Healing*. Chicago; London: The University of Chicago Press.
- Texera Arnal, Yolanda (1991). *La exploración botánica en Venezuela (1754-1950)*. Caracas: Fondo Editorial Acta Científica Venezolana.
- (1994). Testigos de la historia. Viajeros y naturalistas en Venezuela durante el siglo XIX. (51), S. 189-198.
- Thomas, David J. (1972). The indigenous trade system of southeast Estado Bolívar, Venezuela. *Antropológica* 33, S. 3-37.
- (1982). Ephemeral Frontiers: In Venezuela, the last of the independent diamond miners lead a rugged existence. *Natural History* 88 (10), S. 66-71.
- Thomas, Nicholas (1991). *Entangled Objects. Exchange, Material Culture, and Colonialism in the Pacific*. Cambridge, London: Harvard University Press.
- (1992). The Cultural Dynamics of Peripheral Exchange. In: Caroline Humphrey/Stephen Hugh-Jones (Hg.), *Barter, Exchange and Value: An Anthropological Approach*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tietze, Wolf (Hg.)(1968). *Lexikon der geographischen Bezeichnungen*. Braunschweig: Westermann.
- Todorov, Tzvetan (1985). *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Tsing, Anna Lowenhaupt (1993). *In the Realm of the Diamond Queen: Marginality in an Out-of-the-Way Place*. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- (1994). From the Margins. *Cultural Anthropology* 9 (3), S. 279-297.
- (2000). Inside the economy of appearances. *Public Culture* 12 (1), S. 115-144.
- Turner, Terence (1991). Representing, Resisting, Rethinking: Historical Transformation of Kayapo Culture and Anthropological Consciousness. In: George Stocking (Hg.), *Post-Colonial Situation: The History of Anthropology*. Madison, Wisconsin: University of Wisconsin Press, S. 285-313.
- (1993). The role of indigenous peoples in the environmental crisis: The example of the Kayapó of the Brazilian Amazon. *Perspectives in Biology and Medicine* 36 (3), S. 526-545.
- Ugalde, Luis (1994). *Mentalidad Económica y Proyectos de Colonización en Guayana en los Siglos XVIII y XIX. El caso de la Compañía Manoa en el Delta del Orinoco*. Caracas: Academia Nacional de Ciencias Economicas. 2. Bde.

- UNEG-CIAG (1998). *Informe final. Cartografía de asentamientos indígenas contemporáneos en el Estado Bolívar*. Ciudad Bolívar: Universidad Nacional Experimental de Guayana/Centro de Investigaciones antropológicas de Guayana.
- (2000). *Diagnóstico de los conflictos socio-ambientales en Imataca. (Informe final)*. Ciudad Bolívar: Universidad Nacional Experimental de Guayana/Centro de Investigaciones Antropológicas de Guayana.
- UNEP (1992): *Global Biodiversity Strategy: Guidelines for Action to Save, Study and Use Earth's Biotic Wealth Sustainably and Equitably*. Nairobi.
- Urban, Greg/Sherzer, Joel (Hg.)(1991). *Nation-States and Indians in Latin America*. Austin: University of Texas Press.
- Úslar Pietri, Arturo (1936). Sembrar el petróleo. *Ahora* (14 de Julio).
- Vallenilla Harwich, Nikita (1990). Venezuelan positivism and modernity. *Hispanic American Historical Review* 70 (2), S. 327-344.
- VanCott, Donna Lee (Hg.)(1994). *Indigenous Peoples and Democracy in Latin America*. London.
- (2000). *The friendly liquidation of the past: the politics of diversity in Latin America*. Pittsburgh: Univ. of Pittsburgh.
- Varese, Stefano (1996). The New Environmentalist Movement of Latin American Indigenous People. In: Stephen Brush/Doreen Stabinsky (Hg.), *Valuing Local Knowledge: Indigenous People and Intellectual Property Rights*. Washington, D.C.: Island Press, S. 122-164.
- Vega, Agustín de (1974). Noticias del principio y progresos del establecimiento de las misiones de gentile en el Río Orinoco por la Compañía de Jesús. In: José del Rey Fajardo (Hg.), *Documentos Jesuiticos relativos a la Historia de la Compañía de Jesús en Venezuela*. Caracas: Biblioteca de la Academia Nacional de la Historia, Vol. 118, S. 1-149.
- Vila, Pablo (1965). *Geografía de Venezuela. El Paisaje Natural y el Paisaje Humanizado*. Caracas: Ministerio de Educación;.
- Villalon, María Eugenia (1985). *Aspectos fundamentales de la problemática indígena del Estado Bolívar: tenencia de la tierra, salud, educación, evangelización y política indigenista*. Ciudad Bolívar: Comisión para el estudio de la situación indígena del Estado Bolívar.
- (1988). *Proyecto de ordenación territorial de las areas bajo régimen de administración especial al este del Rio Caroní. Poblacion indígena*. Ciudad Bolívar: UNEG, Coordinación de Investigaciones Etnológicas.
- von Hahn, Anja (2004). *Traditionelles Wissen indigener und lokaler Gemeinschaften zwischen geistigen Eigentumsrechten und der public domain*. Berlin u.a.: Springer.
- von Müller, Sven (1953). *Venezuela heute*. Berlin.
- Wagley, C. (1977). *Welcome of Tears*. New York: Oxford University Press.
- Walter, Rolf (1980). Die wirtschaftliche Entwicklung Venezuelas und die venezolanisch-deutschen Handelsbeziehungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: T. et al. Heydenreich (Hg.), *Lateinamerika Studien. Venezuela - Kolumbien - Ecuador*. München: Wilhelm Fink, S. 51-108.
- (1990). Rolle, Einfluss und Bedeutung der USA bei den Konflikten in Venezuela um die Jahrhundertwende. In: Helmbrecht Breinig (Hg.), *Interamerikanische Beziehungen: Einfluss - Transfer - Interkulturalität*. Frankfurt a. Main: Verwuert, S. 25-36.
- (1991). Venezuela. *Hispanorama* 58, S. 7-71.
- (1997). *Europäische Unternehmen auf südamerikanischen Märkten. Das Beispiel Venezuela vor 1914*. Vierteljahrszeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Stuttgart: Steiner Verlag, S. 141-146.
- Weinstein, Barbara (1983). *The Amazon Rubber Boom, 1850-1920*. Stanford: Stanford University Press.
- (1986). The Persistence of Precapitalist Relations of Production in a Tropical Export Economy: The Amazon Rubber Trade, 1850-1920. In: M. Hanagan/C. Stephenson (Hg.), *Proletarians and Protest: the Roots of Class Formation in an Industrializing World*. New York: Greenwood Press.

- Weizsäcker, Christine von (1993). Competing Notions of Biodiversity. In: Wolfgang Sachs (Hg.), *Global Ecology: The Arena of Political Conflict*. London.
- Wellesley, A. Baird (1982). *Guyana Gold. The Story of Wellesley A. Baird. Guayana's Greatest Miner*. Washington: Three Continents Press.
- Whitehead, Neil L. (1988). *Lords of the Tiger Spirit. A History of the Caribs in Colonial Venezuela and Guyana, 1498-1820*. Dordrecht: Foris Publications Holland.
- (1990a). The Mazaruni pectoral. a golden artefact discovered in Guyana and the historical sources concerning native metallurgy in the Caribbean, Orinoco and Amazonia. *Archaeology and Anthropology* 7, S. 19-38.
- (1990b). Carib Ethnic Soldiering in Venezuela, The Guianas and the Antilles, 1492-1820. *Ethnohistory* 37 (4), S. 347-385.
- (1992). Tribes make States and States make Tribes. In: R. Brian Ferguson/Neil L. Whitehead (Hg.), *War in the Tribal Zone. Expanding States and Indigenous Warfare*. Santa Fé, New Mexico: School of American Research Press, S. 127-150.
- (1995). The Historical Anthropology of Text. The Interpretation of Raleigh's *Discovery of Guiana*. *Current Anthropology* 36 (1), S. 53-74.
- (1998). Colonial Chieftains of the lower Orinoco and Guayana Coast. In: Elsa M. Redmond (Hg.), *Chieftoms and chieftaincy in the Americas*. Gainesville: University of Florida Press, S. 150-163.
- (2002). *Dark Shamans. Kanaimà and the Poetics of Violent Death*. Durham/London. Duke Univ. Press.
- Wicht, Wolfgang (1997). Walter Raleigh - Guyana - Wilson Harris: Alterität und Identität des Ortes. In: Robert Weimann (Hg.), *Ränder der Moderne: Repräsentation und Alterität im (post)kolonialen Diskurs*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 186-241.
- Wilbert, Johannes (1957). El sistema de parentesco de los Cariña. *Antropológica* 3, S. 53-61.
- Willems-Braun, Bruce (1997). Buried Epistemologies: The Politics of Nature in (Post)colonial British Columbia. *Annals of the Association of American Geographers* 87 (1), S. 3-31.
- Williams, Brackette F. (1991). *Stains on My Name, War in My Veins. Guyana and the Politics of Cultural Struggle*. Durham, London: Duke University Press.
- Williams, Llewelyn (o.J.). Balata Report, *Balata - Massaranduba, Personal Papers of Llewelyn Williams, Botanical Garden, New York. Box 7, Series 3: Research Papers*.
- (o.J.). History of Balata, *Personal Papers of Llewelyn Williams, Botanical Garden New York, Box 5, Series 2: Manuskripts & Typescripts*.
- Williams, Nancy M./Baines, Graham (Hg.)(1988). *Traditional Ecological Knowledge. Wisdom for Sustainable Development*. Canberra: Australian National University.
- Wilson, Edward O. (1992). *The Diversity of Life*. Cambridge: Harvard Universtiy Press.
- Wolf, Eric R. (1986). *Die Völker ohne Geschichte: Europa und die andere Welt seit 1400*. Frankfurt/Main: Campus.
- World Bank (1990). *Indigenous Peoples in Bank-financed Projects*. Washington: World Bank.
- (1999). *Venezuela - The Imataca Forest Reserve and Environs: Issues in Resource Planning, Public Participation and Sustainable Management*. Washington: The World Bank [Confidential Report No. 18159-VE].
- WRI (1997). *The Last Frontier Forests: Ecosystems and Economies on the Edge*. Washington: World Resources Institute.
- Wright, Winthrop R. (1993). *Café con Leche. Race, Class and National Image in Venezuela*. Austin: University of Texas Press.
- Wunder, Sven (2003). *Oil Wealth and the Fate of the Forest. A comparative study of eight tropical countries*. London/New York: Routledge.
- Zamora, Margarita (1993). *Reading Columbus*. Berkeley: University of California Press.

- Zent, Stanford Rhode (1992). *Historical and Ethnographic Ecology of the Upper Cua River Wothiha: Clues for an Interpretation of Native Guianese Social Organization*. New York: Columbia University.
- Zerner, Charles (1996). Telling Stories about Biological Diversity. In: Stephen Brush/Doreen Stabinsky (Hg.), *Valuing Local Knowledge: Indigenous People and Intellectual Property Rights*. Washington, DC: Island Press, S. 68-101.